Die Hunyady.

Dritter Theil.

Die Hunyady.

Ein historischer Roman

von

Wilhelmine Guischard.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.

Erstes Kapitel.

Am Abend desselben Tags, wo Torftáh nach Ofen kam, leuchteten die Fenster der Königsburg gleich einem Feuermeer weithin durch die Nacht. Myriaden von Wachskerzen ergossen ihren Lichtglanz durch die reichgeschmückten Hallen, eine bunte, wogende Menge erfüllte die Räume, und immer noch strömten neue Gäste unter dem Vortritt ihrer mit Fackeln versehenen Diener dem großen Portale zu. Eine fröhliche Musik, von dem aufregenden Klang der Trompeten und Clarinetten untermischt, hieß die Gäste willkommen und ging bald in eine stürmische Fanfare über, als die Thüren sich weit öffneten, und ein langer Zug von Tschetris in der indischen Kriegertracht den Königssaal betrat, um drei herrlichen Masken einen Weg durch das bunte Gedränge zu bahnen.

Die mittlere derselben trug das kostbare, im Glanz von Edelsteinen strahlende Costüm eines indischen Fürsten. Dieser zur Seite schritten ein paar Maharattenhäuptlinge, weniger glänzend als ihr Souverän, aber nicht minder stattlich und majestätisch. Die Federn wogten auf ihren Häuptern, und ihr Schritt klang so gebieterisch wie einst der ihres mächtigen Volks, als es noch seinen Nachbarn das Sklavenjoch über

die Schultern werfen und seine Herrschaft von Reich zu Reich ausdehnen konnte.

„Das ist der König!" hörte man von allen Seiten flüstern; aller Augen richteten sich auf die kühnen Krieger, und wohin sie auch kamen, wichen die Masken ehrfurchtsvoll aus. Wie im Triumphe durchzog diese Trias die Reihen der theils in Zelte, theils in Gärten und Lauben umgewandelten Gemächer, in denen künstliche und natürliche Gewächse einen gleich balsamischen Duft aushauchten, wo zwischen Orangenbosquets zierliche Fontainen goldfunkelnden Tokayer in köstliche, reich mit Arabesken verzierte Becken ergossen, und hinter blühenden Sträuchern Waldnymphen und Flußgötter bei dem muntern Gewirre hervorlauschten.

„Grafen, wie gefällt euch mein Feenschloß?" fragte der König seine Begleiter, während er mit besonderm Wohlgefallen umherblickte und alles prüfte und musterte, was er zum Theil selbst angeordnet hatte. „Laßt uns heute Abend die Prinzen des verzauberten Palastes vorstellen; allein bei meiner indischen Krone! es wird schwer halten unter diesem wandelnden Walde von Masken die Dame unsers Herzens herauszufinden!"

„Wahrhaftig, das wird es, gnädiger Herr!" rief der Häuptling zu seiner Rechten, „denn hier sind nicht blos alle Nationen vertreten, selbst die armen Götter des Olympos wurden aus ihrer Ruhe gestört, um an dem Zauberfeste Antheil zu nehmen."

„Wir müssen es auf gut Glück wagen!" entgegnete heiter der Monarch. „Heute gehört der Ruhm nicht der kräftigsten Faust, sondern den schärfsten Augen!"

„Auch ihrer kann entbehren, wen der blinde Götterknabe durch die Stimme des Herzens leitet", antwortete der Krieger sich beurlaubend, um seinen Weg allein durch das

bunte Gedränge fortzusetzen. „Ich vergaß es nie ihm zu huldigen und will nun sehen, ob der schelmische Bursche im Himmel auch etwas von der Dankbarkeit, dieser Tugend der Menschenkinder, gelernt hat."

Nach wenigen Minuten war er den Blicken seiner Begleiter entschwunden. Der König lachte und scherzte mit verschiedenen Masken, glaubte diesen und jenen zu erkennen, täuschte sich aber gewöhnlich.

„Beim Himmel! Diese Mummerei könnte uns ungeduldig machen .... ist es doch, als ob alle närrischen Kobolde heute ihr Wesen trieben! .... Sie zerren uns hierhin und dorthin, wir meinen den Gegenstand unserer Wünsche gefunden zu haben, und wenn wir den Blick tiefer in die Augenhöhlen dieser Larven versenken, so lacht uns ein fremdes Bild daraus entgegen. Das Glück gleicht einer spröden Dame, es zu suchen ist vergeblich, laßt es uns erwarten!"

Hierauf zog sich der junge Fürst in eine laubenartige Vertiefung zurück, und während er sich auf ein Polster niederließ, winkte er seinem Begleiter ein Gleiches zu thun. Doch dieser war bereits hinter den Sitz des Königs getreten.

„Ihr übt die strenge Sitte des Morgenlandes, und ich fühle mich gerade heute aufgelegt das steife Hofceremoniell aus meiner Nähe zu verbannen .... Halt!" unterbrach er sich selbst, „die Maske dort sollte ich kennen. Dort, Graf! ich meine den etwas steifen Nobile, an dessen Arm sich die schöne Venetianerin hängt."

Der Häuptling lächelte.

„Nicht? Auch Ihr habt es errathen? .... Der alte Herr kennt seine Würde, so selbstbewußt weiß keiner außer ihm den Kopf zu tragen. Doch seine schöne Tochter hat den Grazien desto mehr abgelauscht .... scheint es doch, als wären Tag und Nacht zusammengerückt. Nun, Ihr gebt zu, daß

solche Extreme nicht zusammengehören! Beim Andenken Poppäa's *), wir wollen der schönen Maske einen passendern Begleiter verschaffen. Wie! seid Ihr mit unserer Absicht zufrieden?"

Was der Graf in der That dazu dachte, blieb zweifelhaft; eine Antwort war ihm erspart, da der König eben aufsprang und dem sorglos vorüberschreitenden Paare den Weg vertrat.

„Halt, edle Masken! ihr seid Ausländer, doch wer einmal die Grenzen unsers Reichs betritt, muß unserm Diadem huldigen!"

Die Ankommenden verneigten sich tief, denn beide hatten den Monarchen erkannt.

„Signora, ich werbe bei Euch für meinen Begleiter; wollt Ihr ihn diesen Abend zu Euerm Ritter erkiesen? Obgleich aus dem Lande stammend, von welchem Philostrat uns erzählt, daß die zwergartigen Pygmäen es bewohnen, die nicht mit Menschen, sondern mit Kranichen Krieg führen, und die der starke Hercules einst in seiner Löwenhaut forttrug, so ist er doch ein tapferer Ritter und bekannt mit den Gesetzen der Galanterie, als hätte er sie unter den stolzen Söhnen der Signoria gelernt!"

Das hinter der schwarzen Maske zu Boden geschlagene Auge der Dame ließ auch ohne eine Erwiderung ihre Gefühle errathen. Nachdem sie dem König ehrfurchtsvoll gedankt, erhob sie mit anmuthiger Bewegung den Kopf, blickte zum Ritter auf, legte den Finger auf die Lippen und hielt ihm ihre offene Hand entgegen.

„Ha, Ihr geht nur bedingungsweise auf unsern Vorschlag ein!" bemerkte lachend der Fürst. „Doch wenn er

---

*) Man nannte Poppäa die Erfinderin der Masken.

das Rechte trifft, so müßt Ihr Euch ergeben, schönes Fräulein, wie die blauen Wogen der besiegten Adria sich der Beherrscherin des Meeres an ihrem Ehrentage ergeben .... Nun", fuhr er zu seinem Begleiter gewandt fort, „an Euerm Auge hängt der Sieg, es ließ Euch nie im Stich, wenn es galt den Vogel im Fluge zu treffen."

Der junge Häuptling neigte sich über die weiße Hand, und fast ohne dieselbe zu berühren schrieb er einen Namen hinein. „Getroffen!" rief er dann triumphirend, indem er der Dame ins Auge schaute. „Mein Souverän, ich berufe mich auf Euer fürstliches Wort .... Gerechtigkeit muß mir werden!"

„Sie soll Euch werden, bei unserer Krone! Ich ernenne Euch für diesen Abend zum Cavalier des edeln Fräuleins .... Signor", wandte er sich an den Nobile, „Ihr seid einverstanden, denn Ihr gebt zu, daß die Dame einen Tänzer braucht, und Ihr waret derselben nur ein Führer!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, grüßte der König flüchtig und verlor sich unter die Masken. Der indische Häuptling reichte der schönen Venetianerin den Arm, um sie nach dem Königssaal zu führen, wohin die Flut der Gäste in der Erwartung des bald beginnenden Tanzes von allen Seiten strömte.

Der alte Nobile warf sich in stolzem Unmuth auf das Polster, welches der König bei seiner Ankunft verlassen hatte; verdrießlich stützte er den Kopf in die Hand und schien das bunte Gedränge um sich her ganz zu vergessen. Da hörte er plötzlich dicht an seiner Seite ein leises Geflüster, und zugleich wurde ein Name ausgesprochen, der seine Aufmerksamkeit anzog. Er erhob den Kopf, bog die Zweige des blühenden Mandelbaums, der einen Theil der Laube bildete, auseinander und erblickte zwei männliche Masken, von denen

die eine einen schwarzen Domino, die andere (in dem Costüm der Prämonstratenser, wie diese im Chor zu erscheinen pflegten) ein langes Mozett von Pelz über das Rochett, und statt des runden weißen Huts eine kleine viereckige Mütze trug. Beide sprachen eifrig miteinander, jedoch so gedämpft, daß der alte Venetianer sein Ohr gewaltig anstrengen mußte, um hin und wieder ein Wort zu erlauschen. Doch auch diese Fragmente schienen schon von besonderm Interesse, denn er beugte sich so weit als nur möglich zurück, ohne dadurch den Vorübergehenden auffällig zu werden.

„Ihr habt einen kecken Muth, Herr Ritter, daß Ihr Euch bis in die Königsburg wagt", sagte der schwarze Domino. „Sprecht, wie seid Ihr der Musterung der Herolde entgangen?"

„Kreuzelement! was denkt Ihr? Mein alter Wappenschild bürgt überall für einen bereitwilligen Empfang. Man hielt mich übrigens für meinen Vetter, dessen Name bekannt ist, und Muth — der gehört zu meinem Handwerk", antwortete der andere, während sein Auge so kühn durch die Maske blitzte wie das des bravsten Kämpen durch das Gitter seines Visirs. „Unter dem nüchternen Prämonstratenser wird doch niemand den Abtrünnigen und nun gar einen berüchtigten Bratrik vermuthen!"

„Wie nahmen die Grafen den Brief Euers Hauptmanns auf?"

„Sie waren nicht ganz einig — Graf Ladislaw, der älteste, zeigte sich entschieden dagegen, er scheint von den Ketzern eben keinen besonders guten Begriff zu haben, doch der Reichs- und Hofrichter, welcher sich gerade bei ihnen befand und dem sie den Brief und das Anerbieten meines Hauptmanns vorlasen, der ...."

Nun wurde das Gespräch so leise, daß der Nobile ein

paar Minuten lang trotz aller Anstrengung nichts vernehmen konnte.

„Die Entscheidung habt Ihr also erhalten?“ fragte der Domino wieder etwas lauter.

„Noch nicht. Der Bote erwartet mich, wenn ich zurückkomme; etwas Schriftliches wollen sie der Unsicherheit wegen nicht geben. Ich bin um die Zusage übrigens nicht in Zweifel, es wäre auch Tollheit ein solches Anerbieten in jetzigen Zeiten von der Hand zu weisen. Unsere Kerle sollen ihresgleichen suchen — seit wir Iwan zum Obern haben, nehmen wir es mit der ganzen kreuzbezeichneten Armee König Ladislaw's auf.“

„Wenn die Grafen Euch blos mündlichen Bescheid geben, so hättet Ihr es ja auch hier abmachen können. Sie sind beide in indischer Fürstentracht .... den einen sah ich noch vor wenigen Minuten im anstoßenden Saale.“

„Das hielten sie für gefährlich; wenn wir zusammen gesehen und erkannt würden, gäbe es unnöthigen Verdacht. Man soll ihnen ohnedies auf der Lauer sitzen.“

„Haltet Ihr Euch noch länger in der Stadt auf?“

„Nein, Herr Ritter. Wenn Ihr einen Auftrag an unsern Hauptmann habt, so gebt ihn mir hier .... die Nacht wird diesmal zum Tage gemacht; sobald ich ins Kloster zurückkomme, werf' ich diesen Firlefanz ab, lege meinen Lederkoller an, und dann geht's fort auf der Straße nach Waitzen!“

Der Nobile hatte genug gehört. Er stand leise auf und verließ die Laube ....

„Die Mühe wollen wir dir ersparen“, murmelte er kaum hörbar vor sich hin, während er nach einem Herolde umblickte. „Also die Corviner in Gemeinschaft mit diesem Gesindel, über welches die Bischöfe das Interdict gesprochen

haben, und das vogelfrei ist, wo man seiner habhaft wird! Eine gute Entdeckung .... der Bursche darf uns nicht entgehen!" .... Da kein Herold in der Nähe zu sehen war, so bahnte sich der Venetianer einen Weg durch die anstoßenden Gemächer, in der Absicht, der Wache den Auftrag zu geben sich des Bratrik beim Ausgang zu bemächtigen.

Die beiden Masken, ohne zu ahnen, daß noch ein dritter Zeuge ihres leisen Gesprächs gewesen, verließen gleichfalls bald darauf ihren Standort und begaben sich nach dem großen Saale, um dem eben begonnenen Tanze zuzuschauen. Der Domino schien unter der Menge jemand zu suchen, weshalb der Prämonstratenser ohne seinen Gefährten seine Rundschau allein fortsetzte. Fast ganz unbekannt in der Gesellschaft richtete er seine Aufmerksamkeit mehr auf das Allgemeine als auf einzelne Personen, und bemerkte es nicht, daß schon seit mehreren Minuten eine Maske im langen Pilgergewande ihn beobachtete. Endlich trat dieselbe aus dem Schatten hervor auf ihn zu, und indem sie den Finger zum Zeichen des Schweigens an die Lippen legte, machte sie ihm ein Zeichen mit der Hand sich einen Schritt zurück und aus der Gehörweite der nahe stehenden Personen zu begeben.

„Seid Ihr fremd in Ofen?" begann sie ihn scharf fixirend.

„Was gibt Euch ein Recht danach zu fragen?" entgegnete der Prämonstratenser mit einer Keckheit, die seine friedliebende Kleidung Lügen strafte.

„Das Interesse, welches ich nicht für Euch — denn ich kenne Euch nicht — sondern für diejenigen hege, welche Eure Unvorsichtigkeit in Gefahr bringen kann."

Der Mann, über den stolzen und herrischen Ton des

Fremden betroffen, faßte mechanisch nach der Seite, wo er gewöhnlich sein Schwert zu tragen pflegte.

„Antwortet schnell!" gebot ungeduldig der Pilger, der sich um die Handbewegung wenig kümmerte. „Ihr möchtet die Zögerung sonst bereuen, denn Ihr allein habt sie zu verantworten. Macht keine Umschweife, es handelt sich hier nur darum einem Irrthum vorzubeugen. Seid Ihr der, welchen ich suche, so sollt Ihr gleich mehr von mir erfahren."

„Nun ja, fremd bin ich freilich", erwiderte der Mann mürrisch. „Ich kam erst vor kurzem hier an und verlasse mit Tagesanbruch wieder die Stadt .... Ihr würdet mich zur Antwort bereitwilliger finden, wenn Ihr etwas höflicher fragtet."

„Zum Teufel, Mann, denkt jetzt nicht an Höflichkeit, es handelt sich hier um Freiheit und Leben — und zwar zunächst um das Eure!"

Der Prämonstratenser blickte überrascht auf. Er prüfte das Gesicht des Pilgers, doch seine Forschung brachte ihn um kein Haar breit weiter, denn es war ihm fremd wie das aller übrigen.

„Wenn Ihr kein Spion seid, so fragt, wozu Ihr Lust habt", rief er jetzt selbst mit mehr Hast, denn er fing an zu merken, daß die Sache ernsthafter sei, und ihm sein Ballvergnügen noch schlecht bekommen könnte. „Täuscht Ihr mich aber, so sollt Ihr mir und meinen Helfershelfern nicht entgehen, und wenn Ihr auf den Stufen des Thrones ständet."

Der Fremde schien auf diese Aeußerung keinen Werth zu legen, wie sich überhaupt aus seinem Betragen keine besondere Achtung vor dem Manne kund gab.

„Ihr habt unlängst mit einem schwarzen Domino gesprochen?" sagte er gelassen, aber bestimmt.

„Ja ....“

„Ihr habt einen Auftrag von dem Hauptmann der Bratriks an die Grafen von Hunyady?“

„Ja! ....“

„Besinnt Euch, habt Ihr vorhin dem Domino Eure Wohnung genannt?“

„Nein, das war überflüssig, denn er kennt sie.“

„Gut, so könnt Ihr noch dahin zurückkehren und die Antwort des Eurer harrenden Boten in Empfang nehmen.... Wißt, Ihr wurdet vorhin behorcht von einem der mächtigsten Magnaten; der Befehl Euch festzunehmen ist schon an alle Burgwachen ertheilt und die Hauptausgänge sind besetzt. Doch von hier könnt Ihr in eine Kammer gelangen, in der noch mehrere Maskenanzüge liegen. Werft den Eurigen in einen Winkel und nehmt den unscheinbarsten Domino, den Ihr finden könnt.“

Der Mann wollte etwas erwidern, doch der Pilger drängte ihn vorwärts.

„Dort hindurch ....“ fuhr er, ungeduldig nach dem Ausgang weisend, fort. „Geht den Corridor entlang bis rechts zum letzten Gemach. Ein Druck gegen das Schloß wird die Thür öffnen. Macht so schnell als möglich, ich kann nicht weiter mitgehen, denn wir dürfen so nicht nebeneinander gesehen werden. Hier will ich Euch aber erwarten, um Euch dann einen geheimen Ausgang aus der Burg zu zeigen.“

Während der Prämonstratenser schweigend den Rath des Fremden befolgte, trat der Pilger der größern Vorsicht wegen hinter einen Fenstervorhang. Sein Kopf lehnte gegen die Mauer; die Luft war drückend, er hatte Hut und Maske abgenommen, und seine Hand fuhr nachlässig durch die

glänzend schwarzen Locken seines Haupthaars, während das Auge sich langsam zum gestirnten Himmel erhob.

Die Stimmung des Mannes schien nicht in Einklang mit dem Feste, das ihn hergeführt, mit den glänzenden Prunkgemächern, die heute nur der Lust und Freude geöffnet sein sollten. Die Züge seines jugendlichen Gesichts konnten nicht den Ausdruck von Trotz und Bitterkeit, die um den Sieg zu kämpfen schienen, verbergen, hatten sich aber mit einer so tiefen Melancholie vermischt, daß man sah, sein Gefühl war bei dem, was ihn beschäftigte, wenigstens ebenso betheiligt als sein Verstand.

„Ist sie es werth, daß ich für sie ein Verräther an denen werde, die mir vertrauen?" sprach er in leisem Ton. „Ihre Brüder zeigen mir Mistrauen und Kälte, und sie .... ha! sie liebt mich, ich weiß es, und doch .... verschmäht sie mich! Ja, sie würde lächelnd den Thron besteigen, wenn sie es könnte! Könnte ...." setzte er halb sarkastisch, halb weich gestimmt hinzu. „Dieser König .... nein, sie wird nimmer die Seinige, wollte er auch, er darf es nicht, ihre Feinde lassen es nicht dazu kommen! .... Warum hast du die Treue gebrochen, die mir einst nicht dein Mund, aber dein Auge geschworen?" Er versank in tiefe Träumerei.

Auf einmal drang fröhliches Gelächter an sein Ohr; Stimmen näherten sich. Verdrießlich über die Störung wollte er nach seiner Maske greifen, doch dieselbe fiel zu Boden, und ehe er noch Zeit hatte sie aufzunehmen und vorzuhalten, war er schon von einigen eben ins Zimmer tretenden jungen Leuten erkannt.

„Wie, Rozgonyi, Ihr hier allein und so finstern Angesichts wie die Nacht unter den glänzenden Sternen!" rief ihm einer der Ankommenden entgegen. „Ich glaube gar, Ihr fangt Grillen! Fort damit, kommt in den Tanz=

saal, es geht dort her, als führte Terpsichore selbst den Reigen."

„Gut, gut! Geht nur voran, ich werde bald folgen", antwortete Rozgonyi dem Ritter, welchen er trotz der Verkleidung leicht an der Stimme erkannt hatte und gern los zu sein wünschte. „Die Luft ist drin so schwül, daß ich mich hierher flüchtete, um Athem zu schöpfen."

„Hier ist es um nichts besser", entgegnete lachend ein zweiter. „Rozgonyi, macht uns nichts weiß; Ihr erwartet jemand .... Wie, handelt es sich um ein verliebtes Stelldichein? Ja, ja, so ist es! .... Nun, da bezeichnet uns wenigstens die Dame Euers Herzens, damit wir ihr einen Wink geben, daß sie ihren harrenden Ritter nicht zu lange warten läßt ...."

„Spart Eure Erfindungsgabe bei mir", unterbrach ihn ärgerlich der junge Graf, „vielleicht könnt Ihr anderswo mehr Glück damit machen."

„Ihr habt recht, denn bei Euch scheint es in der That nicht zu erblühen .... Kommt, Ihr Herren, in den Tanzsaal! Laßt uns dem Beispiel Sr. Majestät folgen, der vorhin mit der stolzen Spanierin tanzte, als hätte er die Welt um sich her vergessen und feierte seinen Einzug in den himmlischen Harem der Houris."

„Palócz, ich möchte Euch eher rathen statt dessen ein paar Stunden Euern Schragen aufzusuchen, denn Ihr scheint die Welt in dem letzten Humpen Hypokras vergessen zu haben", bemerkte eine der Masken sehr ernsthaft, indem sie sich im Gemach umsah, ob noch irgendjemand Zeuge dieser leichtfertigen Worte gewesen war.

„Warum? Weil ich etwas zu tief hinter die Masken guckte? .... Macht König Ladislaw denn ein Geheimniß

aus seiner Zärtlichkeit für die schöne Gräfin, oder spielt sie etwa die Spröde? ...."

„Still, Unbesonnener .... Ihr schreit wahrhaftig, als ständet Ihr auf der Stechbahn, und Eure Stimme sollte die Trompete des Herolds übertönen", versetzte der Vorige, dem Pilger winkend ruhig zu bleiben, der aussah, als wäre er eben bereit jenem an den Kragen zu fahren. „Laßt ihn, Ihr seht ja, er hat zu viel getrunken; das beste wäre ihn ganz fortzubringen .... Aber um Gottes willen", setzte er zu den übrigen gewandt hinzu, „haltet ihn von dem Saal entfernt, in welchem sich der König befindet."

Sie nickten, lachten und fuhren fort mit dem Ritter ihren Scherz zu treiben, bis sie nach wenigen Minuten das Zimmer verließen; nur Paul von Buzlay, ein intimer Freund des Herrn von Rozgonyi, war zurückgeblieben.

Er reichte diesem die Hand. „Oswald, du bist verstimmt, was ist dir?" fragte er theilnehmend. „Man kennt dich kaum wieder .... sonst warst du überall, wo es lustig herging, und jetzt suchst du die Einsamkeit und meidest deine Freunde. Schlag' dir die treulose Gräfin aus dem Sinn; sie verdient es wahrhaftig nicht, daß ein Ritter wie du ihr noch länger anhängt."

Rozgonyi's schwarze, buschige Augenbrauen zogen sich zusammen. „Laßt das", sagte er stolz. Für Naturen wie die seinige war das Mitleid bitterer als das Unglück, jenes demüthigte ihn, diesem trat er mit eiserner Festigkeit entgegen. „Die Treue konnte sie nicht brechen", erwiderte er nach augenblicklicher Pause, „denn sie hatte sie niemals gelobt, und wenn der König mit ihr tanzt, so ist das eine Ehre, um welche andere Weiber sie beneiden, die jeder einzelnen unter allen, dort gleich Schmetterlingen Umherschwärmenden als das Ziel ihrer Wünsche erscheinen würde!"

„Aber sie tanzt nicht blos mit ihm, Rozgonyi, sie gestattet ihm auch Vertraulichkeiten, bei welchen die Rechte des Königs ein Ende haben .... Du bist zornig; ich sehe an deinem Gesichte, du zweifelst, aber ich schwöre dir bei meinem Ritterschwerte, daß ein Einverständniß zwischen ihnen obwaltet. Ungesehen war ich vorhin Zeuge, als er einen Ring abzog und ihn der Gräfin selbst an den Finger steckte, und während er dies that, beugte er sich nieder und preßte seine Lippen auf ihren entblößten Arm."

Rozgonyi stand bei dieser Erzählung unbeweglich; er wechselte nicht die Farbe, aber seine Lippen zuckten. „Und sie?" fragte er durch die Zähne, daß es fast unverständlich klang.

„Ich sah sie erröthen, denn sie hatte die Maske abgenommen", antwortete Buzlay, der mehr Theilnahme für seinen Freund empfand, als er sehen ließ, und ihn um jeden Preis von der fatalen Leidenschaft heilen wollte, obgleich des Ritters heftige Bewegung ihm zeigte, wie sehr derselbe unter diesem Versuch litt. „Sie ließ den Arm einen Augenblick in seiner Hand ruhen, aber sie wandte sich ab und wich dem Auge König Ladislaw's aus .... Oswald, bist du jetzt geheilt?"

Der Ritter lachte bitter. „Geheilt! .... Ja, ich bin geheilt .... ich wünsche ihr eine glückliche Hochzeitfeier."

„Oswald, ich glaubte bis heute nicht daran, und noch vor wenigen Stunden versicherte mich der Hauptmann von Veglas, ein Freund Gara's und Bánffy's, daß binnen Jahresfrist König Ladislaw mit der Prinzessin Margarethe von Frankreich vermählt sein würde. Seitdem ich aber den König vorhin sah, bin ich meiner Sache gewiß."

In diesem Augenblick öffnete sich leise die Thür nach dem Corridor, und ein maskirter Kopf sah hindurch. Roz-

gonyi's scharfes Auge wandte sich prüfend auf ihn, doch der Mann war so vollkommen verändert, daß er sich nicht durch den bloßen Blick genügend von der Identität desselben mit dem erwarteten Prämonstratenser überzeugen konnte und dessen Stimme zuvor hören wollte.

„Nur herein, Freund", rief er unbefangen. „Wen sucht Ihr?"

„Euch, edler Pilger", entgegnete der Fremde, der die Absicht verstand. „Ihr verspracht mir einen Augenblick Gehör zu schenken!"

„Was ich versprach, bin ich auch willens zu halten", erwiderte Rozgonyi, und zu seinem Freunde gewandt, setzte er hinzu: „Paul, ich habe noch ein Geschäft von wenigen Minuten. Geh voran, im Laubengange treffe ich dich!"

„Ein Maskenball ist ein vortrefflicher Ort; ganz geeignet für geheimnißvolle Geschäfte. Jobst hatte trotz seiner Betrunkenheit doch wol nicht so unrecht deinem Verweilen hier eine besondere Absicht zum Grunde zu legen? .... Nur über die Art und Weise täuschte er sich", fügte der junge Mann hinzu, indem sein lachender Gesichtsausdruck wieder in den inniger Theilnahme überging, und er seinem Waffenbruder treuherzig die Hand schüttelte, worauf beide nach verschiedenen Seiten das Gemach verließen.

„Die Verwandlung ist gelungen! Niemand wird Euch wiedererkennen", sagte der Pilger, den Fremden betrachtend, während er seinen Hut aufsetzte, aber die Maske in der Hand behielt. „Nun, schnell und behutsam!" Er führte den Bratrik durch verödete, zum Theil in tiefe Dunkelheit begrabene Gänge; unangefochten kamen sie über Höfe und Treppen bis an eine kleine, verschlossene Pforte.

„Ihr seht, ich bin hier genau bekannt", flüsterte er und langte von einem vorspringenden Gesims einen Schlüssel,

mit welchem er die niedrige, ins Freie hinausführende Thür öffnete. „Wohin geht Euer Weg?“

„Nach Altofen.“

„So wendet Euch nach jener Seite!“ und er deutete mit der Hand die von dem Fremden einzuschlagende Richtung an. „Ihr kommt wieder bei dem großen Portal vorbei, und da Ihr den Weg herfandet, so werdet Ihr Euch hoffentlich auch auf dem Rückwege nicht verirren. Zweierlei rathe ich Euch aber, im Fall Ihr nicht Lust habt mit der faulen Luft des Esonkatorony Bekanntschaft zu machen: erstens beschleunigt Eure Abreise; ehe der Tag graut, müßt Ihr die Stadt weit hinter Euch haben, und dann vermeidet die Straße nach Waitzen! Macht lieber einen Umweg und schlagt womöglich die entgegengesetzte Richtung ein, bis Ihr die Haiducken von Eurer Spur abgelenkt habt .... Euern Bekannten, den schwarzen Domino, werde ich noch aufsuchen und warnen. Gebt mir das Losungswort, an dem ich ihn erkenne.“

Der Fremde bedachte sich. „Martin von Heiligenkreuz! Den Namen wird er verstehen, wenn er der Rechte ist“, antwortete er leise, „und nun, Herr Pilger, nennt mir den Eurigen! Ihr habt mir und meinem Hauptmann einen wichtigen Dienst geleistet .... wenn wir ihn kennen, so mag es Euch in der Stunde der Noth einmal von Nutzen sein. Glaubt mir, unser Bund ist einflußreicher, als Ihr denkt; seine Macht erstreckt sich nicht blos über den Norden, auch die flachen Gegenden kennen uns, und selbst an den Grenzen von Rascien und Siebenbürgen wissen sich die Leute manches von den Bratriks zu erzählen.“

Der Pilger schüttelte den Kopf. „Ich begehre keinen Dank und habe Euch schon einmal gesagt, daß ich nicht Euertwegen, sondern aus Interesse für Personen handle,

die in Eure Angelegenheit verwickelt sind." Sein Gesicht nahm bei diesen Worten wieder den finstern Ausdruck von vorhin an.

„Ihr kennt die Statuten unsers Bundes nicht .... Gastfreundschaft und Dankbarkeit sind keinem Araber heiliger als uns", versetzte der Fremde. „Euer Schweigen schmälert den Werth Euers Dienstes .... es zeugt von Verachtung gegen uns!"

„Obgleich ich den eingelaufenen Nachrichten zufolge keine Ursache habe besondere Neigung für Euer gesetzloses Handwerk zu empfinden, so liegt es doch ebenso wenig in meiner Absicht Euch Verachtung zu zeigen, bevor die eigene Erfahrung mich über die Richtigkeit des allgemeinen Urtheils belehrt hat. Ich bin Oswald von Rozgonyi, Graf der Székler. Es thut aber nichts, wenn Ihr den Namen auch vergeßt, bis wir uns wieder begegnen." Nach dieser kalten Antwort wandte er sich ohne weitern Abschied, verschloß die Pforte hinter sich, legte den Schlüssel wieder an den bestimmten Ort und kehrte in das Schloß zurück.

Das kleine, vorhin von ihm verlassene Gemach war währenddessen nicht leer geblieben. Gleich nach ihm trat eine Maske ein, sah sich um, als ob sie jemand suchte, und wollte das Zimmer, in ihrer Erwartung getäuscht, wieder verlassen, als eine zweite Person den Kopf durch die halboffene Thür steckte.

„Zum Henker, komm' ich endlich an Euch heran!" rief der Mann, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte. „Das achtspitzige, blutrothe Kreuz Euers Mantels war mein Augenmerk, gleich der Standarte im Kampfgewühl. Durch eine ganze Zimmerreihe arbeitete ich mich hindurch, ohne es aus den Augen zu verlieren .... Aber wie nun? Zum Teufel, ich weiß noch immer nicht woran ich bin, Bánffy

oder Gara .... wer von beiden seid Ihr? Heut muß man doppelte Augen haben, um richtig zu sehen, obgleich die Leute sich nie getreuer sind als auf einem Maskenball: hier tragen sie die falsche Rolle wenigstens offen zur Schau, während man sie ihnen im gewöhnlichen Leben erst mühsam ablauschen muß ....“

„Und doch noch bisweilen genarrt wird!“ unterbrach ihn sein Freund. „Könnt Ihr mir nicht sagen, in welchem Gemache sich der König aufhält? Ich wurde vorhin abgerufen, und nun suche ich ihn in diesem Gewühl schon eine halbe Stunde vergebens.“

„Wo sollte er sein als bei der walachischen Bojarin“, antwortete Herr von Giskra in wegwerfendem Ton. „Ich mag nicht Zeuge sein, wie man die Würde der Kronen unter die Füße tritt. Es ist wahrhaftig eine Schande, daß der Nachkomme von acht mächtigen Kaisern, der Herr von Böhmen, Ungarn und Oesterreich, daran denkt sein fürstliches Blut mit dem ehemaliger Dienstmannen und Sklaven zu mischen!“

„Ihr seid noch gewaltig ergrimmt über die neuliche Antwort des Königs! .... Ich bin gewiß, es war nicht so ernstlich gemeint, und der Monarch hat den Vorfall lange vergessen.“

„Ich werde ihn auch vergessen, aber bei meiner Ehre! erst dann, wenn die Kränkung, von der die hochmüthige Dirne Ursache und Zeugin war, im Blut ihrer Brüder abgewaschen ist .... Bánffy, warum habt Ihr Euern Einfluß nicht besser angewandt! Bei Gott, wäre ich hier gewesen, es hätte nicht so weit mit beiden kommen sollen; ich fürchte, Gara hat sich diesmal verrechnet.“

„Wie hättet Ihr das anfangen wollen?“ fragte der Oberthürsteher trocken. „Gälte es mit Euern Reisigen ein

Castell zu erstürmen oder eine Armee aus dem Felde zu schlagen, so hätte ich nichts einzuwenden, aber Ihr vergeßt, daß sich die Neigungen König Ladislaw's nicht auf gleiche Weise handhaben lassen."

„Für jedes Ding gibt es ein Mittel, auch für die Liebe eines Königs", entgegnete Giskra heftig.

„Und das heißt?"

„Genuß! .... Ja, Mann, seht mich nicht so verwundert an. Genuß ist das beste Mittel jede Liebe zu tödten .... Ihr hättet ihm mehr Zerstreuung verschaffen, seine Blicke von ihr ableiten sollen, ehe er sich seiner Neigung bewußt wurde. Graf von Cilly verstand das besser; solange der lebte, dachte der König weder daran zu regieren, noch sich ernstlich zu verlieben. Warum sind jetzt seine Besuche in der Raizenstadt eingestellt? Ha!" fuhr er in komischem Verdruß fort, „Ofens Bürgerweiber wissen Euch keinen Dank für die strenge Zucht des apostolischen Königs, sie werden sich die schwarzen Augen blöd weinen und ihm dann weniger gefallen."

Bánffy legte seinen Arm auf des böhmischen Herrn Schulter: „Giskra, ich hätte kaum geglaubt, daß Eure Faust, die sonst immer alles allein durchfechten will, diesmal das kluge Kunststück Euerm Kopfe überlassen würde. Die Berechnung ist nicht so übel, doch bei dieser Angelegenheit kam sie zu spät: König Ladislaw hatte sich schon in die Gräfin verliebt, ehe er nach Ofen zurückkehrte, und erst als Gara sah, daß sein Einfluß diesmal völlig nutzlos blieb, erst da gebrauchte er diese Liebe als Mittel, um die Corviner, die von ihren Freunden gegen ihn mistrauisch gemacht waren, durch seine scheinbare Bereitwilligkeit zu täuschen. In der That zeigte er sich aber nur da thätig, wo auch ohne sein Zuthun alles den gleichen Schritt gegangen wäre. Hat er

sich, wie Ihr glaubt, verrechnet? .... ich kann's nicht wissen! Obgleich mir die Reise nach Temesvár nie recht gefiel, wollen wir doch nicht vergessen, daß Gara ein Mann ist, der noch nie in seinem Leben vor irgendeinem Mittel zurückbebte", setzte er mit vielsagendem Blick hinzu.

„Er konnte denselben Zweck aber leichter und einfacher erreichen", meinte Herr von Giskra. „Schmachtende Sirenen sollten König Ladislaw Lieder von der Liebe singen, und ich möchte sehen, wie lange die stolze Sarolta über ihn triumphirte! .... Für die Becassine werft ihm eine Schnepfe hin .... von dieser gemeinen Sorte gibt es ja Ueberfluß unter der Sonne, und zwar solche, die gefällig genug sind dafür zu sorgen, daß des Königs Flamme nie so heftig werde, um an unser mühsam errichtetes Gebäude zu greifen und ihm wie gegenwärtig den Einsturz zu drohen."

„Das ist auch meine Furcht, ungeachtet Gara noch immer an die französische Vermählung denkt und mir zuschwor, daß, möchte es kommen wie es wolle, Se. Majestät die Gräfin nimmermehr heirathen würde."

„An die französische Verbindung hätte er vor drei Monaten denken und damals, wo es Zeit war, den König zu den Verhandlungen bewegen sollen", antwortete Giskra verdrießlich.

In diesem Augenblick trat ein Mann ohne Maske Herrn Bánffy entgegen, und nachdem er ihn beiseite gezogen, flüsterte er ihm zu: „Gnädiger Herr, Vater Peter von Ascoli befindet sich in dem kleinen, rothen Gemach; der Schlüssel zur geheimen Thür fehlt, und er kann nicht hinaus. Vergebens hab' ich mich überall nach Sr. Gnaden dem Palatin umgesehen .... Der ehrwürdige Vater ist in großer Aufregung, denn trotz aller seiner Hexenmeisterkünste will es ihm nicht gelingen, weder durch den Kamin noch durch's Schlüsselloch davonzu-

fliegen .... Wisset Ihr in dieser Verlegenheit keinen Rath zu ertheilen?"

Ohne dem Fremden auf seine halb komische, halb ängstliche Rede zu antworten, wandte sich der Hofmann an seinen Begleiter: „Giskra, wartet hier auf mich, in kurzer Zeit bin ich wieder da!"

So sprechend nahm er seinen Weg mitten durch das Maskengewühl und gelangte endlich in das erwähnte, ziemlich entlegene Zimmer. Ein dicker, die Brust beengender Schwefelqualm erfüllte die Luft, sodaß es ihm bei der matten Beleuchtung im ersten Augenblick unmöglich war den Raum zu übersehen.

„Heda, Peter! wo steckst du? man riecht den Nekromanten schon von weitem. Pfui, ein verwünschter Gestank!.... Ich höre, deine Wunderkraft hat dich im Stiche gelassen?"

Langsam näherte sich ein Mann aus dem dunkeln Hintergrund des Gemachs; er trug einen rothen Mantel und ein langes, mit wunderbar phantastischen und astrologischen Figuren bemaltes Kleid. Auf dem Kopfe hatte er eine Art armenischer Mütze; das Auffallendste an ihm war aber jedenfalls sein Gesicht, von dem man nicht recht wußte, ob es eine Larve bedeckte, oder man die wirklichen Züge erblickte. Streng und markirt, waren sie so geisterhaft bleich, als ob sie schon dem Schattenreiche angehörten, und doch lag trotz der Starrheit des Ausdrucks auch wieder Wechsel und Leben in jeder Linie. Die Jahre des Mannes ließen sich kaum schätzen; sein silberweißer Bart reichte fast über den Gürtel hinweg, und seine Haut war welk und runzelig, als hätte die verwitternde Kraft von mehr als einem Jahrhundert an ihr gewetzt. Nur das in der tiefen Höhle funkelnde Auge bildete durch seinen unheimlichen Glanz einen merkwürdigen Contrast zu der abgestorbenen Erscheinung.

Der Fremde legte seine Hand schwer auf die Schulter des Oberthürstehers: „Kannst du mir nicht sagen, wo der Templer ist?“ fragte er mit hohlklingender Stimme.

„Wenn du nichts weiter als einen Templer suchst, so dächte ich, wärst du hier gerade recht.“

Der Mann schüttelte ungeduldig den Kopf: „Meine Zeit ist abgelaufen, ich habe Eile, darum antworte mein Sohn, denn du weißt, wen ich meine“, rief er mit Pathos.

„Nun, nun, Peter von Ascoli, du vergißt, daß deine Rolle ausgespielt ist .... Hm, es scheint, sie sagte deinem Geschmack zu, doch mich hat die Natur mit starken Nerven versehen“, erwiderte der Oberthürsteher, keineswegs durch den starren Ernst des seltsamen Mannes in Schrecken gesetzt. „Ich kann dir aber gestehen, daß deine Mummerei gelungen und dein Anblick ganz der Art ist, um auf schwache Constitutionen zu wirken .... Wie? Ging's gut mit der Sendung?“

Des Fremden Gesicht nahm einen eigenthümlichen Ausdruck an, bei dem es schwer zu unterscheiden war, ob mehr Hohn oder Wahrheit daraus sprach. „Mein Sohn, was fragst du danach? Jedes gute Werk begleitet der Segen des Himmels!“

„Nun, so geleite er auch dich, Vater Peter, denn es ist hohe Zeit, daß du dich fortmachst; einmal scheint mir unser längeres Zusammensein hier nicht rathsam, und dann könnte es bei deiner Wanderung irgendeinem kecken Burschen einfallen dir zu sehr hinter deine Toilettenkünste zu schauen, um die dich, beim Andenken an Circe's und Medea's Zauberkraft, manche Schönheit beneiden würde.“ Gleichzeitig blickte er sich überall sorgfältig um, doch der gewünschte Schlüssel war nirgends zu finden. „Das ist ein fataler Zufall! Die geheime Thür kann ich dir nun freilich nicht öffnen, aber

ich will dir ein langes Pilgergewand mit Kapuze geben, in das du dich nach Gefallen verhüllen kannst .... Ist Se. Majestät nach dem Königssaal zurückgekehrt?" fragte er, seinem Gefährten bei dessen Vermummung zur Hand gehend.

Die Maske zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht, doch seiner Stimmung nach zu urtheilen wird es ihn mehr nach Einsamkeit als nach Gesellschaft verlangen."

Ohne etwas zu entgegnen beschrieb der Oberthürsteher dem Fremden den Weg, und da es unvermeidlich war einige Gesellschaftszimmer zu passiren, so verbot er ihm aufs strengste sich irgendwo aufzuhalten oder mit jemand zu sprechen. „Später werde ich mehr von dir hören, aber nun beeil' dich, Peter!"

Ein Zeichen mit der Hand, entschieden genug, um weder eine Erwiderung noch eine Umgehung des Befehls zuzulassen, begleitete die Worte des Edelmanns. Er selbst folgte dem Magier in einiger Entfernung, um nöthigenfalls dessen Rückzug zu decken. Dann suchte er den Generalkapitän wieder auf, den er noch an derselben Stelle seiner harrend antraf.

„Giskra, habt Ihr Lust mitzukommen; ich muß mich in der Nähe des Königs halten; im großen Saal hoffe ich ihn zu treffen", sagte Bánffy hastig.

„Dann geht, ich bin weder sein Kämmerer noch sein Oberthürsteher, wenn er mich braucht, kann er mich rufen lassen", versetzte der Angeredete.

So ungeschliffen diese Antwort auch klang, machte sie auf Herrn von Bánffy doch keinen Eindruck; er kannte die rauhe Art des Generalkapitäns und bedurfte seiner jetzt zu sehr, um an seinem herrischen Betragen Anstoß zu nehmen.

„Ob Gara hier ist?" fuhr Herr von Giskra nach kurzer Pause fort. „Ich möchte ihn heute noch sprechen."

„Er gab sein Wort jedenfalls zu kommen", antwortete

sein Gefährte zerstreut. „Er ist sehr vorsichtig; seit die Hunyady von unsern Zusammenkünften Wind bekamen, hält er sich ziemlich entfernt. Wie ich glaube, fürchtet er besonders das Spioniren des jüngern Grafen.“

„Nun, vor dessen Scharfsinn braucht er nicht auf der Hut zu sein, der liebäugelt mit Ujlaky's Tochter, die er zu kapern hofft, und reitet seine Pferde aus .... Seht dort den schwarzen Domino!“ unterbrach sich der böhmische Landherr. „Ueberall, wo ein paar Masken zusammenstehen, ist er dazwischen. Kennt Ihr die Gestalt?“

Bánffy verneinte es und verabschiedete sich vom Generalkapitän, der sich eben nach der entgegengesetzten Seite entfernen wollte, als er die junge Gräfin von Hunyady, gefolgt von einer Dienerin, am Eingang des Zimmers erblickte. Schnell seinen Entschluß ändernd, schlug er einen Tapetenvorhang zurück und verschwand hinter demselben, ehe er noch von der Dame bemerkt wurde.

„Hier sind wir ungestört“, sprach die schöne Spanierin, sich auf ein Polster werfend, während ihre Duenna ihr mit goldenen Nadeln die glänzenden Haarflechten befestigte, deren Fülle losgelöst über den blendend weißen Nacken herabfloß.

In diesem Moment öffnete sich die Thür nach dem Gange, und Oswald von Rozgonyi, die Maske noch in der Hand, trat herein. Auf den ersten Blick erkannte er Sarolta, denn es gab keine zweite auf dem ganzen Balle, deren Costüm dem ihrigen an Reichthum und Eleganz gleichkam oder die sie an Schönheit des Wuchses übertraf. Der Macht ihrer Reize sich aber auch vollkommen bewußt, mischte gerade dieses Selbstgefühl eine Hoheit in die natürliche Anmuth der jungen Gräfin, welche sie vor allen auszeichnete und den Huldigungen eines Königs, dem Besitze eines Thrones vollkommen würdig erscheinen ließ.

Aug' in Auge standen sich beide gegenüber — stumm, unbeweglich und durch dies unerwartete Zusammentreffen sichtlich ergriffen. Vielleicht gedachten beide jener Stunde, wo sie sich in dem Schatten der Wälder zu Temesvár so zum erstenmal erblickt hatten.

Der Graf sah Sarolta mit tiefem Ernst, aber ohne Vorwurf an; er grüßte flüchtig und wollte an ihr vorüberschreiten. Sie gewahrte es und — war es Koketterie, die jeden, der in ihren Zauberkreis kam, an sich zu fesseln suchte, oder fühlte sie sich durch höhern Impuls getrieben Rozgonyi für das ihm zugefügte Unrecht um Verzeihung zu bitten — genug, sie sprang auf, streckte die Hand nach ihm aus und .... sein Name entfloh ihren bebenden Lippen. Doch als werde sie sich jetzt erst dessen, was sie that, klar bewußt, hielt sie auf ihrem Wege inne, und der halbausgebreitete Arm sank herab, während gerade diese unwillkürliche Hast, dieses Zögern und Anhalten ihre Gemüthsbewegung um so deutlicher erkennen ließ.

„Wie geht es Euch, Herr von Rozgonyi?“ fragte verlegen die Gräfin, die all ihr Selbstbewußtsein auf einmal vor dem ruhigen, tief ernsten Blick des Ritters verloren hatte. „Waret Ihr abwesend? Es ist lange her, daß ich Euch nicht in den Kreisen sah, wo Lust und Heiterkeit wohnen! ....“

Rozgonyi's Züge schienen sich bei den Worten der Dame zu versteinern; an und für sich schon männlich und entschieden, nahmen sie jetzt einen Ausdruck eisiger Kälte an.

Er war ein stolzer Mann; er wußte, daß er verschmäht wurde, aber er seinestheils verschmähte das Mitleid derjenigen, die ihn hinterging. Sie sollte fühlen, daß er dasselbe verachtete und Mann genug war, um über die Liebe zu einem Weibe zu siegen.

„Unsere Kreise sind nicht dieselben, gnädige Gräfin, denn wie Ihr seht, bin ich wohlauf und fliehe weder Lust noch Heiterkeit!“

Er verneigte sich tief, aber stolz, und verließ das Gemach. Sein Schritt war fest, nicht der eines verschmähten Liebhabers, sondern der eines Mannes, welcher der Leidenschaft den Fuß auf den Nacken setzt.

Die Thür hatte sich bereits hinter ihm geschlossen, und noch blickte Sarolta ihm unbeweglich nach. Sie empfand einen tödlichen Schmerz im Herzen. Da fiel ihr Auge auf ihre Begleiterin, welche voll Befremden dastand; sie richtete sich empor, und augenblicklich nahm ihr Gesicht einen hochmüthigen Ausdruck an. In dem Gedanken an den König, an ihre Triumphe wollte sie lächeln, allein sie vermochte es nicht; das Bild derselben blieb matt und farblos, und wie unter einer unsichtbaren Macht erliegend, sank ihr Kopf auf ihre Brust herab.

„Gestattet, gnädige Gräfin, daß ich mein Werk vollende“, begann nach einer Pause die Kammerfrau. „Diese rebellischen Flechten sind noch nicht unter die Herrschaft der goldenen Nadeln gebracht. Laßt uns eilen, damit wir in den Tanzsaal zurückkommen! .... Saht Ihr vorhin die seltsame Maske im scharlachrothen Mantel, welche auf Se. Majestät zuging, gerade als Ihr den König verließet?“ fügte sie in der Absicht, die Gedanken ihrer Herrin auf etwas Anderes zu leiten, hinzu. Der Mann glich einem ägyptischen Zauberer; ich würde mich gefürchtet und die Perlen meines Kranzes abgebetet haben, wenn ich dieser tückischen Gestalt, die wie ein Bote aus der Welt der Abgeschiedenen umherschlich, allein zur Abendstunde begegnet wäre.“

Sarolta verneinte die Frage, aber es lag etwas so Unbestimmtes, Zerstreutes in ihrem Wesen, daß man leicht

errieth, ihre Seele war mit ganz andern Dingen beschäftigt.

Den kleinen, während des Tanzes entstandenen Mängeln ihrer Toilette hatte die geschickte Hand der Dienerin bald abgeholfen, aber die Dame saß noch immer in träumerischem Sinnen auf dem Polster.

„Heilige Jungfrau! Ihr seid so niedergeschlagen, gnädige Gebieterin, als hätte sich unter all den bunten Masken kein einziger Cavalier für Euch gefunden, und doch waret Ihr die erste unter allen Damen, und die tapfersten Ritter wetteiferten mit Euch zu tanzen, wenn es Sr. Majestät gefiel ihnen diese seltene Gunst für kurze Zeit zu gestatten .... Meiner Treu! Ich glaube der brutale Pilger hat Euch so ernst und schweigsam gemacht!"

„Still, Mädchen", versetzte die Gräfin in verweisendem, aber weniger gebieterischem Ton als gewöhnlich. „Was kümmert es dich, ob ich ernst oder schweigsam bin? Wer heißt dich der Ursache meiner Stimmung nachforschen?"

Sie stand auf und verließ das Gemach, doch der Glanz war und blieb aus ihrem Gesichte verschwunden.

Zweites Kapitel.

Sobald die Thür sich hinter der Gräfin schloß, wurde langsam der Tapetenvorhang zurückgeschlagen, und zwei Masken traten ins Zimmer.

„Nun, beim Himmel, mir hat heute der Zufall ohne mein Zuthun die Rolle des Horchers schon zum zweiten mal

übertragen; ich verachte so gemeines Treiben und lasse mich sonst nicht gern zu dergleichen brauchen."

„Zum Teufel! Herr von Ujlaky", rief lachend sein Gefährte, „wenn einem die Karten so dicht unter die Augen gehalten werden, so wäre es Tollheit nicht hineinzusehen. Das ist eine Genugthuung für neulich! Ich hätte nur gewünscht, König Ladislaw wäre statt Eurer hier gewesen, um zu sehen, wie freigebig die sonst so spröde Gräfin mit ihren Huldbezeigungen sein kann. Bei Gott, ich hasse das Pfaffenvolk, aber für dieses Vergnügen hätte ich ihm unter Krivan's Gipfel eine Kirche bauen wollen!"

„Meint Ihr das hussitische oder papistische?" fragte der Nobile lächelnd. „Man erzählte sich hier vor einiger Zeit, daß Giskra von Brandeis, Graf zu Sáros, auf seiner Burg einen calixtinischen Priester halte. Was sagt Ihr zu dem Gerücht?"

„Pah! Das ist Unsinn und alles einerlei; die einen können uns dem Himmel nicht näher bringen als die andern, und ein Mann wie Ihr muß einsehen, daß jeder den Weg verfolgt, der ihm die beste Aussicht gewährt. In Ofen kann man nicht hussitisch, und im Norden, wo uns die Böhmischen Brüder auf dem Nacken sitzen, nicht papistisch gesinnt sein!"

„Rozgonyi nannte ihn die Gräfin .... was für ein Rozgonyi mag das sein?" fragte Herr von Ujlaky, seinen Gefährten anblickend, mit dem, ohne ihn früher besonders zu lieben, ihn jetzt nur der gemeinschaftliche Haß gegen die Grafen von Bisztritz und der geheime Plan zu deren Sturz verbunden hatte. „Schade, er stand die ganze Zeit über so, daß ich mir sein Gesicht nicht ansehen konnte."

„Ich traf neulich den Sohn des alten Szeklergrafen bei Gara; der kann es doch nicht gewesen sein?"

„Seid Ihr toll? Das ist Gara's Werkzeug, der haßt die Hunyady nicht mehr und nicht weniger als Ihr und ich. Nein, nein, es mußte einer von der andern Sippschaft sein, die es immer mit dem Walachen hielt."

„Sehr galant war dieser auch eben nicht gegen die schöne Gräfin! Meiner Treu! Er fertigte sie ab wie eine gemeine Dirne, deren man überdrüßig ist!"

„Saht Ihr ihre Blicke und wie sie ihm den Arm entgegenstreckte? .... Der betrogene König hält für eine besondere Gunst und für sein ausschließliches Eigenthum, was ein bloßer Ritter verschmäht! Ha! Das war eine zweite unschätzbare Entdeckung, die unserm Palatin manches Kopfzerbrechen ersparen wird. Er versteht sich aufs Planeschmieden wie ein Fuchs auf die List, aber alle seine Entwürfe scheiterten an der Liebe zu dieser Dirne, die König Ladislaw gegen die Verrätherei ihrer Brüder blind machte."

„Jetzt soll er etwas zu hören bekommen, und die verdoppelte und verdreifachte Dosis wird hoffentlich stark genug sein, um ihm die Augen über diese gemeinen Emporkömmlinge zu öffnen", versetzte Herr von Giskra, der durch den eben beigewohnten Auftritt ungewöhnlich erregt, mit grimmiger Freude daran dachte, wie er dem König Sarolta's Treulosigkeit schildern und seiner Liebe den Todesstoß versetzen wollte .... „Ja, sagt mir doch, habt Ihr den Vogel von vorhin gefangen?"

„Ihr meint den Burschen, den Bratrik, der sich hier eingeschlichen hat? Nein, bisjetzt noch nicht! Beim Ausgange aus der Burg werden sie ihn schon fassen und ihm ein Quartier besorgen, wo er seine Frechheit bereuen und uns später beim König als Zeuge gegen die Grafen dienen soll."

Während beide Männer so sprechend mehrere Zimmer

durchwanderten, kehrte die junge Gräfin Sarolta nach dem Königssaal zurück, an dessen Eingang ihr Maria auf Helenens Arm gelehnt entgegenkam. Dem Beispiel des Königs folgend demaskirte man sich eben; im Tanze war eine Pause entstanden, die Musik schwieg, aber unter den Gästen herrschte all jene, solchen Act gewöhnlich begleitende Lebhaftigkeit. Ueberall hörte man lachen und scherzen, sah Erstaunen und gegenseitige Verwunderung; alte Freunde, die bis dahin unerkannt aneinander vorübergegangen waren, begrüßten und musterten sich, andere, die man verwechselt hatte, lieferten Stoff zu lustigen Geschichten; überhaupt fehlte es nicht an Abenteuern, Misverständnissen, komischen und erheiternden Scenen, die unter Bekannten mit launiger Ausschmückung zum besten gegeben wurden. Die Demaskirung war hier wie überall ein kritischer Moment; manche Schönheit, die unter glänzender Maske bisher als Stern erster Größe geleuchtet, sank mit diesem gewaltigen Zauberschlage nicht in die Tiefen des Himmels, sondern in die tiefen Schatten des Ballsaals zum Stern letzter und vorletzter Größe herab; manche, die noch einmal auf kurze Zeit den Schimmer der Jugend entlehnt und im süßen Vergessen der Jahre den Triumph der Huldigungen genossen hatte, mußte nun schweigend den Thron einer Jüngern überlassen; während andere, die in anspruchslosem Costüm, mit noch anspruchslosern Herzen mehr daran gedacht zu sehen, als gesehen zu werden, nun im vollen Glanze erschienen.

Zu diesen letztern gehörte Helene; zwar war ihr auch bisher schon mancher Blick der Bewunderung gezollt, denn die Maske konnte wol ihre Züge, aber nicht die Anmuth ihrer Bewegungen und die schönen Formen der schlanken Gestalt verhüllen; der tiefe, feuchte Glanz ihres seelenvollen Auges wirkte auch hinter dem schwarzen Gitter unwider-

stehlich auf den, der einmal hineingeschaut, und erweckte zugleich die Ahnung dessen, was ihm verborgen blieb; aber diese Ahnung sollte jetzt durch die Wirklichkeit übertroffen werden. Sie trug kein Diadem von Edelsteinen wie ihre stolze Nebenbuhlerin, die heute schon mehr als einmal strahlend und glücklich an der Seite des Grafen von Hunyady an ihr vorbeigestreift war; eine natürliche Epheuguirlande durch ihre glänzend schwarzen Haare geschlungen und ein weißes Gewand von durchsichtigem Gewebe bildeten ihren ganzen Putz; dennoch hatte selbst Sarolta, der sie jetzt entgegentrat, einen aufmerksamen Blick für ihren Liebreiz. Sie betrachtete das junge Mädchen einige Secunden und sagte dann lächelnd:

„Helene, wenn ich dich ansehe, bin ich zweifelhaft, ob Eitelkeit oder Unkenntniß deiner selbst dich bewog dieses schmucklose Kleid gerade heute zu wählen, wo das Auge durch den Schimmer der Edelsteine matt und übersättigt ist. Mädchen, sei es, was es wolle, du hast das Rechte getroffen, denn du siehst schön aus wie Phöbe, wenn sie mit sanftem, himmlischem Glanz durch die Nacht zieht!"

Helenens Wange überzog ein flüchtiges Roth. „Vielleicht ist es keins von beiden, gnädige Gebieterin", entgegnete auch sie lächelnd. Doch in demselben Moment glitt ihr Blick zufällig über eine fröhliche Gruppe, in deren Mitte die Gräfin von Ujlaky in dem Costüm einer venetianischen Edeln neben dem Grafen Matthias stand, der sich in ritterlicher Anmuth zu ihr neigte, durch seine Worte den Ausdruck spöttischer Verachtung, der gewöhnlich die Lippen der Dame umspielte, in ein bezauberndes Lächeln verwandelte und ihre blendende, aber kalte Schönheit mit dem warmen Hauche der Liebe durchdrang, wie einst Pygmalion's Athem seiner Galatea Leben verlieh .... Helene rang nach Fassung; schnell

wandte sie sich ab, um ungesehen eine Thräne zu zerdrücken.

„Ich finde sie etwas blaß", bemerkte Maria besorgt, die je mehr und mehr eine innige Neigung für die verlassene Fremde empfand. „Du solltest sie bei diesen nächtlichen Festen beurlauben, die ihre Gesundheit anzugreifen scheinen."

„Helene blaß .... nicht mehr als sich mit den Anforderungen der Schönheit verträgt", erwiderte Sarolta mit prüfendem Auge.

„Ja, du hast recht, sie sieht schön aus, ich habe es ihr auch schon gesagt, aber sie ist auch ebenso gut .... und", setzte Maria leiser hinzu, indem sie den Arm des jungen Mädchens herzlich drückte, „möchte sie auch einst ebenso glücklich werden!"

Die Musik begann von neuem. Der Monarch war noch immer nicht sichtbar; einige wollten ihn an der Seite einer unheimlich aussehenden Maske, die niemand kannte, den Ballsaal haben verlassen sehen. Sarolta nahm den Arm des durch die Gunst des Königs einflußreichen österreichischen Herrn von Liechtenstein und trat mit ihm in die Reihen der Tanzenden. Helene setzte sich zur jungen Gräfin von Hunyady in einen Kreis älterer Damen; sie bemerkte jedoch bald, daß Sándor, den sie heute schon mehrmals in ihrer Nähe erblickte, sie beobachtete und zugleich Miene machte sich ihr zu nähern. Seit dem verhängnißvollen Morgen im Graveneck'schen Hause hatte sie den Ritter zwar öfter, aber immer nur von weitem gesehen. Sie suchte ihm sowie der ganzen Familie soviel als möglich auszuweichen, denn der Marschall kam nur zu ihr, um sie über die gräfliche Familie auszuhorchen, mit entehrenden Aufträgen sie zu quälen, und wenn sie denselben nicht entsprach, mit Vorwürfen zu überhäufen. Vor Sándor empfand sie lange eine seltsame

Scheu, denn ein unbestimmtes Gefühl sagte ihr, daß er sie noch immer nicht aufgegeben habe.

Als er sie jetzt begrüßte, lag ernste Zurückhaltung in seinem Wesen; ohne jener Begebenheit zu erwähnen, sprach sich auf seinem Gesicht Reue über den ihr verursachten Verdruß aus; seine Stimme klang herzlich, und sein Blick erinnerte sie wieder an die Zeit, wo er allein freundlich zu ihr gewesen und sie gegen die Ungerechtigkeiten seiner Schwägerin geschützt hatte.

Voll Theilnahme fragte er nach ihren Verhältnissen, drückte seine Freude aus sich wieder mit ihr unterhalten zu können, und bat sie um einen Tanz. Helene willigte ungern ein, dennoch hätte eine Weigerung sie der Undankbarkeit schuldig gemacht. Sie fand auch keineswegs Ursache zur Klage; er vermied jede Hindeutung auf seine frühern Wünsche und führte sie sogleich nach beendetem Tanze zur Gräfin von Hunyady zurück.

Nicht lange blieb Helene auf ihrem Platze; ihre Schönheit hatte allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und obgleich unbekannt und von geringerer Herkunft als die Mehrzahl der anwesenden Damen, galt sie doch bald für eine der gesuchtesten Tänzerinnen. Hochgeborene Herren, vornehme Wüstlinge, deren Geschmack wählerisch und durch Uebersättigung abgestumpft war, die sich aber dennoch durch dieses holde Mädchen voller Unschuld angezogen fühlten, ließen sich herab das Ehrenfräulein der Gräfin von Hunyady aufzusuchen und die Bewilligung eines Tanzes als Gunst von ihr zu empfangen, während die stolzesten Edeldamen um sie herum vergeblich dieser Auszeichnung harrten. Manche Schmeichelei wurde ihr heute in die Ohren geflüstert, vor manchem feurigen Blick senkten sich die seidenen Wimpern tiefer über die dunkeln Augensterne, mancher leise Händedruck trieb ihr

das Blut in die Wangen; sie war gefeiert, aber — war sie glücklich?

Sie hatte danach verlangt Matthias mit der Gräfin von Ujlaky zusammen zu sehen; der Ruf nannte dieselbe seine Verlobte; aber Helene wollte selbst prüfen, die Tiefe ihres Elends ermessen — sie wollte auf einmal erfahren, ob die Hälfte des Ringes, die sie noch immer wie ein Heiligthum auf der Brust trug, wirklich aufgehört habe das Symbol ihrer getheilten Herzen zu sein.

Dieses Verlangen wurde heute befriedigt. Ja, beide schienen glücklich miteinander; Matthias brachte den größten Theil des Abends in der Nähe der Gräfin zu, und wenn er sie verließ, so geschah es nur, um mit den durch Rang und Geburt gleich ausgezeichneten Damen zu tanzen. Um die, welche er einst sein Weib genannt, kümmerte er sich nicht, er war Zeuge der Huldigungen, die ihr zu Theil wurden, und — lächelte! Nicht einmal einen Blick der Misbilligung und Eifersucht konnten sie ihm abgewinnen. Helene sah und fühlte dies, auch sie wollte lächeln und glücklich scheinen; betäubt stürzte sie sich in den Strudel, ihre Wange glühte vor Aufregung, sie sprach lebhaft, scherzte, sprudelte von Witz und Heiterkeit, man umschwärmte sie, und sie entzückte allgemein; — dennoch blutete ihr Herz, der Friede war aus ihrer Seele geflohen, und tiefe, namenlose Traurigkeit schlug ihren Wohnsitz darin auf. Helene bedurfte dieses Reizmittels, um das Maß ihres Jammers zu ertragen ....

Eben war sie mit Herrn von Frangipani zum Tanz angetreten, einem Manne, der, seinem Aeußern nach zu urtheilen, bereits die zweite Hälfte der Dreißiger erreicht hatte, und weniger für den Tanz passionirt, in diesem nur einen schicklichen Vorwand suchte sich dem jungen Mädchen, an dem er besonderes Wohlgefallen fand, zu nähern. Seine

Unterhaltung war für Helene anregend. Einer der wenigen Ungarn, die damals ihre Bildung auf italienischen Hochschulen genossen, wußte er viel von fremden Ländern und Sitten zu erzählen; Helene hörte ihm mit Interesse zu, und ihre geistreichen Erwiderungen fesselten den Ritter mehr und mehr, sodaß er schon einigemal entweder absichtlich oder aus Vergessenheit den Tanz versäumt hatte.

Ueber ihren Stuhl gelehnt schien er nur für sie dazusein und in ihrem Anschauen die übrige Gesellschaft zu vergessen. Die Musik schwieg, und noch immer setzte er das Gespräch fort, als Helene plötzlich aufblickte und dem Auge des Grafen Matthias begegnete, der in einiger Entfernung an einem Vorsprung der Mauer lehnte. Nach der Unbeweglichkeit seines Blicks zu urtheilen, mußte er sie schon eine Weile beobachtet haben; das glänzende, heitere Lächeln, durch welches er diesen Abend über die Herzen der Frauen siegte, war jetzt aus seinem Gesicht verschwunden; er sah gedankenvoll, ja finster aus, dessenungeachtet rief ihr dieser Blick voll Spannung und Eifersucht die Tage der Vergangenheit und ihr früheres Glück zurück. Seit ihrem Verweilen in Ofen war dies das erste mal, daß er sie nicht mit Gleichgültigkeit betrachtete, das erste mal, wo sie überhaupt inne ward, daß dieser Mann noch etwas Anderes als kalte und vornehme Herablassung für sie zu empfinden vermochte.

Matthias bemerkte Helenens Verwirrung, ihr Erröthen und die Blässe, die gleich darauf ihre Wange bedeckte, und schien davon ungerührt. Sobald er sich beobachtet sah, nahm sein Gesicht wieder den frühern, eisigen und undurchdringlichen Ausdruck an. Sich umsehend gewahrte er den König auf der andern Seite des Saales im Gespräch mit dem Oberthürsteher und machte Miene sich demselben zu nähern;

doch auf halbem Wege stehen bleibend, veränderte er seine Richtung, suchte seinen Bruder auf, sprach mit diesem einige Worte und zog sich dann zurück. Helene sah ihn nicht mehr. Sie war sehr aufgeregt und mußte sich gewaltsam zwingen noch länger mit Aufmerksamkeit der Unterhaltung des Herrn von Frangipani zu folgen. Die erste, sich ihr bietende Gelegenheit nahm sie wahr, um ihm zu entfliehen, und sobald sie sich allein sah, schlüpfte sie durch die nächste Thür aus dem Saale. Sie sehnte sich nach Stille und Einsamkeit. Was würde sie darum gegeben haben, wenn sie fern von dem Feste auf ihrer Kammer beides hätte suchen dürfen! Schnell eilte sie von Zimmer zu Zimmer, aus denen allen ihr die Klänge der Lust entgegentönten, bis sie endlich ein zeltartiges Gemach erreichte, in welchem der Lärm wie ein fernes Echo verhallte.

Das Licht strömte in gedämpftem Glanze aus einer Art von Ampel (ähnlich denen, welche man noch jetzt in eleganten Boudoirs findet) von der Decke herab, und die Wände waren mit reichen orientalischen Stoffen bekleidet. Teppiche, wie Sidon und Tyrus sie einst nicht schöner liefern konnten, machten den Fußtritt unhörbar, venetianische Spiegel schmückten das Kaminstück, und weiche, seidene Polster liefen an den Wänden hin. Helene sah von allen diesen Dingen nichts, aber sie empfand unwillkürlich den wohlthuenden Eindruck, den der Verein von Eleganz und Geschmack auf jedes fein besaitete, auch für dergleichen Aeußerlichkeiten empfängliche Gemüth hervorbringt. Das Gemach war in diesem Augenblick leer, und Helene, zufrieden mit dieser Entdeckung, verbarg sich in einer Fenstervertiefung und zog den Vorhang zusammen, um von etwa Eintretenden unbemerkt, hier einen Moment nach Ruhe und Fassung zu ringen!

Doch waren noch nicht zwei Minuten verflossen, als

der Vorhang rauschte und Sándor vor ihr stand. Durch seinen Anblick ebenso unangenehm überrascht als erschrocken, erhob sie sich sogleich, schlug die Draperie zurück und schritt nach der Mitte des Zimmers zu, in der Absicht dasselbe zu verlassen.

„Fräulein Helene, nur einen Augenblick!“ rief Sándor, indem er ihr den Weg vertrat und sie so zurückhielt. „Ich will Euch nicht wie früher belästigen, bei meinem ritterlichen Schwerte, ich will es nicht! .... Vergeßt jenen Tag, wo ich so unglücklich war Euer Misfallen zu erregen und allein die Schuld trug, daß Ihr schweren Kummer erlittet. Verzeiht jenen Auftritt und gestattet mir jetzt nur eine Frage, ein Wort!“

Helene schüttelte den Kopf, wich ihm aus und wollte weiter gehen. Er ergriff ihre Hand: „Eure Güte von vorhin macht mich kühn, ich las Verzeihung in Euern Blicken; sprecht, darf ich keine Hoffnung hegen? Denkt Ihr heute nicht anders wie damals? Beim allmächtigen Gott, ich kann Euch nicht vergessen, ich werde Euch nie vergessen; Ihr müßt ... ja, Helene, Ihr müßt die Meinige werden!“

„Still, Ritter Sándor! — was berechtigt Euch zu dieser kecken Sprache?“ versetzte sie mit glühender Wange, während sie ihre Hand heftig der seinigen entzog. „Laßt mich gehen, Ihr habt meine Antwort gehört, sie gilt für heute und für alle Zeiten.“

„Das ist Wahnsinn!“ rief Sándor zähneknirschend, während er sie losließ. „Wahnsinn, den Ihr bald genug bereuen werdet, denn Ihr seid hülflos, und ich besitze die Macht und den Willen Euch zu schützen, Euch zu dem achtbaren Weibe eines wackern Ritters zu machen! Helene, hab' ich Euer letztes Wort?“

„Ihr habt es!“ entgegnete sie kalt.

Sándor stampfte mit dem Fuße, bitterer Hohn zuckte um seine Lippe, als er sich wegwandte und sie verließ.

Helene bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, seufzte tief und stützte sich gegen eine Säule, welche die zeltartige Decke des Zimmers trug. Ja, er hatte recht; sie war hülflos und verlassen, das fühlte sie heute noch mehr denn je; Thränen, heiße Thränen entquollen ihren Augen und fielen tropfenweise auf den Boden, aber ihr Herz erleichterten sie nicht.

Da erst gewahrte sie, als sie den Kopf erhob, an dem gegenüberbefindlichen Eingange Matthias von Hunyady. Wieder wie vorhin blickte er sie unverwandt an. Sie wußte nicht, wie lange er dagestanden, und ob er ihr Gespräch mit Sándor gehört hatte. Schwindel erfaßte sie, zitternd umklammerte sie die Säule, um nicht hinzusinken.

Mit Blitzesschnelle befand sich der Graf an ihrer Seite. Er stützte sie und umschlang sie mit seinen Armen, aber sein Blick war ohne Wärme, eisig kalt wie seine Umarmung. Ihre Wange entfärbte sich und ihre Glieder bebten — ihre Augen suchten die seinen, aber Matthias wich diesen Blicken aus, sodaß Helene, als sie des Grafen steinernen Ernst gewahrte, ersticken zu müssen glaubte. Sie holte tief Athem, und ohne sprechen zu können, suchte sie sich ihm zu entziehen.

„Laßt mich allein!“ rief sie nach einigen Augenblicken vergeblicher Anstrengung mit tonloser, kaum hörbarer Stimme, indem sie nach der Thür wies. „Um Gottes willen, laßt mich allein!“

„Ihr seid noch angegriffen, Ihr wankt und würdet fallen, sobald ich Euch verließe“, erwiderte er mit unerschütterlicher Ruhe. „Die Luft im Saal war heiß und drückend, Ihr werdet Euch hier bald wieder erholen.“ Als er dies sagte, lehnte er ihren Kopf gegen seine Schulter.

Das war zu viel! War das der Mann, der ihr einst ewige Treue geschworen? Helene schauderte; in einem einzigen Schrei hätte sie dies Dasein tiefer, unbeschreiblicher Qual aushauchen mögen, und doch würde sie lieber zehnfachen Tod erduldet, als ihm, dem kalten, hochmüthigen, treulosen Manne gezeigt haben, wie ihr Herz in Liebe und Schmerz zerriß!

Ihr Stolz gab ihr die Kraft zurück; langsam richtete sie sich empor. „Verlaßt mich, Graf von Hunyady!" gebot sie in entschiedenem Ton, „ich bedarf Eurer nicht, und im Tanzsaale könnte man Euch vermissen ...."

„Ja, ich werde gehen ...." und leiser, zwischen den Zähnen murmelnd, setzte er hinzu: „Ich gehe zu meiner Qual und zu deinem Seelenheil .... es wäre dein Untergang, wenn ich bliebe! ...." Aber sein Fuß zögerte dennoch, und er blieb wie festgebannt.

Helene, sich von Matthias' Arm frei fühlend, wollte zur Thür, doch ihre Schritte wankten, und es war ihr fast unmöglich den Fuß vom Boden zu erheben; die Gebrochenheit ihres Herzens theilte sich auch dem jugendlichen Körper mit und raubte ihm alle Kraft.

Der Graf verfolgte sie mit brennendem Auge; dumpfe Verzweiflung lag auf seinem Antlitz, starr, als wäre er versteinert, stand er da, und doch glühte tief innen ein Funke, der wild und verzehrend sengte, wohin er traf! Die lange zurückgehaltene Leidenschaft arbeitete so gewaltig in seinen Zügen, daß sie dieselben fast unkenntlich machte; das war der Kampf eines Hercules, als er mit Tugend und Laster rang; das war die Verzweiflung eines Prometheus, die ihre scharfen Linien durch sein Gesicht zog! ....

„Helene!" rief Matthias fast außer sich, und diese Stimme, in der die zärtlichste Liebe mit der furchtbarsten

Pein rang, durchbebte sie. Sie wandte langsam den Kopf, sah seine Aufregung, und ehe sie wußte, wie ihr geschah, war er auf sie zugestürzt — sie lag in seinen Armen! Sein geröthetes Gesicht war über sie geneigt, sein heißer Athem umwehte sie, glühende Küsse brannten auf Wange und Mund. Erschreckt, betäubt, mehr geängstigt als erwärmt und beglückt, strebte sie vergebens sich von ihm loszumachen. Doch Matthias hatte lange gekämpft, jetzt überließ er sich dem Rausche der Sinne; in einem Augenblick wollte er sich für Qualen entschädigen, die er seit Wochen erduldete.

Endlich gelang es Helenen sich ihm zu entwinden, ihr Gefühl war durch seine leidenschaftliche, wilde Umarmung nicht weniger tief verletzt als vorhin durch seine eisige Kälte, und ihr Auge, das noch eben vor der Glut seiner Zärtlichkeit beschämt den Boden suchte, richtete sich jetzt mit bitterm Vorwurf auf ihn. Sie hatte Besinnung und Kraft wiedererlangt, und Hoheit leuchtete aus ihrem Wesen.

„Graf von Hunyady, Ihr seid stolz und anmaßend! Was gibt Euch ein Recht zu diesem Betragen? Weil ich arm und schutzlos bin, glaubt Ihr mich zum Spielball Eurer Laune machen zu-können? Ist das ehrenhaft und ritterlich? Sprecht, haltet Ihr solche Handlungsweise Eurer würdig? .... Geht, falscher Mann, geht zu der Euch ebenbürtigen Gräfin von Ujlaky, die Ihr zum Weibe nehmen wollt. Gott, der Allbarmherzige, möge Euch verzeihen, wie ich Euch verzeihe!"

Schlaff sanken ihre Arme am Körper herab, und ihre Augen blickten aufwärts, während sie die letzten Worte sprach.

Matthias stand vor ihr, die Röthe der Leidenschaft brannte noch auf seiner Stirn, und seine Lippe zuckte in furchtbarem Kampfe. Wie ein zweischneidiges Schwert griffen diese Vorwürfe in seine Seele. Ja, er fühlte sich schuld-

bewußt — Helene hatte die richtige Saite angeschlagen, er kannte das Unrecht, das er zu begehen im Begriff stand; nicht blindlings und unbedacht, nein, jetzt stürzte er sich mit vollem Bewußtsein auf den Weg des Lasters, dessen Lockungen er nicht länger widerstehen mochte. Einmal von dem süßen Tranke genippt, stand der Entschluß bei ihm fest den Becher nicht eher aus der Hand zu setzen, als bis er auf die Neige geleert war, obgleich er ein Gefühl fast wie Mitleid mit der Unschuld dieses holden Mädchens empfand und sich bewußt war, es wäre ihr besser, in ihrem heimischen Thale ihn gleich einem Todten zu betrauern, als daß ein Tag ihr den Kranz der Freude entblättere und der Hoffnung letzte Blüte abpflücke! ....

Matthias blieb.

„Helene, verurtheile mich nicht ohne mich gehört zu haben! Ich rang gegen diese Liebe wie ein Verzweifelter, ich wollte sie besiegen, aber ich konnte nicht, und sie .... sie allein gibt mir ein Recht auf dich!“

„So liebt Ihr mich, liebt mich wirklich?“ fragte Helene, seinen zärtlichen Blicken noch immer ausweichend, „und doch ....“ sie dachte an alle von seiner Seite erlittenen Kränkungen, aber da sie ihn jetzt leiden sah, vermochte sie den Vorwurf nicht über ihre Lippen zu bringen.

„Helene, kannst du daran zweifeln? Hast du nur einen Moment an meiner Liebe gezweifelt?“ rief leidenschaftlich Matthias, indem er ihre Hand an seine Lippen drückte. „Mädchen, ich liebe dich mehr denn jemals, bei der Ewigkeit, an die wir beide glauben, schwöre ich dir, daß ich nie aufhören werde dich zu lieben!“

„Und die Gräfin von Ujlaky?“ fragte Helene angstvoll zweifelnd.

„Denk' jetzt nicht an sie! Glaube meinen Worten, sie

wird niemals mein Weib; wie könnte sie auch, ich liebe ja nur dich, nur dich allein!"

Sein Auge hatte das wilde Feuer verloren, ein erwärmender, wohlthuender Glanz strahlte ihr daraus entgegen. Sie sah ihn an; der Ausdruck der Wahrheit sprach aus seinen Zügen. Er zog sie voll Zärtlichkeit an sich, und sie ließ es gern geschehen. Schnell zerdrückte sie eine Thräne in ihrem Auge, und ihr mildes Lächeln ließ den Grafen errathen, daß es eher eine Thräne des Dankes gegen Gott als des stummen Vorwurfs gegen ihn war.

Arme Helene! Hättest du Erfahrung und Menschenkenntniß gehabt, sein Schuldbewußtsein bei deinem Vorwurf würde dir die Augen geöffnet, du würdest geahnt haben, was in seiner Seele vorging, und anstatt der Thräne, die dem Glücke floß, würdest du deine heilige, unschuldige Liebe in dem tiefsten Schachte deines Herzens begraben und ihr ein Denkmal aus den Thränen deines verlorenen Glücks gegründet haben! ....

„Und wenn dem so ist, wenn Ihr mich liebt", sagte sie träumerisch und leise, „ach, warum denn all die Qualen, all die bittern, schmerzensvollen Stunden, die Ihr mich erdulden ließt?"

„Vergiß sie, Helene, verzeih' mir!" bat er mit den einschmeichelndsten Tönen seiner metallreichen Stimme, die stets wie eine berauschende Sphärenmusik an ihr Ohr klang. „Ich bereue, was ich that, denn ich selbst litt am meisten dabei .... Und doch", fuhr er sie anblickend fort, „doch macht dein Bekenntniß mich so glücklich! Qualen hast du erduldet, weil ich gleichgültig schien? Holdes, theueres Mädchen, so liebst du mich so heiß, daß ein gleichgültiger Blick dich schmerzen konnte? Bei Gott, meine Liebe soll es dir lohnen, keine Qual soll mehr deinen Busen schwellen." Er wollte

noch weiter sprechen, als es leise in ihrer Nähe rauschte; der Thürvorhang wurde zurückgeschlagen, und ein Mann blickte ins Zimmer. Seine Bewegung war so schnell und plötzlich, daß er den Kopf schon wieder zurückzog, ehe die Liebenden noch im Stande waren ihn zu erkennen, oder Zeit gehabt hätten zurückzutreten.

„Der schien jemand zu suchen", meinte der junge Graf. „Kanntest du ihn, Helene?"

„Wenn ich nicht irre, so trug der Mann einen schwarzen Domino", entgegnete sie. „Ich weiß nicht, wer er ist, aber ich habe die Maske den ganzen Abend in meiner Nähe gesehen. Sie ist mir unheimlich, denn oft schien es, als wenn die tiefliegenden, unter der Larve hervorleuchtenden Augen auf mich gerichtet wären, und überall, wohin ich ging, folgte sie mir wie mein Schatten."

Auch von der andern Seite her hörte man in diesem Augenblick Stimmen und Schritte sich nähern. Helene entfernte sich noch zeitig genug vom Grafen, denn gleich darauf traten mehrere Personen, unter welchen sich Sarolta und ihre Schwägerin befanden, ins Gemach.

Die letztere warf einen fragenden, fast angstvollen Blick auf Helene, denn sie hatte Matthias, der rasch durch eine Seitenthür entschlüpfte, noch erkannt.

Helene fühlte sich jeder Verstellung unfähig, ihr Glück war zu rein und heilig, um es hinter berechnender Klugheit zu verbergen. Sie beantwortete den Blick der jungen Gräfin, von deren Theilnahme sie sich überzeugt hielt, durch ein scheues Lächeln, bei dem sich ihre Wange färbte, als wäre sie in Abendroth gebadet. Schweigend schloß sie sich dann den Damen an und kehrte mit ihnen in den Tanzsaal zurück, um in einem entfernten Winkel ungesehen von ihrem Glück zu träumen.

Doch Graf Matthias folgte ihr bald nach; ehe sie es ahnte, bot er ihr den Arm zum Tanze. Sie legte den ihrigen hinein, und er führte sie aus dem Schatten ans Licht!

Mochten Matthias' Absichten sein, welche sie wollten, so müssen wir doch zu seiner Rechtfertigung gestehen, daß er nie zum zweiten mal ein weibliches Wesen so heiß und innig geliebt wie Helenen. Sie war die Sonne, die seine Jugend durchwärmte, die ihre letzten Lichtstreifen bis in die entfernten Perioden seiner spätern Jahre hineinwarf und gewiß nicht wenig dazu beitrug, ihn zu dem Manne zu machen, als welchen ihn uns die Geschichte in der Zukunft darstellt.

Wer hätte auch Helene tadeln können, daß sie ihm so schnell wieder vertraute und, da sie an seiner Seite durch den Saal glitt, der wiedergewonnenen Hoffnung freudig das Reich ihrer Träume erschloß? .... Weil sie liebte, darum glaubte sie an ihn; unter dem Zweifel hatte sich ihre Seele gebeugt wie ein Strohhalm unter dem dahinrollenden Rade — sie hoffte, und alle Schwungkraft der Jugend kehrte ihr auf einmal zurück.

So sehr der Graf auch mit seiner Tänzerin beschäftigt, und sein Auge durch ihren Liebreiz, sein Ohr durch ihr süßes Geplauder gefesselt war, so lag es dennoch nicht in der Vielseitigkeit seiner Natur, sich selbst in solchem Momente glücklichen Rausches des vollkommenen Vergessens aller andern, um ihn sich gestaltenden Verhältnisse schuldig zu machen. Sein Herz gehörte Helenen, doch sein Geist verblieb der Welt mit allem, was sie für einen ehrgeizigen, kühnen, emporstrebenden Charakter in sich schloß, und es entging ihm beim Tanze nicht, daß sich sein Bruder dem König, der seinen Platz unter dem Thronhimmel eingenommen hatte, nahte, von diesem jedoch anfangs gar nicht bemerkt, dann

aber in sehr gemessener Weise abgefertigt wurde. Er konnte nicht beurtheilen, ob hierin Absicht oder Zufall lag, auch war er zu entfernt, um die Mienen der Sprechenden deutlich zu unterscheiden; dennoch fand er den Fürsten verändert. Sobald der Tanz aufhörte, überließ er Helenen seiner Schwägerin und begab sich zu dem jungen Ban, der nicht weit vom Thronsessel neben mehreren Bekannten stand.

„Ladislaw, was ist Sr. Majestät?“ flüsterte er und zog ihn ein paar Schritte beiseite.

„Wie so?“

„Nun, ich beobachtete ihn während Euers Gesprächs und fand ihn viel ernster als zu Anfang des Balls. Ich war eine Weile in den Nebengemächern, behieltest du ihn im Auge? Sahst du, mit wem er sich vorzugsweise unterhielt? .... Die Veränderung ist zu auffallend, irgendein Ohrenbläser muß ihm etwas Verdrießliches zugeraunt haben.“

„Ich ihn im Auge behalten? Ist König Ladislaw ein Kind und bin ich seine Wärterin?“ brauste der Graf nach seiner Gewohnheit schnell auf, ohne es böse zu meinen. „Ich kam her mich zu unterhalten, aber nicht um auf Se. Majestät aufzupassen! .... Hm, ich finde nichts besonders Auffallendes an ihm, er hat mit mir wie mit allen andern gesprochen! Verstimmt scheint er zu sein, das ist wahr .... und dazu wird er wol Grund haben!“

„Weshalb? Kennst du die Ursache?“

„Országh erzählte mir, daß eine Maske, seltsam wie ein Nekromant ausstaffirt, vorhin mit dem König in einem entfernten Gemache verschwunden sei und ....“

„Hat man die Maske nachher noch bemerkt?“ fiel ihm Matthias aufmerksam ins Wort.

„Nein, niemand wurde ihrer ansichtig; wir können alle

nicht dahinterkommen, und ihn zu fragen wagt keiner. Es wird ein dummer Scherz gewesen sein, der den König verdroß."

„Hm, es wäre gut, der Sache näher auf den Grund zu kommen", entgegnete Matthias sehr unbefriedigt. Dann begab er sich zum König, während ein Page an ihm vorbeischlüpfte, dem Oberthürsteher einige Worte zuflüsternd, worauf der Edelmann nickte und nach wenigen Minuten unbemerkt den Saal verließ.

Als Bánffy in das Nebenzimmer trat, kam ihm der Palatin entgegen. „Nun, Gara, wo bleibt Ihr so lange?"

„Wenn der König dem Vergnügen lebt, müssen seine Räthe für ihn denken!" versetzte der Staatsmann mit dem ganzen Vollgewicht seiner bedeutungsvollen Stellung. „Wie steht's um Se. Majestät? Hat das Mittel niederschlagend gewirkt?"

„Seht ihn nur an, die Lust verhallt vor seinem Ohr; weder tanzte er seitdem, noch richtete er ein Wort an die Gräfin. Gara, Ihr könnt glauben, hiermit haben wir den Schlaf von seinem Lager und die Freude aus seinem Gemüth verjagt", erwiderte Herr von Bánffy, der den König trotz aller Machinationen aufrichtig liebte.

„Wenn wir ihn vorbereiten wollten, so durfte er nicht geschont werden", sagte der Palatin leicht die Achsel zuckend. „Jetzt ist der Verdacht in seine Seele geworfen und hat Zeit da zu keimen, bis der Moment erscheint, wo wir dem Zweifel Gewißheit geben. Aber er hat doch nichts angedeutet, nichts verrathen?"

„Nichts! Es machte mir Spaß zu sehen, wie Országh und der Corviner verwunderte Blicke wechselten und sich über des Königs veränderte Stimmung den Kopf zerbrachen!"

„Also bemerkten sie dieselbe?“

„Nun, die konnte jedes Kind wahrnehmen. Ihr wißt, der edle Graf hat nichts von der Cardinaltugend des Odysseus geerbt, und man muß schon eine starke Dosis geben, wenn sie sich in sein dumpfes Gehirn Eingang verschaffen soll.“

„Ich denke auch, wir können ganz sicher sein, König Ladislaw wird über den Vorfall gegen jedermann schweigen“, meinte sein Gefährte nach kurzer Pause. „Peter hat ihm das ja zur Hauptbedingung gemacht, wenn er den Zauber, welcher den tödlichen Schlag von ihm ableitet, nicht vernichtet sehen will.“

„Traut Ihr dem Kaplan wirklich zu, daß er seine Sache ordentlich auszurichten verstand?“

„Ha, es ging ihm besser von der Hand, als die Messe zu lesen und Horas zu beten. Meiner Treu, wenn der ägyptische Meister aller Meister, Hermes Trismegistus selbst erschiene, er könnte sich nicht toller geberden, nicht mysteriöser und kauderwelscher schwatzen als mein lustiger Pfaffe.“

„Hat er der Hunyady erwähnt?“

„Durchaus nicht, aber er warnte ihn gegen den, welchen er erhöht und der ihn erniedrigt hat; gegen den, dessen Name noch im Schuldbuche der Ewigkeit stände, dessen blutige That auf Erden so gut wie im Himmel der Vergeltung harre.“

„Was antwortete der König darauf?“

„Die einzigen Worte, welche seinen Lippen entflohen, waren Cilly's und Hunyady's Name.“

„Gut gezielt, Vater Peter von Ascoli!“ rief Bánffy. „Nannte er ihm auch den Tag, vor dem er sich hüten sollte?“

„Sanct=Benedictus=Tag! Der König ist darauf immer nachdenkender geworden, er hat sich des von den Grafen auf

Oculi angesagten Turniers gleich erinnert und nach der Art der Gefahr gefragt. Der Kaplan, mit der Weisung, ihn alles nur im Nebel der Ungewißheit sehen zu lassen, fügte statt dessen hinzu, daß die Tage der Heiligen unheilvoll für die höchsten Häupter wären: schon einmal habe er vor Sanct-Martinsfest gewarnt, aber die Weissagung sei verschmäht und das Andenken des Heiligen im Blute gefeiert worden ...."

„Ha! und der König?" fragte Bánffy gespannt.

„Unter schweren Seufzern, sein Gesicht in die Hände vergrabend, ist er mit dem Ausruf: O mein theurer Oheim! in den Lehnsessel zurückgesunken. Als er den Kopf wieder erhob, war der Fremde verschwunden, und aus einer blauen Dunstwolke drang ihm ein dreimaliges Wehe! hohl und geisterhaft entgegen. *) Das Uebrige wißt Ihr", fügte Gara mit fühlloser Gleichgültigkeit hinzu.

„Wohl, wohl, ich sehe ihn noch mit bleichen Zügen vor sich hinstarren", entgegnete der Oberthürsteher gedankenvoll. „Ja, hiermit habt Ihr's getroffen .... ich kenne ihn, er würde die geweihte Hostie darauf nehmen einen Eingeweihten der heiligen Magie vor sich gesehen zu haben."

„Wenn er mit dieser Auslegung sich wirklich noch begnügt", versetzte spöttisch der Palatin, „und die Erscheinung, nachdem sie auf so unerklärliche Weise vor seinen leibhaftigen Augen verschwand, nicht etwa in das Reich der Schatten verlegt."

„Es roch in der That, als hätte ein Bürger der Hölle dort sein Wesen getrieben .... Pfui! der Schwefelqualm steckt mir

*) Nach Feßler erschien Peter von Ascoli dem jungen Fürsten als Cilly's Geist, um ihn zur Rache aufzufordern und ihn vor Gefahr zu warnen.

noch in der Nase, und ich bin bisjetzt nicht einmal dazu gekommen einen ordentlichen Becher Ruszter auf die Teufelsatmosphäre zu setzen .... So weit wären die Nachrichten ganz gut", fuhr der Oberthürsteher nach einer Pause in verändertem Ton fort, „doch habt Ihr schon gehört, daß die Hunyady mit den Bratriks in Verbindung stehen?"

Gara sah überrascht auf. „Wer sagt das? Erhieltet Ihr die Kunde von Giskra?"

„Nein, der Generalkapitän, den ich gegen Anfang des Balles sprach, schien nichts zu wissen; auch Graveneck, welchen ich darum befragte, hatte keine Ahnung davon. Ujlaky erzählte es im Vorübergehen, er war aber so eilig, daß ich nichts weiter aus ihm herausbringen konnte. Gara, die Freibeuterbande ist zahlreich und tapfer; die Sache scheint mir bedenklich."

Der Palatin ging mit verschränkten Armen durchs Zimmer, nach einer Weile blieb er vor Bánffy stehen und erwiderte sehr ernst: „Es ist die höchste Zeit, daß unser Plan zur Reife kommt. Habt Ihr Graveneck dazu gebracht, uns die aus Serbien eingehenden Briefe auszuliefern und von allen Schritten der Corviner sogleich Nachricht zu geben?"

„Nun, das kostete einige Mühe, er wollte durchaus nicht anbeißen, bis Giskra eine goldene Beere nach der andern an die Schlinge hing, und der edle Wappenkönig festsaß wie ein gefangener Krammetsvogel! Jetzt können wir auf ihn rechnen; für jede wichtige Neuigkeit bekommt er noch einen gefüllten Seckel, und ich bin gewiß, er würde eher sein Seelenheil als die pflichtgetreue Berichterstattung vergessen."

„Erwähntet Ihr auch von der andern Sache schon etwas?"

„Nein!“ antwortete Bánffy. „Das hat noch Zeit; der Teufel könnte in ihn fahren, und alles wäre verloren. Wer gegen seinen Herrn ein Verräther ist, kann es auch gegen uns werden, sobald man die Summe verdoppelt, die ihn zum Treubruch verleitet.“

„Gut, ich bin damit einverstanden“, versetzte Gara. „Aber Giskra — wie steht's um den?“

„Pah! der war wüthend wie ein angeschossener Eber! Die neuliche Kränkung kann er noch nicht überwinden; ich hatte Noth ihn zu hindern den Corviner auf Leben und Tod zu fordern. Gegen den König ist er so aufgebracht, daß er sich am liebsten wieder an die Spitze seiner Reisigen stellte und ihm und uns allen den Rücken kehrte!“

„Wenn er sich nur nicht zu Unvorsichtigkeiten verleiten läßt, so ist sein Groll mir gerade recht“, entgegnete Gara.

„Auch auf Euch ist er ärgerlich, weil Ihr den Hunyady zugeredet habt ihre Reisigen zusammenzuziehen. Er meint, das gäbe eine unnöthige Schlägerei, und er trüge den Schaden davon. Er will Euch noch sprechen, und wird es dann wol selbst vorbringen.“

„Ich werde ihm schon meine Gründe auseinandersetzen“, „erwiderte der Pfalzgraf. „Giskra ist ein tapferer Feldherr, aber als Staatsmann wäre eine Elster oder ein Kampfhahn ebenso gut am Platze wie er .... Habt Ihr der Gräfin gegen den König erwähnt?“ fragte er dann weiter.

„Se. Majestät brach ab, sobald er die Absicht merkte. Gara, so unvorbereitet dürfen wir ihm mit Frankreich nicht kommen.“

Der Palatin lächelte. „Der heutige Abend wird ihn vorbereiten“, sagte er nach einer Pause mit Zuversicht. „Auch laß ich mich nimmermehr überreden, daß er ganz mit sich einig ist, so verliebt er auch in sie sein mag. Ich

sehe jetzt häufiger Wolken auf seiner Stirn als zu Cilly's Zeiten, und diese sind nie dunkler, als wenn er den Grafen neue Beweise seiner Gunst gibt. Mir ist der Ausdruck von Bitterkeit nicht entgangen, wie er Hunyady bei der Einladung zum Turnier den goldenen Helm überreichen ließ, und meine Seligkeit wollte ich darangeben, daß ihm seine Worte dabei nicht aus dem Herzen kamen! .... Wer weiß, wenn wir nur ordentlich hineinblasen, fangen die Funken vielleicht besser, als wir es denken!"

Der Oberthürsteher schien die Meinung seines Freundes nicht ganz zu theilen: „Wäret Ihr nur hier gewesen, Ihr hättet den ganzen Abend die Wolken vergeblich gesucht — seine Stirn war klar wie der Himmel über einer Wüste!"

„Aber jetzt, jetzt .... Da seht Ihr seinen Wankelmuth! Die alberne Prophezeiung eines ausgeputzten Narren läßt ihn auf einmal vergessen, was noch vor einer Stunde sein ganzes Herz erfüllte. Das ist es eben, worauf ich baue; hat er sich erst überzeugt, daß ihre Brüder Verräther sind, so wird seine Liebe in Dunst verfliegen .... und wenn er die Gräfin heute noch öffentlich auszeichnet, um so besser!" setzte der Staatsmann mit boshafter Schadenfreude hinzu. „Desto mehr werden ihre Brüder von Hochmuth geblendet, desto größer ist der Schimpf, wenn in kurzem die Welt erfährt, daß er mit Frankreich wegen einer Heirath in Unterhandlung getreten ist. Bánffy, der Herr muß sie selbst mit Blindheit geschlagen haben, daß sie glauben können, ich werde diese eingebildete Puppe auf den Thron heben, um mich vor ihr und ihren Brüdern zu beugen! Dieser Glaube allein macht sie reif für die Narrenkappe oder fürs Henkerbeil!"

Hier brach die Unterhaltung ab, denn sie erreichten soeben den großen Saal. Zu ihrer beiderseitigen Ueberraschung

hörten sie, daß sich der König schon entfernt habe, und der Graf von Sáros, von dessen letzter Entdeckung sie nichts wußten, unter den Herren seiner Begleitung gewesen sei.

Drittes Kapitel.

Die Zeit nach der Maskerade schwand Helenen wie ein lieblicher Morgentraum hin. Ein neuer Frühling brach für ihr Herz an und schien mit dem Sonnenglanze, welcher wieder über die erwachende Natur das reiche Füllhorn seines Segens ausstreute, zu wetteifern. Auf ihrem Antlitz lag der Widerschein dieses Glücks; jeder, der hineinsah, empfand den Frieden, der ihr so klar aus der Seele strahlte wie der Abendstern aus der Tiefe des nächtlichen Himmels. Wenigen Sterblichen ward es wie ihr zu Theil das Ideal ihrer Wünsche ins wirkliche Leben hinüberzutragen und in dem fleckenlosen Glanz, der die erste Liebe umgibt, die Dürftigkeit des irdischen Daseins zu vergessen!

Voll Zärtlichkeit wenn er sie allein sah, gütig in Gegenwart aller, offenbarte sich in Matthias' Betragen gegen Helene stets die zarteste Rücksicht, ja, ohne es bemerkbar zu machen, übte er eine gewisse Art von Schutz über sie aus und versäumte keine Gelegenheit sich ihr oft und unerwartet zu nahen. So verstrichen mehrere Tage; Maria gewahrte den Wechsel in ihres Schwagers Betragen und die Seligkeit in Helenens Antlitz; sie wollte sie warnen, denn sie kannte den Charakter des jungen Grafen und zitterte für den Seelenfrieden des geliebten Mädchens, aber so oft sie dem glücklichen Auge desselben begegnete, erstarb das Wort auf

ihren Lippen. Ihr weiches Herz vermochte es nicht dieses Lächeln zu trüben, die kurzen, seligen Augenblicke, die jener vielleicht vom Schicksal vergönnt waren, noch mehr zu schmälern. Im stillen machte sie sich freilich Vorwürfe über diese Schwäche, und um einigermaßen vor sich selbst gerechtfertigt zu stehen, ließ sie sich häufig die finstern Blicke ihres Schwagers gefallen, suchte soviel als möglich die Zusammenkünfte der Liebenden nicht sowol zu beschränken, als durch ihre Gegenwart ihnen den Reiz ungestörten, vertraulichen Alleinseins zu rauben. Sie fand hierzu um so eher Gelegenheit, als sie Sarolta schon früher gebeten hatte ihr das junge Mädchen bis zur Rückkehr nach Hunyad zu überlassen, und Maria seitdem in deren Gesellschaft den größten Theil des Tags zubrachte.

Helene selbst hatte indeß mehrmals leise Andeutungen über die Zukunft gegen Matthias gewagt, doch so oft sie davon begann, brach er kurz ab, und seine Stirn verfinsterte sich. Da sie sein Misfallen scheute, und es sie schmerzte ihm einen trüben Moment zu bereiten, so nahm sie sich vor geduldig zu schweigen, bis es ihm gefallen würde den Schleier des Geheimnisses von ihrem Verhältnisse zu ziehen. Sie war ja glücklich, was verlangte sie mehr? Seine frühern Worte, mit denen er ihr Treue gelobt, blieben der feste Anker ihrer Hoffnung. Dennoch sollten die bittern Tropfen in dem Becher ihrer Liebe nicht fehlen; der Zufall fügte es, daß die für sie so peinliche und in gewisser Weise demüthigende Warnung, welche ihr Maria's Zartsinn ersparte, ihr von einer Seite kam, von der sie es am wenigsten erwartete.

Eines Tags ging Helene auf dem Walle, der sich unter ihrem Fenster nach der Gartenseite zu erstreckte, auf und nieder; ermüdet wollte sie eben ins Schloß zurückkehren,

als Graf Matthias um die Ecke einer vorspringenden Bastei bog und sie erblickte.

Er trat auf sie zu, und Helene, die nun nichts mehr von Müdigkeit fühlte, gab seinen Bitten gern nach und setzte an seiner Seite den Spaziergang noch eine Weile fort. Die Zeit entfloh ihnen unter süßem Geplauder, sie waren sich ihrer Liebe bewußt, und der Einklang in der Natur, deren warmer Hauch sie umwehte, spiegelte sich ab in der harmonischen Verschmelzung ihrer gegenseitigen Gefühle.

„Helene", sagte Matthias in ihrem Anschauen versunken, „ich sah deine Wange nie so blühend, deine Lippen nie so frisch als jetzt. Da ich dich zuerst in Ofen erblickte, machtest du mir den Eindruck einer aus ihrem heimatlichen Boden versetzten Pflanze, die in der fremden Erde ihr Haupt neigt und schweigend duldet .... Ich fand dich sehr verändert, nicht weniger schön als früher, aber nichts erinnerte mehr an das harmlose, glückliche Kind, als welches du mir in jenem Moment erschienst, wo ich dich nach meiner Krankheit zum ersten mal mit deinem Hunde erblickte."

„Ich theilte in der That das Schicksal solcher Pflanze, warum sollte ich nicht ihren Kummer theilen?" antwortete Helene mit schmerzlichem Lächeln, indem sie an den Heimgang ihres guten Pflegevaters dachte.

„Aber du warst ja bei Verwandten!"

„Bei Verwandten ...." wiederholte sie gedankenvoll, ohne die Worte zu bestätigen oder zu widerlegen. „Doch Ihr kennt nicht den Grund, der mich nach Ofen führte!"

„Wer sagt dir das?" fragte Matthias. „Glaubst du, weil ich mich fern von dir hielt, daß dein Schmerz mich darum weniger bekümmerte? Graveneck mußte mir sogleich alles erzählen, denn mich verlangte nach der Ueberzeugung, daß es dir wenigstens nicht an dem Troste gemangelt habe,

den Menschen zu geben vermögen. Alles bestätigte mir jedoch die ritterliche Handlungsweise des Marschalls und die Anhänglichkeit, welche seine Familie für dich hegt .... Mein theures Mädchen", fuhr der Graf lächelnd fort, „er hat meine Perle geschützt, und es soll sein Schade nicht sein! Doch diese Pflicht ist zu süß, als daß ich sie fortan einem andern überlassen möchte!"

Helene dankte ihm für die letzten Worte durch einen liebevollen Blick. Ueber den Marschall entgegnete sie nichts. Dieser habgierige, treulose Mann verdiente keine Belohnung, und obgleich sie wußte, daß es nur eines Wortes bedurfte, um ihm die Gunst des Grafen zu entziehen, so wollte sie doch nicht Böses mit Bösem vergelten, um so mehr als sie seinen entehrenden Auftrag nur einer sträflichen Neugier zuschrieb, und es ihr nie in den Sinn kam, daß er in seiner untergeordneten Stellung dem Grafen, seinem Herrn, schaden könne oder wolle. Ueberdies war sie ja jetzt seinem Einfluß entrückt, und Beleidigungen, auf welche wir aus veränderten, bessern Verhältnissen zurückschauen, vergeben und vergessen sich leicht. Was Sándor anbetraf, so hätte Helene gern gewußt, ob Matthias Zeuge ihres neulichen Gesprächs mit ihm gewesen war; da aber der Graf, den vielleicht nur Stolz davon zurückhielt, seiner nicht erwähnte, so hütete sie sich durch eine Frage das Gespräch auf ihn zu leiten.

Matthias blickte sie an, als hätte er eine Antwort erwartet; sie drückte statt dessen seine Hand und erzählte ihm in rührender Weise von den letzten Tagen ihres Pflegevaters, wobei er ihr mit Interesse zuhörte.

„Aber jetzt", meinte der Graf nach einer Pause, „jetzt hast du wieder eine Heimat gefunden .... Du bist glücklich, ganz glücklich, nicht wahr?"

„Ja", erwiderte sie leise, „und ich danke Gott innig dafür."

Während sie sprach, sah er sie so prüfend an, daß ihre Augen, die den seinigen nicht ausweichen konnten, sich zu Boden senkten.

„Helene, was ist dir? Es schwebt ein Gedanke auf deinen Lippen, den du nicht aussprichst", rief Matthias still stehend. „Sag', was fehlt noch zu deinem Glück? Bei meinem Leben, wenn es in meiner Macht steht, es soll dir werden!"

Helene schwieg, aber ihre Wange überzog Purpurröthe. Matthias drang mehr und mehr in sie.

„Graf", antwortete sie ohne ihre Blicke zu erheben, „wenn Ihr es fordert, so darf ich nicht schweigen: ich bin glücklich, doch ich würde noch glücklicher sein, wenn Ihr unsere Liebe Euern Verwandten geständet."

Matthias war betroffen; er faßte sich jedoch schnell, und da sie sich eben in der Nähe einer Bastei befanden, deren vorspringendes Mauerwerk sie jedem forschenden Auge entzog, so umschlang er sie, küßte ihr die Worte von den Lippen und wollte sie durch Liebkosungen zum Schweigen bringen. „Still, Helene", sagte er zärtlich, „gerade in dem Geheimnisse liegt der süßeste Reiz. Ist es nicht genug, wenn wir beide unsere Liebe kennen und glücklich in derselben sind? Warum verlangst du noch mehr? .... Helene, süßes Mädchen", fügte er schmeichelnd hinzu, „wenn du mich liebst, wie du es mir oft gestandest, muß meine Liebe allein dir genügen." Er brach ab und begann von etwas Anderm.

Aber Helene, einmal zum Sprechen aufgefordert, wollte das, was ihr in einsamen Stunden oft auf dem Herzen lastete, jetzt nicht länger verschweigen. Sie entzog sich seiner Umarmung und versetzte mit großem Ernste:

„Graf, ich liebe Euch mehr als mein Leben, mehr als

ich Euch lieben darf, denn wenn ich an meinen Schöpfer denken sollte, denke ich an Euch, und das ist sündhaft und abgöttisch. Aber so glücklich mich diese Liebe auch macht, so ängstigt es mich doch bisweilen, daß ich sie wie ein Verbrechen verbergen muß. Ich kann den forschenden Blick der Gräfin Maria nicht länger ertragen; ich möchte reden, ihr alles gestehen, und doch bindet Euer Wille meine Zunge. Warum wollt Ihr mir diesen Wunsch nicht erfüllen?"

Matthias' Augenbrauen zogen sich zusammen. „Das verstehst du nicht, Helene", entgegnete er ungehalten und mit Heftigkeit. „Sei zufrieden mit dem, was ich dir gewähre, und fordere nichts Unmögliches von mir! Genieße glücklich die Gegenwart und überlaß mir und der Zukunft das Weitere; du kannst überzeugt sein, ich werde den rechten Zeitpunkt schon finden!" In seinem Wesen lag Entschiedenheit, und seine Stimme klang rauh, wie Helene dieselbe nie zuvor gehört hatte. Erschrocken und eingeschüchtert senkte sie den Kopf.

Matthias schien verstimmt; er schwieg einige Minuten, dann zog er sie mehr leidenschaftlich als liebevoll an sich, und ohne die Thränen, die ihre Augen füllten, zu beachten, verließ er sie.

Helene blieb niedergeschlagen zurück, selbst die Umarmung konnte den empfangenen Eindruck nicht verwischen. Es war dies der erste trübe Schatten, der auf das neue Glück ihrer Liebe geworfen ward. Ihre Thränen flossen anfangs reichlich; eine Weile stillen Nachdenkens brachte sie jedoch so weit Matthias zu entschuldigen und sich als Ursache der unerfreulichen Scene anzuklagen.

Während sie noch in Gedanken versunken den Wall entlang dem gräflichen Palast zuging, näherten sich Männer=

schritte, und ehe sie Zeit fand hinter die Brustwehr einer nahen Verschanzung zu treten, stand Torstáh vor ihr.

Der Ritter hatte den jungen Grafen nach dem Balle aufgesucht, und von demselben mit der alten Herzlichkeit und Wärme empfangen, mußte er, da seine Sicherheit jetzt nicht mehr bedroht war, der frühern Verabredung gemäß seine Wohnung im gräflichen Schlosse nehmen. Matthias hatte seinen Vorsatz, beim König die Begnadigung des Ritters und die Wiedererlangung seiner Güter und Würden auszuwirken, nicht vergessen; er hielt den Zeitpunkt gerade jetzt für günstig, und das schon seit Wochen vorbereitete große Turnier, welches Se. Majestät durch seine Gegenwart zu verherrlichen versprach, sollte ihm Gelegenheit zur Ausführung seines Plans bieten. Bis dahin wünschte er aber Torstáh's Stellung so ehrenvoll als möglich zu machen; sowol mit der Armuth als mit dem Stolze des Ritters bekannt, der in jeder Wohlthat eine Demüthigung sah, stellte ihm Matthias den Antrag die selbständige Führung eines Fähnleins in seinem Banderium zu übernehmen.

Durch dieses großmüthige Anerbieten an die Hunyady'schen Interessen gefesselt und als Corvin's Lebensretter in der gräflichen Familie mit der größten Auszeichnung aufgenommen, sah sich Torstáh plötzlich in eine Sphäre emporgerückt, die seine Erwartungen bei weitem übertraf. Dennoch konnte selbst dieser glückliche Schicksalswechsel die seit seiner Rückkunft auf ihm lastende, dumpfe Schwermuth nicht bannen. Seine Reise, ausschließlich der Auffindung seiner Schwester gewidmet, hatte zu keinem Resultate geführt; alle Quellen, die ihm noch einen schwachen Hoffnungsschimmer boten, waren erschöpft, ihre Spur blieb verloren, und ohne die Gewißheit ihres Todes erlangt zu haben, kehrte er mit der Ueberzeugung zurück, daß sein Wollen hier am Ende

sei, und er jetzt nur vom Zufall oder besser von Gottes weiser Lenkung das Glück sie wiederzufinden erwarten dürfe.

Seine Stellung im Schlosse gab ihm Gelegenheit Helenen häufig zu sehen. Der durch Gabriel's Worte und durch seine eigenen Wahrnehmungen bei der Maskerade erweckte Verdacht eines Einverständnisses zwischen ihr und Matthias bestätigte sich mehr und mehr; er belauschte die Blicke der Liebenden mit seltsamen Gefühlen. War es Eifersucht? Er wußte es selbst nicht, aber er nahm sich vor, des Grafen Gesinnung zu erforschen. Bald entdeckte er, was er gefürchtet hatte, nämlich, daß dessen ehrgeizige, hochfliegende Plane sich niemals mit einer Heirath unter seinem Stande vereinbaren würden.

Von diesem Zeitpunkt an bestand Torstáh einen harten Kampf; er wollte diesem Verhältniß, aus dem nach seiner Meinung wenig Heil ersprießen konnte, entgegentreten, da er aber den wahren Grund seiner Theilnahme, die er weder wegleugnen, noch durch irgendetwas motiviren konnte, verkannte, so machte er sich oftmals Vorwürfe und klagte sich insgeheim selbstsüchtiger Interessen an. Vielleicht wäre der Erfolg bei ihm ein gleicher wie bei Marien gewesen, die einen Tag nach dem andern über ihre Entschließungen hingehen ließ, wenn dies zufällige Begegnen seiner Absicht nicht zu Hülfe gekommen wäre.

In Erinnerung seiner Gemüthsbewegung und der an sie gerichteten, seltsamen Worte bei ihrem ersten Zusammentreffen, hatte Helene den Ritter bisher gemieden; dennoch entging es ihr nicht, daß er sie oft und aufmerksam beobachtete, und so peinlich ihr dies auch besonders in Gegenwart Matthias' war, so empfand sie doch andererseits tiefes Mitleid mit seiner düstern Schwermuth. Sie erwiderte daher

seinen Gruß freundlich und wollte dann schnell an ihm vorbeischreiten, als Torstäh auf sie zutrat. Er hatte Matthias eben von ihr weggehen sehen, erblickte jetzt die Thränenspuren in ihren Augen, und der Gedanke, dies möge vielleicht ein günstiger Augenblick zu seinem Vorhaben sein, gab ihm den Entschluß ein sie sogleich anzureden. Ueber die Art und Weise war er einigermaßen in Verlegenheit, denn was berechtigte ihn auf die Handlungsweise einer Unbekannten einwirken zu wollen? Ein Recht? Nein, leider hatte er keins, aber er wußte, daß es aus wahrem Interesse für sie geschah, und das stählte seine Zuversicht.

„Gestattet mir ein kurzes Gespräch, Fräulein von Graveneck; ich trug schon lange Verlangen danach, aber die Gelegenheit fehlte .... heute kommt sie mir unerwartet entgegen.“

Helene sah ihn an. „Kann ich Euch mit etwas dienen, Herr Ritter? Ich bin gern dazu bereit; redet, wenn es Euch gefällig ist, denn ich war eben im Begriff ins Schloß zurückzukehren.“

„Ihr könnt mir mit nichts dienen“, entgegnete Torstäh ernst, „es ist vielmehr mein Wunsch Euch zu dienen, aber ich zweifle, ob die Art des Dienstes Euch angenehm sein wird.“

„So verdeckt vielleicht die gute Absicht die unangenehme Seite, wenn solche wirklich vorhanden sein sollte“, erwiderte Helene, trotz ihres Kummers lächelnd, denn sie fand seine Vermuthung gar nicht so unrichtig, da ihr nicht blos jeder Dienst von ihm, sondern auch das ganze Zusammentreffen unlieb war.

„Das gebe der Himmel!“ versetzte der Ritter. „Fräulein, erinnert Ihr Euch noch meines kurzen Aufenthalts im Thurm?“

Helene bejahte es.

„Erinnert Ihr Euch noch des Schwurs, den ich Euch damals leistete, daß, wo wir uns auch wiederfänden, ich Euch mit meinem Arm und Schwerte beschützen wolle? Dieser Schwur ward nicht leichtfertig gethan, keine Galanterie, keine Huldigung, wie sie Euch so vielfach umgeben, lag ihm zum Grunde. Es war ein Schwur, feierlich im Angesichte Gottes geleistet, denn Eure wunderbare Aehnlichkeit mit einer Person, zu deren Beschützer mich die Natur berufen hatte, flößte mir den lebhaften Wunsch ein Euch nützlich zu werden. Ich weiß, daß es nur eine Aehnlichkeit ist und ich kein Recht auf Euch habe, dennoch suchte ich Euch in Eurer Heimat auf; doch Ihr waret fort, und niemand wußte mir Auskunft über Euern Aufenthalt zu geben. Jetzt führt uns der Zufall wieder zusammen, und ich komme, um mein Gelübde zu erfüllen." Er hielt inne, doch gleich darauf setzte er hinzu: „Ich sehe, meine Worte überraschen Euch, sie sind nicht nach Form und Herkommen, doch ich wiederhole Eure eigene Rede: Möchte die gute Absicht, die Wahrhaftigkeit dessen, was ich sage, das Euch Misfällige überwiegen!"

Er schwieg, und Helene fühlte sich von dem, was sie hörte, gegen ihren Willen ergriffen. Seine Rede, sein Ton und Ausdruck berührten eine Saite in ihrem Innern, deren Klang ihr bis dahin fremd gewesen.

„Herr Ritter, ich danke Euch für Eure Theilnahme, obgleich ich nicht weiß, womit ich solche verdiene", sagte sie und blickte ihn offen und herzlich an. „Ich kenne Euch wenig, doch alles, was ich von Euch hörte, ist so edel und ritterlich, daß ich Euch mit Zuversicht mein Glück und meine Ehre anvertrauen und freudig den mir gebotenen Schutz annehmen würde, wenn ich dessen bedürfte. Doch,

dem gütigen Gott sei Dank, ich bedarf jetzt keines Beschützers!"

„Ihr bedürft eines Beschützers, Ihr braucht ihn jetzt mehr denn jemals, und ich will meinen Schwur erfüllen, ich will es sein, ich — der Euch vor Täuschung, vor Elend bewahrt!"

Der Ritter sprach mit großer Lebhaftigkeit; sein Ton verrieth eine heftige innere Bewegung, und sein schwermüthiger Blick leuchtete in ungewöhnlichem Glanze.

Ohne den Sinn seiner Worte ganz zu verstehen, erröthete Helene bis unter die Schläfe; das war ein gewaltsames Einmischen in ihre Angelegenheiten, ein Mangel an Zartgefühl, der sie tief verletzte und sie alle andern, bisjetzt für den Ritter genommenen Rücksichten vergessen ließ. Sie warf ihren Kopf zurück und sah ihn kalt an; dieser Blick sprach ihr Befremden, ihr beleidigtes Ehrgefühl und den wahren Standpunkt, auf dem sie zueinander standen, vollkommen aus. Torstáh beantwortete ihn durch einen Ausdruck des Kummers.

„Ich sehe, daß Ihr mich misversteht, und doch ist es meine Pflicht zu reden; ich darf Euch nicht schonen, denn Ihr steht an einem Abgrunde ohne es zu ahnen .... Wenn Ihr so glücklich seid, wie Ihr mich glauben machen wollt, wenn Ihr keines Beschützers bedürft", fuhr der Ritter eindringlicher fort, „warum sah ich denn Thränen in Euern Augen, als ich vorhin auf Euch zutrat?"

Helene schwieg; sie fühlte, daß von neuem Thränen in ihre Augen traten, aber sie unterdrückte sie gewaltsam, und Torstáh fügte hinzu: „Graf von Hunyady hat Euch eben verlassen, er trägt die Schuld dieser Thränen! Ihr vertraut ihm, aber er wird dieses Vertrauen nie rechtfertigen; er liebt Euch, aber .... hört auf das, was ich Euch sage, was ich Euch beim lebendigen Gott, beim Glauben an ein un-

sterbliches Leben zuschwöre: Ihr werdet nimmermehr seine Gattin werden!"

„Schweigt, Herr Ritter, ich darf und will Euch nicht länger anhören!" rief Helene mit stolzen, vor Zorn leuchtenden Blicken. „Das ist eine Lüge; jedes Wort, das Ihr sprecht, enthält eine Anschuldigung gegen Euern Wohlthäter, und darum ist es unwürdig und entehrend!"

Torstáh wurde blaß wie der Kalk an der Wand. Nach einer Pause sagte er mit langsamer, veränderter Stimme: „Das waren harte Vorwürfe; Vorwürfe, die ich nicht um Euch verdiene! Ihr wollt mich nicht hören, gut, so geht, und Gott geleite Euch! Ihr seid älternlos wie sie es wäre; möge die heilige Jungfrau Euch wie sie vor Versuchung behüten! .... Geht zum Grafen von Hunyady", setzte er mit Bitterkeit hinzu, „und wiederholt ihm, was ich Euch sagte. Ja, er ist mein Wohlthäter, mein Freund; aber jener Schwur war mir heiliger als seine Freundschaft!"

Er wandte sich um und verließ sie.

Helene blieb in großer Aufregung zurück. Sie vermochte kaum ihre Gedanken zu ordnen, allein aus dem wilden Chaos der Gefühle trat ihr Glaube an den Grafen unerschütterlich hervor. Wie konnte ein Fremder es wagen ihn zu schmähen? Sollte sie jenem Unbekannten mehr vertrauen als ihm, an den sie glaubte wie an die Auferstehung der Todten, den sie liebte wie ihr Leben, an dessen Brust sie geruht, der ihr Treue geschworen hatte? Nein, sie verachtete die Warnung, sie verachtete den Mann, der, ohne daß sie ihm jemals etwas zu Leide gethan, sie in ihrer Liebe, in ihrem Ehrgefühl, in ihren heiligsten Empfindungen gleich tief und schmerzlich verwundete.

So seltsam es scheinen mag — gerade die vorhergegangene Scene mit Matthias, anstatt ihr Ohr für die Worte des

Ritters empfänglicher zu machen, trug dazu bei es völlig dagegen zu verschließen. Weil sie selbst ihn in ihrem Herzen der Unfreundlichkeit angeklagt, hielt sie es jetzt doppelt für ihre Pflicht ihn um so standhafter gegen jeden fremden Angriff zu vertheidigen. — Als Torstäh zu ihr ging, hatte er sich sowol in ihrem Charakter als in der Stärke ihrer Liebe verrechnet; sie hätte den Grafen ja noch vertheidigen müssen, selbst wenn der Beweis seines Unrechts offen dagelegen; ihr Glück und ihr Friede waren an die Ueberzeugung seines Werthes gebunden!

In tiefer, unüberwindlicher Scheu vor dem Ritter und mit dem Wunsche, ihn nie wiederzusehen, kehrte Helene ins Schloß zurück. Zu ihrer großen Beruhigung fand sie das Arbeitszimmer der Gräfin Maria von Hunyady leer, denn wie hätte sie deren Blicken begegnen sollen, ohne ihr das Vorgefallene zu gestehen? An ihrem Stickrahmen beschäftigt, gewann sie bei reiflichem Nachdenken bald Ruhe und Heiterkeit wieder, und selbst der kleine Vorfall mit Matthias, der sie anfangs so sehr betrübte, war schnell vergessen.

Diesen und den nächstfolgenden Tag sah sie den Grafen nicht, denn wie sie durch ihre Gebieterin erfuhr, war er mit dem Ban von Dalmatien nach Wischegrad geritten, wohin sich der König gleich nach dem Maskenballe begeben hatte.

Die Höhen von Wischegrad, obgleich einst die glänzende Residenz des ersten Anjou'schen Fürsten, ein Schauplatz königlicher Pracht, auf dem sich Palast an Palast reihte, waren zur Zeit Ladislaw's Posthumus öde und verlassen, und das königliche Schloß, in dessen 350 reichgeschmückten Räumen einst Karl Robert Könige und Herzoge bewirthete, bot in seinem jetzigen Verfalle nur das Bild irdischen Wechsels dar. Tiefes, melancholisches Schweigen war an die Stelle ehemals

regen Lebens getreten; die Schönheit der Natur, welche der Menschen Werke überdauert, der erhabene Blick auf luftige Höhen und in liebliche Thäler und die reichen Erinnerungen einer großen, bedeutungsvollen Vergangenheit waren allein diesem halb vergessenen Denkmal geblieben und umwehten es noch immer mit wunderbarem Zauber! Dennoch mußte des Königs Wahl für diesen Aufenthalt mitten in dem Geräusch der Vergnügungen seine Umgebung überraschen, um so mehr als man wußte, daß der muntere Fürst es in letzterer Zeit vorzog, sich in das blaue, strahlende Auge der Gräfin Sarolta als in die Reize einer öden Natur zu vertiefen.

Der Palatin von Gara, dem Graf Ladislaw sein Befremden darüber mittheilte, schob diesen Wechsel einer bloßen Laune zu und beruhigte seinen Eidam durch die Versicherung, daß Se. Majestät mehrmals des bevorstehenden Turniers mit Vergnügen erwähnt und beschlossen habe, zu demselben nach Ofen zurückzukehren. Ja, es geschah auf seine Aufforderung, daß beide Grafen sich noch an demselben Tage nach Wischegrad begaben. Dieser Besuch blieb indeß erfolglos; sie kehrten zurück, ohne bei Ladislaw, der sich angeblich auf der Jagd befand, Audienz erhalten zu haben.

„Höre Lászlό, hast du Lust mich morgen zu begleiten?" fragte Sarolta ihren Bruder beim Nachtmahle. „Ich wünschte meinen Sperber steigen zu lassen!"

„Das thut mir leid; wir verabredeten schon mit Országh und Kanisay auf die Büffeljagd zu gehen. Der Jägermeister hat das Lager mehrerer ungewöhnlich starker Thiere entdeckt, die diesseit Pilis*) stehen; wir wollen die

*) Eine damalige Abtei.

scheuen Mönche von dieser unerwünschten Nachbarschaft befreien."

„Um so besser! So gebe ich meine Falkenbeize auf und begleite Euch!" sagte Sarolta mit großer Entschiedenheit und entschlossen, die Verstimmung, der sie sich über des Königs unerwartete Entfernung mehrere Tage willenlos überlassen hatte, durch das anregende Vergnügen der Jagd abzuschütteln.

„Das wäre ein kühnes Unternehmen!" rief Matthias, der ihre Worte für Scherz hielt.

„Warum? Ueberrascht es dich? Ich nahm ja schon oft an Eberjagden theil; eine Büffeljagd, sollte ich meinen, bietet ein neues und anziehendes Schauspiel."

„Ein Schauspiel, das für die Schaulustigen schlecht ablaufen kann", bemerkte Maria, die Sarolta's Vorhaben nicht ohne Besorgniß hörte. „Der Büffel soll in der Wuth blind sein und auf jeden losstürzen; er schont weder Menschen noch Thiere! Sarolta, du denkst doch nicht im Ernste daran die Herren zu begleiten?"

„In vollem Ernst", entgegnete lachend die junge Gräfin. „Ich überhebe die Ritter diesmal der Etikette und überlasse ihnen bei der Hetze den Vorrang. Nicht wahr, László, unter Euerm Schutz kann ich es schon wagen?"

„Wenn du Muth hast, ich bin's zufrieden!" antwortete der Graf, mit dem festen Charakter seiner Schwester bekannt, die, wo sie einmal einen Willen ausgesprochen, sich auch so leicht nicht von ihrem Entschlusse abbringen ließ. „Aber du darfst die große Wildbahn nicht verlassen; wenn das Lager erspäht ist und die Hunde darauf losgelassen werden, kannst du aus der Ferne zusehen. Zweierlei geb' ich dir noch dabei zu bedenken: wir sind alle mit der Morgendämmerung im Sattel, und der Weg ist lang und beschwerlich."

Sarolta nickte beistimmend, und da Maria nicht von der Partie war, so erwählte sie einige Damen ihres Gefolgs, von denen sie begleitet zu sein wünschte.

Viertes Kapitel.

Am nächsten Morgen, als das erste Jagdsignal im Schlosse ertönte, wurden die Zelter der Damen vor das Portal geführt. Alles ging glücklich von statten; die Gesellschaft, durch das zu erwartende Vergnügen angeregt, war munter und lebhaft; der Weg führte bald über luftige Höhen, wo der Morgenwind mit Locken, Schleier und Federn sein neckisches Spiel trieb, bald durch romantische und geschützte Waldgründe. Man ritt in buntem Gemisch durcheinander, wie Zufall oder Neigung die verschiedenen Paare zusammenführte, und lustige Erzählungen von Jagdabenteuern verkürzten die Zeit. Helene, die ungeachtet Maria's Widerstreben auf Sarolta's besondern Wunsch dieselbe begleiten mußte, sprach heute den Grafen Matthias nach jenem erwähnten Vorfalle zum ersten mal wieder, und das frische Lächeln, das ihre schwellende Lippe umspielte, als sie ihn an ihrer Seite erblickte, zeigte genugsam, daß der kurze Schmerz von neulich spurlos wie ein Schatten aus ihrer Erinnerung getilgt war.

In der Nähe des Jagdortes wurde auf einem freien, von uralten Bäumen umschlossenen Platze halt gemacht; ein zierliches Zelt, durch vorangeschickte Jägerburschen schon aufgeschlagen, und ein bereit gehaltenes Frühstück gewährte den Reitern Rast und Erquickung. Dann ging es weiter, denn

die Jäger hatten die Fährte der Büffel gefunden und kamen zurück, um die einzuschlagende Richtung zu bezeichnen. Endlich war das Lager entdeckt; die Meute, voll Muth und Ungeduld der Dinge harrend, die da kommen sollten, wurde losgelassen, und die Jäger mit Bogen, Köcher, Schild und Speer bewaffnet, bestiegen ihre schnaubenden Renner zur Verfolgung des aufgestöberten Wildes.

Die Damen, welche unter dem Schutze einiger Ritter zurückblieben, sahen dem Treiben von weitem zu, und obgleich Ladislaw sie zur Vorsicht ermahnt und ihnen anempfohlen hatte sich nicht von der großen Wildbahn zu entfernen, so stieg Sarolta's Ungeduld doch bald auf den höchsten Gipfel, und begierig den Verlauf der Jagd in der Nähe zu beobachten, machte sie der zurückbleibenden kleinen Gesellschaft den Vorschlag langsam in der von den Jägern genommenen Richtung weiter zu reiten. Einige kühne Damen, gleich ihr durch den aufregenden Theil des Vergnügens angezogen, stimmten gern bei, und da die Ritter bestätigten, daß auch bei weiterm Vordringen durchaus keine Gefahr vorhanden sei, so verließ die Gesellschaft die große Bahn und folgte auf Nebenwegen den schmetternden Tönen des Jagdhorns. Helene, die sich ermüdet fühlte und überhaupt an diesem Vergnügen keinen besondern Reiz fand, beurlaubte sich bei Sarolta und zog es vor langsam nach dem Zelte zurückzureiten, welches, allgemeiner Verabredung gemäß, der zurückkehrenden Gesellschaft als Wiedervereinigungspunkt dienen sollte. Sie sah sich bald ziemlich allein; außer den beschäftigten Jägern bemerkte sie nur noch Junker Choka, der wenige Schritte von ihr entfernt hielt.

„Wie kommt's, Herr Page, daß Ihr zurückgeblieben seid?“ fragte Helene überrascht. „Fühlt Ihr Euch auch müde, oder macht Euch das Jagen keinen Spaß?“

„Verzeiht, edles Fräulein, Eure Vermuthung hat es weder in dem einen noch in dem andern Fall getroffen", entgegnete der Jüngling, und ihr einen Schritt näher reitend, setzte er lächelnd hinzu: „Mein gnädiger Herr, Graf Matthias, empfahl mir an mich in Eurer Nähe zu halten; gestattet daher, daß ich seinem Befehl mit Pünktlichkeit nachkomme."

Helene erröthete. „Euer Herr traut mir beim Reiten weniger Geschicklichkeit zu, als ich in der That besitze. Ich bedauere Junker Choka, daß Euch der beste Theil des Jagdvergnügens entgeht, und gegen meinen Willen muß ich die Schuld davon tragen."

Der gewandte Page, seit seinem siebenten Jahre an den Höfen der Großen, wo Galanterie und Tapferkeit gleich hohen Werth in den Gesetzen des Ritterthums behaupteten, war nie um eine verbindliche Antwort verlegen. Es gelang ihm sehr bald Helenen vollkommen über das ihm entzogene Vergnügen zu beruhigen, dessen Genuß ihm ohnedies bei der Jagdliebhaberei des Grafen fast täglich zu Theil wurde.

Eine ältliche Dame, welche die Anstrengung des schnellen Rittes sowie die Gefahr der Jagd scheute, gesellte sich gleichfalls zu ihnen; gemeinschaftlich setzten sie nun ihren Weg fort, der noch zahlreich belebt wurde von Jägern, Aufsehern und Knechten, welche bald vom Jagdplatze zurückkehrten, bald sich dorthin begaben oder Geräthschaften trugen, Hunde führten und zur Aufsicht ausgestellt waren.

„Haben wir noch weit bis zum Zelt?" fragte die ältere Dame. „Mich quält ein unerträglicher Durst — ich liebe nicht diese Art von Zerstreuungen, wo man jeglicher Bequemlichkeit zu entsagen gezwungen ist und vor Anstrengung zu keinem Genusse gelangen kann."

Ich denke, eine halbe Stunde könnte der Platz noch entfernt sein", meinte Helene. „Laßt uns schärfer zureiten, denn dort

findet Ihr alles, was Euch zur augenblicklichen Erquickung nothwendig ist.“

Der Page hörte die Worte, und da er vorhin das Geplätscher eines Waldbächleins vernommen zu haben glaubte, so eilte er einige Schritte seitwärts in den Wald, horchte und kam mit der befriedigenden Nachricht zurück, daß eine Quelle in der Nähe sei. Mit einem Trinkbecher versehen, der in Form eines Hornes an einer seidenen Schnur um seinen Hals ging, ersuchte er die Damen langsam vorauszureiten, er selbst werde sie in kurzer Zeit, sobald er Wasser geschöpft habe, wieder einholen.

„Wollt Ihr nicht lieber bei uns bleiben und einen der Leute schicken!“ bat die fremde Dame, welche sehr ängstlich zu sein schien.

Der Page lächelte. „Das würde noch länger aufhalten; in spätestens fünf Minuten bin ich wieder hier, denn die Quelle kann nicht entfernt sein, da ich deutlich das Rieseln derselben vernahm.“

„Nun, so beeilt Euch“, antwortete sie nicht ohne Widerstreben und näher an Helenen heranreitend.

Der Junker verschwand alsbald zwischen den Bäumen. Die Zurückbleibenden waren noch nicht zwei Minuten allein, als sie vor sich einen kleinen, runden Platz gewahrten, von dem fünf bis sechs ausgehauene Wege sternförmig ausliefen und sich in die Tiefen des Waldes verloren. Zweifelhaft, welches der richtige sei, beschlossen sie hier zu warten, als sie plötzlich einen unregelmäßig stampfenden Tritt vernahmen, und einige Augenblicke darauf ein Ton die Luft durchschnitt, der zwischen Gebrüll und Geächze mitten innehielt, und wie er immer lauter und wilder wurde, sich schnell zu nähern schien. Die Damen wechselten erschrockene Blicke, und Helene, die als die muthigere von beiden ihre Geistesgegenwart nicht verlor, ritt ein paar Schritte nach der Mitte des Sterns vor, von wo aus sie alle Wege gleichzeitig überblicken konnte.

„Um Gottes willen .... der Büffel! Flieht! flieht so schnell als möglich! er kommt uns gerade entgegen", rief sie ihrer Gefährtin zu, indem sie mit einer schnellen Handbewegung rückwärts deutete. Die Dame, die auf diese Weise einen kleinen Vorsprung gewann, bedurfte keiner weitern Aufforderung; sie stieß einen Schrei aus, warf dabei aber zugleich ihr Pferd herum, und ohne sich weiter nach Helenen umzusehen, jagte sie auf dem eben gekommenen Wege mit einer Schnelligkeit zurück, welche nichts von der übermäßigen Müdigkeit gewahren ließ, über die sie sich noch kurz zuvor beklagt hatte.

Nachdem Helene ihre Gefährtin auf der Flucht und für den Augenblick gesichert sah, stürzte auch sie in den ersten besten Seitenweg, um dem Ungethüm, das schnaubend und wüthend auf sie zukam, zu entgehen. Sie setzte ihr Pferd in gestreckten Galop, und ohne sich umzublicken eilte sie weiter; doch das wilde Gebrüll, der schwere Fußtritt, ja selbst das Schnaufen und Athmen, welches sie zu hören sich einbildete, sagten ihr bald, daß der Büffel, der ihrer beim Vorreiten ansichtig geworden, richtig ihre Spur getroffen und denselben Weg eingeschlagen habe. Von Angst und Grauen erfaßt, trieb sie ihr Pferd zu immer größerer Eile, und eine Weile dauerte die wilde Flucht in gleichmäßiger Entfernung fort. Doch bald bemerkte Helene, daß ihre und des Zelters Kraft abzunehmen begann, während der leicht verwundete Büffel, durch ihren Anblick noch mehr gereizt, in furchtbaren Sätzen auf sie zukam. Ihre Lage wurde noch gefahrvoller bei der Entdeckung, daß der Gurt ihres Sattels sich entweder durch den schnellen Ritt oder durch ihre unsichere Haltung, die nicht ganz das Gleichgewicht hielt, lockerte, und sie immer mehr und mehr nach der linken Seite hinüberrutschte. Hierdurch wurde nicht blos ihre Last für das Pferd

verdoppelt und dessen Flucht bedeutend gehemmt, sondern sie sah auch mit Entsetzen den Augenblick herannahen, wo sie sich nicht länger halten und unfehlbar stürzen würde. Mit der Kraft der Verzweiflung klammerte sie sich an die Mähne des Rosses an, und da der Sattel ihr keinen Stützpunkt mehr bot, so lag sie dem Thiere fast auf dem Halse, als dieses plötzlich über eine Baumwurzel stolperte und keuchend auf die Knie fiel.

Helene war mit zu Boden gesunken, und beide zum Tode ermattet strebten vergebens wieder auf die Beine zu kommen. Der Büffel war ganz nahe. Mit dem Gefühl dumpfer Ohnmacht, welche der Gedanke eines nahe bevorstehenden, entsetzlichen Todes hervorbringt, wandte Helene den Kopf; der Anblick des grimmigen Thiers erfüllte sie mit Entsetzen: die Augen blutroth wie feurige Kohlen stierten sie an, das Maul stand weit offen, und Ströme von Dampf und Schaum quollen daraus hervor. Sein Nacken war gekrümmt, die lange, zottige Mähne hing fast bis auf den Boden, und die kantigen Hörner schienen bereit den Feind zu zermalmen. Nur noch wenige Schritte, und er hatte sie erreicht. Kein Ausweg war mehr möglich; sie öffnete die Lippen, sie wollte schreien, um Hülfe rufen, aber sie vermochte keinen Ton hervorzubringen. Sie dachte an ihren Tod, auch beten konnte sie nicht: der grauenvolle Gedanke, in der nächsten Minute von dem Ungethüm aufgespießt und zerrissen zu werden, drängte sich zwischen sie und den Frieden des Himmels. Sie sah noch, wie das wüthende Thier auf sie zustürzte, sie fühlte noch den heißen Qualm seines Athems, dann schlossen sich ihre Augen, und sie sah und hörte nichts mehr — die Todesangst hatte ihr die Besinnung geraubt.

Als sie wieder zum Bewußtsein kam, vernahm sie ein kurzes aber schauerliches Röcheln neben sich, das bald schwächer wurde und zuletzt verstummte. Ueberrascht, sich noch

lebend zu fühlen, öffnete sie die Augen; sie war mit Blut bespritzt, und ein dampfender, rother Strom floß zu ihren Füßen. In geringer Entfernung stand ein Ritter, der eben seinen langen Speer aus der Brust des Büffels zog; er hatte das Herz des Thiers getroffen. Helene erkannte Matthias, und ein Freudenschrei entfloh ihren Lippen. Nachdem der Graf sein Werk vollendet, sprang er auf sie zu, hob sie voll Entzücken auf, trug sie aus der Blutlache und setzte sie auf eine trockene Stelle des weichen, grünen Mooses nieder, welches den Waldgrund bedeckte.

Sie fühlte sich unverletzt, ihre Glieder waren durch den heftigen Fall nur erschüttert, und an dem linken Fuße, der unter dem Pferde gelegen, hatte sie eine unerhebliche Quetschung erhalten.

Auch Junker Choka war dort, sie sah, wie er sich eben bei ihrem Zelter beschäftigte, der in wilden Zuckungen am Boden kämpfte und die Hufe der Vorderfüße vor Schmerz in die harte Erde einschlug. Das arme Thier gewährte einen traurigen Anblick; seine Schenkel waren durch die Hörner des Büffels, dem das Roß zunächstgelegen und der an demselben seine erste Wuth gefühlt hatte, furchtbar zerfleischt. Helene bedeckte die Augen mit der Hand, sie dachte daran, daß sie nur durch ein Wunder Gottes einem ähnlichen Schicksale entgangen war, und ein leises Dankgebet bewegte ihre Lippen.

„Endigt die Qualen des armen Thiers durch einen schnellen Tod!" bat sie Matthias. „Es ist furchtbar, es so ringen zu sehen!"

„Helene, ein Augenblick Verzug, und Ihr läget vielleicht ebenso da!" rief schaudernd der Graf, indem er seinen Dolch zog und sich dem Pferde näherte. Das junge Mädchen wandte sich ab.

„Es ist gut“, sagte er, als er nach kurzer Zeit wieder zu ihr trat. „Jetzt fühlt es nichts mehr! Nun erzählt mir aber, wo Ihr den Büffel zuerst sahet und wo Eure Gefährtin geblieben ist, denn bis dahin hat mich Choka von allem in Kenntniß gesetzt.“

Helenens Bericht war bald beendet, und Matthias theilte Ihr nun mit, daß der Büffel bei der Verfolgung kehrt gemacht und zwischen den Treibern durchgebrochen sei.

„Anfangs von mehreren Speerreitern verfolgt“, fuhr der junge Graf fort, „gewann er doch bald einen ziemlichen Vorsprung, und da er nur gerade so viel verwundet war, um zur höchsten Wuth entflammt, aber keineswegs entkräftet zu sein, so gab ein Jäger nach dem andern die Hetze auf in der Ueberzeugung, daß jede Mühe, das Thier zu erlegen, fruchtlos bleiben werde. Auch ich war schon im Begriff diesem Beispiel zu folgen, als ich zufällig am Stern den Pagen antraf, der Euch überall vergebens suchte und mir mit wenigen angstvollen Worten alles berichtete. Jetzt ging es von neuem an die Verfolgung, und die Pferdespur, die ich bald zwischen den gespaltenen, tief eingedrückten Hufen des Büffels entdeckte, war mir ein furchtbarer Beweis, daß wahrscheinlich eine der Damen dem wüthenden Thier in den Weg gekommen und von demselben verfolgt worden sei .... Helene“, setzte er hinzu, während sich bei der Erinnerung an jene grauenhafte Vorstellung die tiefste Seelenqual in seinem Gesicht malte, „Helene, der Gedanke, daß du es sein könntest, machte mich zum Rasenden, ich jagte vorwärts meiner Sinne kaum mächtig. Aber mein edler Rappe ließ mich nicht im Stich, wie der Wind flog er dahin, obgleich er vom Schaum weiß war wie ein Schimmel .... Sieh! dort steht er, der Dampf hat ihn in eine wahre Wolke gehüllt ....“

Bei diesen Worten stand der Graf auf, um sich dem wenige Schritte entfernt haltenden Pferde zu nähern. Helene folgte ihm, doch sie fühlte bald, daß beim Gehen der Schmerz an ihrem Fuße zunahm und sie denselben nur mit großer Beschwerde bewegen konnte.

„Fahrt in Eurer Erzählung fort!“ bat sie. „Wie fandet Ihr mich? Ich weiß nichts mehr von dem Augenblick an, wo ich vom Pferde stürzte. Ich glaubte an keine Rettung, schloß die Augen und wähnte zu sterben!“

„Helene, das Wort klingt furchtbar von deinen Lippen; heute zum ersten mal fühle ich, wie unentbehrlich du meinem Leben geworden bist. Dein Tod hätte mich zum elendesten der Menschen gemacht! .... Ich sah nichts von dir, ich folgte nur der dichten Staubwolke, die sich vor mir hinwälzte, bis ich den Büffel auf wenige Schritte erreichte. Da gewahrte ich plötzlich sein Stillstehen, ich erkannte dein Pferd und sah, daß du mit demselben gestürzt warst. Die folternde Angst dir zu schildern, die Verzweiflung, die mich bei diesem Anblick ergriff, ist unmöglich, denn da ich des Büffels wegen, der vor dir und dem Pferde stand, nichts deutlich unterscheiden konnte, so mußte ich fürchten, daß jeder Moment dein letzter, und meine Dazwischenkunft zu spät sei. Ich faßte meinen Speer fest in der Faust, jagte an euch vorbei und warf dann blitzschnell mein Roß herum, um das grimmige Thier von vorn angreifen zu können. In seiner blinden Wuth bemerkte es mich nicht, du aber warst so gefallen, daß du zum Theil vom Pferde gedeckt wurdest, und ehe der Büffel Zeit hatte zum zweiten mal mit seinen Hörnern zuzustoßen, benutzte ich den Moment, wo er den Kopf zurückbog, und bohrte ihm den Speer zwischen die Schultern in die Brust. Das Uebrige weißt du, denn erst dein Schrei

überzeugte mich von deinem Leben, über das ich bis dahin in furchtbarer Ungewißheit schwebte."

Helene stand in ernstem Schweigen neben dem Grafen, stumm reichte sie ihm die Hand, aber ihre Blicke strahlten in Rührung und Dankbarkeit. „Matthias", sprach sie, ihn mit Erröthen bei diesem vertraulichen Namen nennend, der bis dahin noch nicht über ihre Lippen gekommen war, „dieses Leben, das du rettetest, gehört dir .... möchte Gott der Herr mir die Kraft verleihen dich durch dasselbe zu beglücken!"

„Ja, Helene, ja! es liegt in deiner Macht, mich zum glücklichsten der Sterblichen zu machen!" rief er heftig, und sein Gesicht überzog ein dunkler und doch leuchtender Schimmer. Er wollte fortfahren, da begegnete sein Auge dem ihrigen, das eine heilige Rührung verklärte und aus dem Unschuld und Hingebung sprachen. Das begonnene Wort erstarb auf seinen Lippen, er wandte sich schnell um und — klopfte den Hals seines Rosses.

„Seht", sagte sie voll Mitleid und deutete auf die Weichen des edeln Thiers, aus denen das Blut tropfenweise auf den Rasen fiel und an der Stelle, wo das Pferd unbeweglich stand, einen dunkeln Fleck bildete; „das arme Thier hat meinetwegen eine harte Probe zu bestehen gehabt! .... Euer Sporn muß scharf sein, daß er so blutige Spuren zurücklassen konnte."

Matthias besah seine Ferse, an der gleichfalls noch Blut klebte. „Wäre es mein Herzblut gewesen, ich würde es in jenem Moment nicht mehr geschont haben!" versetzte er mit dem Ausdruck inniger Liebe in seinen noch ungewöhnlich bewegten Zügen.

In Helenens Auge schimmerte eine Thräne des Dankes. Hunyady bemerkte sie, er wollte seinen Arm um das geliebte

Mädchen schlingen und die Thräne aus ihrem Auge küssen, als er den Pagen gewahrte, der zu ihnen hingewandt in einiger Entfernung stand.

Der Graf trat zurück, sein finsterer Blick verrieth Misvergnügen über die Störung. „Choka, du mußt dich aufs Pferd werfen und nachforschen, was aus dem Ehrenfräulein der Gräfin geworden ist. Dein Roß dampft zwar noch und scheint sehr abgetrieben, doch das hilft nichts; die arme Dame irrt gewiß in der Wildniß umher und hat in der Angst, den Büffel auf der Ferse zu haben, vielleicht den Rückweg verloren und sich noch tiefer in den Wald begeben!"

Der Page sah seinen Herrn überrascht an; er war nicht viel weniger abgemattet als sein Pferd, und hätte es jedenfalls vorgezogen sich hier noch eine Weile zu erholen; aber Ausdruck und Ton des jungen Grafen ließen keine Aenderung seines Befehls erwarten. Er ergriff daher, ohne eine Erwiderung zu wagen, sein seitwärts stehendes Roß am Zügel und führte es auf den Weg.

„Reite nach dem Stern zurück, von wo aus du dich leichter orientiren kannst. Sollte das Fräulein dort nicht zu finden sein, so ist es am besten, du erkundigst dich im Zelte bei den Jägern, ob keiner sie gesehen hat. Nimm dir ein Dutzend Bursche mit, um die Kreuz- und Querpfade zu durchsuchen .... Du kannst langsam reiten", setzte er hinzu, „um das Pferd nicht zu sehr zu ermüden."

Der Junker hatte sich bereits in den Sattel geworfen und war schweigend abgeritten. „Heda! Choka, noch eins!" rief ihm der Graf nach. „Vergiß nicht, dem ersten Jäger, den du antriffst, diesen Ort zu beschreiben und ihn zu beauftragen mir zwei Pferde zu senden und für die Fortschaffung des Büffels zu sorgen."

Der Page verneigte sich und setzte seinen Weg fort.

„Was werden wir jetzt beginnen?“ wandte sich Matthias lachend an das junge Mädchen. „Du bist erschöpft, und mein Rappe ist es nicht minder; ihr werdet beide keine anstrengende Tour zu unternehmen im Stande sein.“

„Können wir nicht zum Zelte zurückkehren?“ fragte schüchtern Helene, deren sich mit dem Verschwinden des Pagen ein eigenes Gefühl von Befangenheit bemächtigte, obgleich sie bei des Grafen Entschiedenheit keinen Einspruch gewagt hatte.

„Das wäre ein Weg von wenigstens einer Stunde!“ entgegnete Hunyady kopfschüttelnd. „Vielleicht ist die Jagd nicht zu entfernt“; er stieß mehrmals in sein kleines, elfenbeinernes Horn und lauschte dann einige Minuten, allein der Ton blieb unerwidert. „Hier können wir keinenfalls lange weilen“, setzte er nach einigem Nachdenken hinzu. „Der Boden ist zu feucht für dich, aber wenn ich nicht irre, befindet sich die Hütte eines Waldaufsehers hier ganz in der Nähe; dort könnten wir die Ankunft der Pferde abwarten, worüber immer eine bis zwei Stunden vergehen mögen.“

„Laßt mich allein hier und kehrt Ihr wenigstens zur Jagd zurück“, bat Helene, ihn halb ängstlich, halb innig anblickend. „Ich fürchte mich jetzt nicht, und wenn Ihr mir den Weg zu jener Hütte zeigt, so werde ich mich gewiß dorthin zurecht finden.“

„Helene, wenn du im Ernst sprichst, so könnten deine Worte mich erzürnen“, erwiderte Hunyady, indem er ihr zärtlich näher trat. „Ich sollte fortreiten und dich hier zurücklassen? Nein, das kann deine wahre Meinung nicht sein! .... Komm, ich will dich auf mein Roß heben, und dann wollen wir unsere Pilgerfahrt zur Hütte antreten, die mich an Joseph's Flucht nach Aegypten erinnert, welche ich als Knabe oft in der Hauskapelle zu Hunyad betrachtete.“

Helene schien Einrede machen zu wollen.

„Du hast keine Ursache zur Furcht, der Rappe ist diesen Augenblick so zahm, daß ihn ein Kind ohne Gefahr besteigen könnte. Ueberdies werde ich den Zügel fassen, und du sollst dich zur größern Sicherheit auf meine Schulter stützen. So wird es schon gehen."

„Ich fürchte mich nicht", antwortete Helene, „aber das Pferd ist abgejagt; bitte, laßt es ledig gehen, ich werde schon zu Fuß fortkommen."

Da sie entschlossen schien, so willigte Matthias endlich ein. Er führte das ledige Roß am Zügel, und das junge Mädchen ging neben ihm. Doch bald gewahrte er, daß sie hinkte. Besorgt fragte er sie um die Ursache und gab nun nicht eher nach, bis Helene das Pferd bestieg. Nach Verlauf von zehn bis funfzehn Minuten gelangten sie an einen freien Platz, an dessen jenseitigem Ende ein kleines Häuschen sehr romantisch aus dem Schatten alter Kiefern hervorguckte und von der einen Seite durch einen kleinen Teich, von der andern durch ein Gärtchen begrenzt wurde.

„Hier wird es sich ganz gemüthlich weilen", meinte Matthias im Hinblick auf die einfache Natur, die in ihrer anspruchslosen Verborgenheit dennoch so anmuthig erschien.

Vor der Hütte angekommen, klopfte er an die verschlossene Thür. Der Riegel wurde sogleich zurückgeschoben, und ein geschäftiges, freundliches Weib in mittlern Jahren steckte den Kopf heraus. Nicht wenig befremdet über die seltsamen Gäste, öffnete sie schleunigst die Thür und brachte einen Schemel, um Helenen vom Pferde zu helfen, während sich ihre neugierige Verwunderung zwischen dem vornehmen Ritter im reichen Jagdcostüm und dem blutbefleckten Kleide der Dame theilte.

„Frau, wir möchten uns ein Stündchen bei Euch auf-

halten", redete Matthias freundlich die Bäuerin an. „Könnt Ihr uns so lange in Euerm Stübchen beherbergen und uns irgendetwas zum Imbiß reichen?"

„Die heilige Jungfrau segne den Eintritt so vornehmer Gäste in meine arme Hütte", versetzte die Frau mit halb zutraulicher, halb verlegener Miene. „Tretet ein, Euer Edeln, doch es wird Euch hier schlecht behagen, denn es ist enge und niedrig für so hohe Herrschaften .... Mein Alter und ich haben Platz genug darin."

„Ich denke, uns soll es auch genügen, nicht wahr, Helene? .... Doch wo habt Ihr Euern Alten?" fuhr der Graf zu der Wirthin gewendet fort. „Ich hätte einen Auftrag für ihn."

„Die Herren vom Hof halten Jagd auf seinem Revier, und da ist er schon ganz zeitig ausgegangen, wird auch wol so bald nicht heimkehren .... Euer Gnaden gehören gewiß zu ihnen und sind verunglückt", setzte sie mit Theilnahme hinzu, „denn ich sehe Blut an dem Kleide der edeln Dame."

Helene erzählte ihr Misgeschick und bat die Bäuerin ihr eins von ihren Kleidern zu borgen.

„Herr du mein Gott, welche Ehre für meinen Sonntagsrock!" rief die Frau. „Ich will ihn gleich holen! Aber obschon Ihr das Kleid haben sollt, welches meine Mutter und ich an unserm Ehrentage trugen, so ist es doch zu grob für Eure zarten Glieder. Unsereins kennt's nicht anders und sieht nur darauf, daß alles derb ist, um noch auf die Kinder und Kindeskinder zu vererben."

„Habt Ihr außer Euerm Mann niemand hier, der einen Gang in den Wald machen könnte?" fragte der Graf.

„Nein, Euer Gnaden! Doch wenn es nur darauf ankommt eine Botschaft auszurichten .... ich habe noch ein

Paar flinke Beine und kenne die Wege im Walde so genau wie mein Alter."

„Gut, so bringt die Dame in die Hütte und versorgt sie mit frischen Kleidern, dann sollt Ihr das Weitere erfahren", gebot der Graf, indem er zu seinem Pferde ging und das müde Thier vom Sattel befreite.

Helene folgte unterdessen der Frau in das Innere des Hauses, und es währte nicht lange, so war sie in eine liebliche Landbewohnerin verwandelt. Matthias, der eben eintrat, blieb bei dem gänzlich veränderten Aussehen des jungen Mädchens überrascht an der Thür stehen.

„Helene, du wärst ebenso die Zierde einer Bauerhütte geworden, als du der Stolz eines Palastes sein wirst!" sagte er, sie mit Wohlgefallen anblickend. „Komm jetzt hinaus, im Hause ist die Luft kalt und dumpfig, während draußen die Sonne so warm wie mitten im Frühlinge scheint .... Jetzt Frau, gebt uns etwas zu essen, denn wir haben heute schon schwer an den Lasten des Tags getragen."

Er ergriff Helenens Hand und führte sie ins Gärtchen zu einer Bank, von der aus sie einen Blick über den Teich und das frische, saftige Grün des Platzes gewannen.

Sie setzten sich, und die Wirthin brachte ihnen Eier, Butter und Weizenbrot, die Gottesgaben, welche ihr kleines Besitzthum lieferte. Dann ging sie zum Brunnen und schöpfte dazu einen Becher krystallklaren Wassers.

„He! Wie steht's um ein Stück Wildpret?" fragte der Graf lächelnd. „Ihr lebt mitten im Walde, und ein Sprichwort sagt: Wer an der Quelle steht, schöpft immer den besten Trank!"

„Euer Edeln belieben zu scherzen", entgegnete die Frau. „Die Gesetze sind streng, und obgleich oft monatelang kein Bissen Fleisch in unser Haus kommt, so wagt mein Alter

doch nicht das Verbot zu übertreten. Er denkt, es könnte ruchbar werden und wir würden aus dem Häuschen verjagt, in welchem wir seit zwanzig Jahren in Frieden leben."

„Ich kenne ihn wohl, er ist ein braver Mann", erwiderte Matthias und warf der überraschten Frau einige Goldstücke hin. „Jetzt müßt Ihr Euch aber in den Wald aufmachen und dort die Ankunft meiner Pferde abwarten, um die Leute, die sonst nicht wissen, wo ich geblieben bin, hierher zu führen." Nachdem er ihr genau den Platz beschrieben, wo der Büffel erlegt war, setzte er freundlich hinzu: „Wir wollen Euer Haus indeß sicher bewachen; nun eilt, damit Ihr nicht zu spät eintrefft!"

„Helene", wandte sich Matthias an das junge Mädchen, als die Bäuerin sie verlassen hatte, „ich glaube, der Nektar erschien den Göttern nur so süß, weil Hebe ihn credenzte; bei Gott, das frugale Mahl wird mir heute zum Leckerbissen, da deine Hand es mir bereitet ... In dieser tiefen Waldesstille", fuhr er fort, indem er sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit anblickte, „liegt ein eigenthümlicher Reiz. Hier fühlt man erst, wie sehr sich der Mensch allmählich der Natur entfremdet. Sprich, würdest du dich wol glücklich fühlen, wenn ich der Besitzer dieses Häuschens wäre, und du in dieser Einsamkeit nur mir und meiner Liebe lebtest?"

„Ja, Matthias!"

„Würdest du die glänzende Welt auf diesem abgeschiedenen Plätzchen für immer vergessen können, ohne mit Reue an sie zurückzudenken?"

„Ja gewiß, mit leichtem Herzen würde ich das!" rief Helene. „Ich lebte ja stets in stiller Zurückgezogenheit und war glücklich. Die Welt hat Freuden, Matthias, aber sie hat auch Täuschungen .... hier wohnt der Friede Gottes und die Glückseligkeit, die keine Reue kennt."

„Also würdest du mich doch lieben, wenn du auch nicht durch mich die Gattin eines mächtigen Magnaten zu werden dächtest? ...."

„Matthias!" unterbrach ihn Helene vorwurfsvoll. „Ich liebte dich, als ich deinen Rang nicht kannte, ich würde dich ebenso lieben, wenn du nichts besäßest als dieses ärmliche Häuschen, und ich bei dir arbeiten müßte fürs Brot .... Ach, warum wurdest du nicht unter dem Strohdache einer Hütte geboren?" fügte sie mit einem Lächeln hinzu, in dem sich so häufig bei ihr eine sehnsuchtsvolle Schwermuth abspiegelte. „Ich hätte dir dann zeigen können, wie süß es ist deine Armuth zu theilen und dein Los zu erleichtern. Auch unter der Hülle der Dürftigkeit würde ich deine edle Seele erkannt haben, und du wärst mehr für mich und weniger für andere gewesen .... hättest auch annehmen müssen, wo dein Stolz jetzt nur im Geben und Opfern Befriedigung findet. Ach, Matthias, für dich zu arbeiten, zu entsagen, wäre das süßeste Glück! Kein Opfer sollte zu groß sein, das ich dir nicht gern und freudig brächte!"

Helene sprach mit innigem Gefühl, ihr Auge strahlte bei dem glücklichen, aber bescheidenen Bilde, das vor ihrer Phantasie schwebte und ihrer aufopferungsfähigen Seele Genuß im Entsagen bot. Sie stützte den Kopf auf die Hand, und ihr träumerischer Blick schweifte über die Spiegelfläche des Sees. Sie sah sich als Gattin des geliebten Mannes, zu ihren Füßen spielten blühende Kinder; diese Hütte war ihre Welt, der grüne Rasenplatz, der Teich, der ferne Wald, der klare Morgen, der seinen schimmernden Duft gleich einem durchsichtigen Gewand über die Natur ausgoß: — sie zeigten ihr ein Eden, worin die Menschen glücklich wie die Seligen und schuldlos wie die Engel Gottes leben konnten. Der Abglanz dieses Glücks leuchtete auf Helenens Antlitz, sie

verlor sich in ihren Träumereien und vergaß, daß sie der Wirklichkeit so fern lagen!

Auch Matthias blieb nicht unempfänglich für diesen Zauber; wäre seine Seele rein und unbefangen gewesen, er hätte den Götzen der Welt vergessen und sich bewußt werden müssen, daß Gott sie füreinander geschaffen, daß ihre Geister für Zeit und Ewigkeit zusammengehörten. Doch die Welt hatte bereits die Tiefen dieser Seele getrübt, sein Ehrgeiz verschmähte das Glück der Genügsamkeit, sein stolzes Auge blickte über dieses bescheidene Bild hinweg, es durchmaß im kecken Flug die unendlichen Räume, und wie der Aar in schwindelnder Höhe zwischen Klippen und Felsen sein Nest baut, so wollte auch er die Höhen des Lebens ersteigen, von wo aus er, selbst unberührt vom wilden Strom der Elemente, die Menschen beherrschen und sich dienstbar machen konnte. — So vermochte Helenens reine, unschuldige Liebe sich keinen Weg mehr bis hinauf zu seiner geistigen Natur zu bahnen: sie blieb haften an dem, was irdisch war; sie zündete, ohne zu läutern.

Der Graf hatte sich vorgebeugt und sah ihr ins Gesicht, er verfolgte jeden ihrer Gedanken, der sich klar auf demselben ausprägte. Er rückte ihr näher und umschlang sie mit seinem Arm; sein Blick übte eine eigene Kraft, er wurde wärmer und glühender in seinem Licht. Plötzlich, während er ihr die Locken aus der Stirn strich, fragte er sie leise: „Woran denkst du, Helene?"

Sie sah auf und erröthete, dann antwortete sie mit einem Gefühl der Wehmuth, von dem sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte: „Es war ein süßer Traum, Matthias, aber .... es war nur ein Traum! Ich sah mich schon als dein Weib, ich dachte, wie schön, wie göttlich es sein

müßte, unzertrennlich an deiner Seite durchs Leben und endlich durch die Pforten des Todes zur Ewigkeit einzugehen ...."

„Du bist mein Weib!" rief der Graf leidenschaftlich. „Vor Gott bist du mein Weib; glaube mir, er hat unsern Bund lange gesegnet, und seinem Segen können Menschen durch ihre Form weder etwas zulegen, noch ihn entkräften!"

„Das glaube auch ich", antwortete Helene, „und darum ist meine Hoffnung so zuversichtlich, und ich warte geduldig, bis die Stunde kommt, wo du mich öffentlich als die Deine anerkennen wirst."

Während sie dies sprach, machte sie sich sanft aus seiner Umarmung los, in der wieder wie schon einmal eine Glut der Empfindung lag, welche ihr das Blut in die Wangen trieb und ihr jungfräuliches Zartgefühl verletzte.

Matthias' Stirn faltete sich leicht, doch er überwand schnell das für ihn Misfällige dieser Antwort und entgegnete mit innigem und beredtem Ton: „Helene, dieser Oeffentlichkeit stellen sich Schwierigkeiten entgegen, welche jetzt unüberwindlich sind. Se. Majestät wünscht dringend meine Vermählung mit der Gräfin von Ujlaky; unsere Häuser waren feindlich gesinnt, und da sie beide einflußreich sind, so wurde durch diese Fehde der Friede des Landes bedroht. Durch eine Heirath denkt König Ladislaw eine dauerhafte Aussöhnung zu stiften. Du weißt, ich werde nie in diesen Plan willigen, aber ich kann den Monarchen jetzt nicht erzürnen durch eine Verbindung mit dir ...." Matthias stockte; er dachte an die wahrscheinliche Erhebung seiner Schwester auf den Thron, an die dadurch entstehende Verwandtschaft der Hunyady mit dem regierenden Königshause, an die Prophezeiung Capistrano's, die ihm jetzt häufiger als sonst vorschwebte, und — sein Entschluß war unwiderruflich gefaßt.

„Helene", flüsterte er, sie sanft an sich drückend, wäh-

rend sein Auge das ihrige suchte, und seine Stimme durch ihre berauschende und gefährliche Musik das liebende Mädchen erbeben machte; „Helene, wenn Wahrheit aus deinen Worten sprach, wenn nicht mein Rang, nicht meine Macht dich fesselten, wenn dir mein Herz und meine Liebe allein genügen, eine Liebe, Helene, so heiß, so glühend wie sie noch keinem Weibe zu Theil wurde, dann .... dann .... mache mich glücklich! Helene, wenn ein Funke von dem Feuer in dir lebt, das wie ein glühender Strom verzehrend durch meine Adern rollt, wenn du nur eine Ahnung von den Qualen hast, die ich erdulde, o dann wirst, dann kannst du mir nicht länger widerstreben, dann darfst du den nicht elend, namenlos elend machen, den du liebst. Ein Wort, ein Blick von dir, und ich bin der glücklichste der Sterblichen! Helene, sei mein Weib vor Gott, wenn auch noch nicht vor den Menschen!"

Er hielt inne; sein Gesicht war geröthet, als er sie voll Spannung und Leidenschaft ansah, und dieser Blick, flehend und wild, zärtlich und unruhig zugleich, hielt wie mit magnetischer Kraft ihr Auge gegen ihren Willen fest auf sich gebannt.

Sie drückte die Hand vors Gesicht, ihre Wange war bleich, aber ihre Lippen blieben geschlossen. Er fühlte, wie sie in seinem Arm zitterte, und ihr Herz fast hörbar schlug. Ein dumpfer Seufzer entglitt seiner Brust, er erkannte die Sünde, die er zu begehen im Begriff stand.

„Helene!" wiederholte er von neuem. „Du schweigst? Sprich, hast du mich verstanden? Willst du mir ganz angehören? Du wolltest meinetwegen arm und elend sein .... Helene, ich verlange keine Armuth, kein Elend; doch wenn Wahrheit in deinen Worten lag, wenn ich dir nur halb so theuer bin, als du sagst, so darfst du dieses Opfer nicht

scheuen! Es liegt in deiner Macht, mich zu beglücken. Du bist mein vor Gott, ich fordere nichts von dir, als daß du dem Urtheil der Welt meinetwegen Trotz bietest, daß du eine bloße Form geringer achtest als meine Liebe! Helene, mein Weib, mein geliebtes Weib, ja, du willigst ein mir mit Leib und Seele anzugehören .... du kannst meinem Flehen nicht länger widerstehen!"

Helene ermannte sich; bei den letzten Worten des Grafen sprang sie auf, bleich, entsetzlich bleich und tief erschüttert stand sie vor ihm. Ja, sie hatte ihn verstanden, doch ihre Seele erbebte noch von dem furchtbaren Gifte, das von seinen Lippen und aus seinen Augen in ihr innerstes Leben überströmte. Aber der Kampf war vorüber. Helene gehörte zu den Wesen, welche in keinem Verhältnisse des Lebens ihrem bessern und edlern Selbst untreu werden, welche niemals fallen können! Nicht, daß Furcht vor Menschen oder Rücksicht vor hergebrachten Formen sie schützte, nein, in der Kraft ihrer Liebe allein lag der Talisman, welcher sie gegen Sünde bewahrte. Ihre Gefühle waren empfänglich, zärtlich und hingebend; mit dem ganzen Vertrauen, dessen ihr Herz fähig, hätte sie sich dem Geliebten überlassen; aber ihre Liebe war nicht blos innig, sie war auch heilig wie der Gott in ihrer Brust, rein wie ihr Gebet am Altar des Herrn. Eine befleckte Liebe hätte zugleich die edelsten Keime in ihr getödtet, und ihr Stolz, ihr Ehrgefühl würde es nimmer ertragen haben, vor dem Manne, dem diese Liebe gehörte, erröthen zu müssen!

Sie blickte ihn lange und schweigend an, aber welche Qualen malten sich in diesem Blick! Wie grausam war sie von dem betrogen, dem sie mit ganzer Seele vertraut hatte! Ein Wort von ihm brach ihr das Herz, stürzte sie aus dem Himmel ihres Glücks hinab in ein kaltes, todtes Schatten-

reich. Sie sprach noch immer nicht. Endlich löste sich ihr Schmerz, und beide Hände auf die Brust pressend, entquoll ein Strom von Thränen ihren Augen.

Matthias sah die Wirkung seiner Worte, er sah, daß er das heiligste Gefühl unter die Füße getreten, den festesten Glauben zerstört hatte. Ein eisiger Schauer schlich durch sein Blut und tilgte das wilde Feuer, das noch kurz vorher aus seinen Augen flammte; die Glut erlosch, er empfand die ganze Schmach seines Antrags. Ohne daß er wagte sich zu vertheidigen oder Helenen durch Worte zu versöhnen, lag doch in seinem reuevollen Blick das volle Bekenntniß seiner Schuld, der tiefe Schmerz, das Liebste, was er auf Erden besaß, gekränkt und zertreten zu haben.

Es war noch kein Wort zwischen ihnen gewechselt, als Hufschläge sich auf dem knorrigen Boden hören ließen und gleich darauf Torftáh auf dem Waldwege sichtbar wurde. Helene erbebte bei seinem Anblick und wandte den Kopf weg, doch er hatte sie schon gesehen, und von ihr glitt sein Blick befremdet auf Matthias. Er sprach leise, aber heftig mit diesem, wovon Helene, die etwas zurücktrat, nur die letzten Worte hörte: „Gedenkt Euers Schwurs, Graf! Ich habe Euer Wort als Ritter und Edelmann!" Dann setzte er laut hinzu:

„Gnädiger Herr, Eure Pferde stehen bereit; ich vermißte Euch bei der Jagd, und da ich zum Zelte zurückeilte, erfuhr ich Euern Befehl und besorgte sogleich den Auftrag."

So ehrerbietig diese Worte auch klangen, lag dennoch eine schneidende Kälte in seinem Wesen, die Matthias in gleicher Weise zurückgab.

Helene ahnte nicht, was Torftáh in diesem Augenblick für sie wagte, welche Aussichten er möglicherweise opferte. Matthias war sein Wohlthäter und Freund; alles lag vor=

bereitet, und beim morgenden Turnier wollte er endlich die Begnadigung des verstorbenen Herrn von Omode, die Anerkennung und Einsetzung seines Sohnes in dessen Rechte und die Zurückgabe der ausgebreiteten Güter der geächteten Familie beim König auswirken. Von Matthias' Wohlwollen hing somit die ganze Zukunft des Ritters ab, aber er vergaß dieser Vortheile in der Besorgniß für ihre Ehre, die er durch die Liebe des Grafen gefährdet glaubte.

Helene wurde aufs Pferd gehoben; sie sprach nicht, sie vergoß auch keine Thräne mehr, aber sie trug den Tod im Herzen. Die Männer bestiegen gleichfalls ihre Rosse, und in wenigen Minuten befand sich die Gesellschaft auf dem Wege zum Zeltplatze.

Fünftes Kapitel.

Es war in der Nachmittagsstunde, die Schatten auf der Scheibe der Sonnenuhr hatten schon seit geraumer Zeit gewechselt, als sich die Thore des gräflich Hunyady'schen Palastes öffneten, und die zurückkehrende Jagdgesellschaft in den Schloßhof einzog. Unter den letzten Personen in dem ziemlich langen Zuge befand sich Ritter Torstáh; düster und in sich gekehrt vor sich niederblickend, nahm er an dem heitern Geplauder der ihm zur Seite reitenden jungen Leute keinen Antheil. Als er eben aus dem dunkeln Thorbogen hervorkam, trat ein Dienstmann auf ihn zu und winkte ihm ein paar Schritte zur Seite zu reiten.

„Gestrenger Ritter, seit länger als einer Stunde war-

tet ein Mann in der Kapelle auf Euch, er muß es sehr eilig haben, denn er ist schon dreimal hinabgekommen, um zu fragen, ob Ihr noch immer nicht zurück wäret. Ich sagte ihm, er solle morgen noch einmal einsprechen, doch er schüttelte ungeduldig den Kopf und stieg wieder die Stufen hinauf.“

„Kanntet Ihr den Mann?“ fragte Torftáh nachdenklich. „Habt Ihr ihn schon öfter hier gesehen?“

„Nein, daß ich nicht wüßte.“

„War es etwa ein Geistlicher?“

„Das kann ich auch nicht bestimmt sagen, doch schien es fast so. Er trug einen langen Mantel und hatte den Hut tief ins Gesicht gedrückt.“

Torftáh sprang aus dem Sattel. „Da, nehmt mein Pferd und übergebt es dem Stallknecht“, gebot er und eilte durch eine kleine Seitenpforte ins Schloß, ohne sich um die Ritter und Damen zu kümmern, die eben vor dem Thor der großen Halle hielten. Beim Eintritt in die Kapelle erkannte er Gabriel, den Pauliner-Eremiten, welcher in dem runden Raume ungeduldig auf- und abschritt.

„So seid Ihr es wirklich, Vater Gabriel! Ich dachte es mir fast.“

„Ich warte schon lange auf Euch, mein Sohn“, versetzte der Geistliche etwas hastiger, als es sonst seine Art zu sein pflegte. „Handelte es sich nicht um eine Sache, die mir von Wichtigkeit schien, so wäre ich schon gegangen und hätte Euch ein andermal aufgesucht.“

„Was habt Ihr mir mitzutheilen? Ist's eine Nachricht von Iwan? .... Oder“, setzte der Ritter ihn fest anblickend, aber mit unsicherer Stimme hinzu, „habt Ihr eine Spur meiner Schwester entdeckt?“

Der Priester schüttelte den Kopf. „Nein, mein Sohn,

gebt den Gedanken auf, der Schöpfer wollte Euch die Pflicht für sie zu sorgen ersparen .... könnten wir ihre Spur verfolgen, sie würde vielleicht auf einen grünen Grabhügel leiten, über den schon manches Jahr die Winde hinbrausten, indeß Ihr sie hier oben noch immer vergeblich sucht. Auch wegen Iwan komme ich nicht, obgleich der verwegene Bursche sich erst gestern in die Benedictinerabtei stahl. Ohne Ahnung seines Hierseins fand ich ihn in meiner Zelle. Heute früh ging er aus, um den Grafen von Hunyady aufzusuchen, statt seiner kam aber gegen Abend ein Bote, um mir zu melden, daß der Hauptmann die Stadt eilig habe verlassen müssen, weil er in der Nähe des gräflichen Schlosses von einem und bald darauf von mehreren Männern verfolgt worden sei, unter denen er seinen alten Bekannten, den tollen Józsy aus Rascien erkannte."

„Wie kommt Józsy, dieser Taugenichts, hierher?" fragte der Ritter, den die Erzählung sehr überraschte und einigermaßen besorgt machte.

„Das weiß ich nicht, aber Iwan mußte ihm doch nicht trauen, daß er sich seinetwegen aus dem Staube machte."

„Daran that er recht, denn für jenen Schurken gäbe es kein einträglicheres Geschäft, als ihn beim Stuhlrichter für den auf seinen Kopf gesetzten Preis zu verrathen .... Habt Ihr nichts weiter gehört, ob Iwan glücklich davonkam?"

„Ich theilte Euch alles mit, was ich darüber weiß! Doch jetzt sagt mir, mein Sohn, ob Ihr unter den Leuten des Grafen Hunyady verdächtige Personen bemerkt habt?"

Der Ritter sah den Priester fragend an. „Was könnt Ihr meinen? Ich verstehe Euch nicht!"

„Mein Sohn, es handelt sich hier um das Geheimniß der Beichte, und mein Mund muß geschlossen bleiben ....

aber was ich hörte, erweckt den Verdacht in mir, daß es Verräther unter des Grafen Leuten gibt."

„Ha! meint Ihr den Wappenkönig von Graveneck?" rief der Ritter, bei welchem ein schon früher gehegter Verdacht von neuem erwachte. „Als ich vor zwei Tagen über den Königsberg ritt, fand ich auf einem ganz entlegenen Wege den Generalkapitän Giskra von Brandeis in eifrigem Gespräch mit unsers Grafen Marschall. Beide schienen bei meinem Anblick überrascht, ja, es war mir sogar, als ob sich auf Graveneck's derbem Gesichte eine leichte Verlegenheit lagerte. Kann dieses Zusammentreffen mit Eurer Andeutung in Beziehung stehen?"

„Nein, mein Sohn, von dem Marschall weiß ich nichts; obgleich mein Glaube an seine Redlichkeit sehr gering ist, so beweist das doch noch keineswegs eine Untreue. Sei dem wie ihm wolle, es wäre gut, wenn Ihr die Grafen zur Vorsicht gegen ihre eigenen Leute überreden könntet! Was man mit ihnen im Schilde führt, ist mir unbekannt, daß es sich aber um irgendeine Verrätherei handelt, habe ich gestern Abend durch die Beichte eines fremden Mannes vernommen, der übrigens so vermummt war, daß ich das gräflich Hunyady'sche Wappen in seinem gestickten Wams nur durch Zufall entdeckte."

Torftáh schien sehr unruhig über diese Nachricht, die in ihrer Unbestimmtheit seiner Forschung nirgends einen Haltpunkt bot. „Das genügt nicht, Vater Gabriel", antwortete er nach einer Pause. „Die Grafen sind zu furchtlos, um hierauf etwas zu geben. Ich will mit ihnen sprechen, doch ich zweifle an dem Erfolg."

„Ich könnte Euch beim heiligen Antonius schwören, daß die Art der sie bedrohenden Gefahr mir selbst unbekannt ist. Der Mann war sehr vorsichtig, nur Höllenfurcht und das

Verlangen nach Absolution preßten ihm wenige unzusammenhängende Worte aus; doch wenn die jungen Grafen verwegen und unvorsichtig sind, so seid Ihr desto bedachtsamer .... Wie, findet nicht morgen auf dem St.-Georgsplatze das große Turnier statt, welches sie dem König zu Ehren geben? Könntet Ihr sie da nicht auch ohne ihr Wissen gegen die Dolche von Verräthern schützen?"

In diesem Augenblick wurde ein Schlüssel in der Thür umgedreht, welche dem Standort der beiden Männer gerade gegenüberlag.

„Hat jenes kleine Gemach dort einen besondern Ausgang?" fragte schnell und leise der Mönch, der nicht gern gesehen zu werden wünschte.

Torftáh winkte ihm nach einer andern Thür in der Nähe des Altars, und beide schlüpften hindurch, noch ehe die ankommende Person in die Kapelle eintrat.

„Es ist Fräulein von Graveneck", flüsterte der Ritter, indem er die Thür an sich zog.

„Helene? ... Dieselbe, welche sonst beim Marschall wohnte?" wiederholte der Priester mit unmerklicher Bewegung. Als der Ritter es bejahte, erkundigte er sich, wie es dem jungen Mädchen jetzt ginge, und ob Torftáh bisweilen Gelegenheit fände sie zu sprechen.

„Ich glaube, es geht ihr schlecht", entgegnete jener auf die etwas hastige Frage des Priesters. „Sie hat eine Liebschaft mit dem Grafen Matthias. Was zwischen ihnen vorfiel, weiß ich nicht, aber schon zweimal fand ich sie in Thränen, nachdem er kurz zuvor mit ihr gesprochen hatte. Heute auf dem ganzen Wege war sie zerstreut und niedergeschlagen. Der Graf ist ein braver Ritter, doch so wie ich es beurtheile, spielt er gegen dies unerfahrene Mädchen keine ehrenhafte Rolle. Sie vertraut ihm blindlings .... er ist verliebt

in sie und wird sie hintergehen.“ Torstäh sprach schnell, und obgleich er einen unbefangenen Ton festzuhalten suchte, so fühlte man doch unwillkürlich, welche Pein ihm dieser Gegenstand verursachte.

„Ist denn niemand im Schlosse, der ihr mit Rath und Beistand zu Hülfe kommt?“

Der Ritter zuckte die Achseln; es war ihm unangenehm, seines Auftritts mit Helenen zu erwähnen. „Vater Gabriel!“ sagte er nach kurzer Pause, „auch Ihr habt Einfluß auf sie, geht zu ihr, öffnet ihr die Augen und sucht sie von dem Wege abzuleiten, auf dem Schande und Elend ihrer warten.“

Der Geistliche kämpfte mit sich, er stand schweigend und in sich gekehrt; doch Torstäh, der fast eine ausweichende Antwort fürchtete, setzte mit bittendem und eindringlichem Ton hinzu: „Euch als Priester wird sie ihr Vertrauen schenken .... Glaubt mir, trotz ihrer stolzen, zurückweisenden Kälte bedarf sie des Trostes mehr, als sie es blicken läßt. Geht, Vater, und erfüllt Eure Priesterpflicht, und Gott gebe seinen Segen zu dem Werke!“

Gabriel warf einen forschenden Blick auf den warmen Fürsprecher, doch war in dessen Gesicht nichts als kummervolle, aber warme Theilnahme zu lesen, die jedes Mistrauen verbannte. „Ich werde gehen“, murmelte er, so schwer ihm auch der Entschluß zu fallen schien. „Sie soll des Trostes nicht entbehren, wenn sie dessen bedarf, und Ihr, Torstäh, vergeßt nicht, was ich Euch in Betreff der Grafen mittheilte. Benutzt den Wink, so schwach er auch ist. Ich selbst sehe nicht klarer, wäre es aber auch der Fall, ich würde dennoch nicht mehr sagen und wenn ich mit jedem zurückgehaltenen Worte das Leben meines Bruders retten könnte. Solange ich die Obliegenheiten des Priesters erfülle, sind seine Gelübde mir heilig! .... Meine Schuldigkeit habe ich gethan, thut Ihr die Eurige!“ Nach diesen Worten drückte

er dem Ritter die Hand und trat schnell in die Kapelle ein, während Torstäh von der andern Seite hinausging.

Helene kniete vor dem Altar; beim Oeffnen der Thür blickte sie auf, und eine freudige Ueberraschung malte sich in ihren von Schmerz bewegten Zügen, als sie des Priesters ansichtig ward. Sie erhob sich und trat ihm entgegen. „Ihr seid ein Bote vom Himmel gesendet", flüsterte sie, während er seine Hand auf ihr Haupt legte und ihr mit mildem Ernst in das thränenschwere Auge schaute.

„So möge die heilige Jungfrau meine Sendung segnen, sie, die Gebenedeite und Beschützerin aller derer, welche Trost in der Reinheit des Herzens suchen!" erwiderte der Eremit langsam und feierlich. „Ihr waret weniger traurig, als ich Euch das letzte mal sah", fügte er mit prüfendem, aber sanftem Blick hinzu.

„Das war ich ...." sprach Helene, die Thränen niederkämpfend, welche ihr von neuem in die Augen traten. „Ehrwürdiger Vater, zu Euch wollte ich meine Zuflucht nehmen; wäret Ihr nicht gekommen, so hätte ich Euch aufgesucht!"

„Redet, meine Tochter, das Bild des Gekreuzigten dort möge Euer Vertrauen zu seinem Diener stärken, und mir möge es die rechte Weihe verleihen, damit mein Rath ein Gott wohlgefälliger sei!" Sein ernster Blick ruhte dabei auf dem Altarbilde, als hätte er dort die Bekräftigung dessen suchen wollen, was er dachte und fühlte. „Redet, meine Tochter, ich sehe, Euer Herz ist belastet, als Priester will ich Euch den Trost ertheilen, den der Opfertod jenes Heiligen dem gläubigen Christen gewährt."

„Vater Gabriel", sagte Helene schwer aufathmend und mit sichtlicher Anstrengung, „ich muß fort von hier! .... Zu Graveneck's kann und will ich nicht zurückkehren; helft mir, rathet mir, wo finde ich einen Zufluchtsort, wo ich

meinen Schmerz ausweinen .... wo meine Seele endlich Frieden erlangen kann? Außer Euch habe ich niemand auf der weiten Welt, von dem ich Hülfe erwarten darf."

Der Priester sah sie erstaunt an; nach Torstäh's eben gemachter Mittheilung hätte er alles andere eher als dies erwartet.

„Ihr wollt fort!" wiederholte er zweifelhaft, „und noch vor kurzem prieset Ihr den Schöpfer, welcher Euch eine neue, glückliche Heimat gegeben hatte. Was konnte sich seitdem in Euerm Verhältnisse geändert haben?"

„Alles, Vater Gabriel, alles!" versetzte Helene in großer Aufregung. „Was mich vor wenigen Tagen beglückte, drückt mich heute wie eine Schmach. Nein, nein, überredet mich nicht .... ich muß fort! Mein Kopf, mein Herz, meine Ehre, mein Glaube, alle stimmen sie überein, daß ich fort muß! ...." Sie zitterte, und ihr Haupt sank auf die Brust.

„Weiß jemand im Schlosse um Eure Absicht?"

„Niemand!"

„Ist Euer Entschluß auch nicht übereilt? Was bestimmt Euch zu einem so entscheidenden Schritte?"

Helene stockte, sie wurde roth; allein sie vermochte es nicht ihm die Ursache zu entdecken und den Grafen vor irgendeinem menschlichen Wesen anzuklagen.

Vater Gabriel kam der Wahrheit ziemlich nahe, er schwieg jedoch über seine Vermuthung.

„Womit wollt Ihr Euer Betragen vor den Gräfinnen rechtfertigen, die Euch so liebevoll aufnahmen?" fragte er nach einer Pause.

„Ich habe keinen Grund .... wenigstens keinen, den ich nennen könnte!" fügte sie von neuem erröthend hinzu.

„Keinen, den Ihr nennen könntet? .... Meine Tochter, aus diesen Worten spricht das Bewußtsein der Schuld ...."

Helene erhob die zu Boden geschlagenen Augen zum Geistlichen und sah ihn mit der ganzen Unschuld ihrer reinen Seele an. „Vater Gabriel, mein Gewissen zeiht mich keiner Schuld — ist denn die Liebe, die zärtlichste und aufrichtigste Liebe eine Sünde?"

Der Geistliche wandte sich ab, doch die unmerkliche Bewegung, welche über seine Züge glitt, dauerte nur einen Moment. Er richtete seinen Blick auf sie, und nichts als ernste Ruhe war darin zu erkennen. „Seid Ihr gewiß, daß keine sträfliche Liebe Euer Herz erfaßte? .... Sie ist sträflich, wenn der Gegenstand derselben für Euch unerreichbar bleibt, und Euer Verstand Euch sagen muß, daß dieser Bund niemals die Weihe der Kirche erhalten kann. Es ist recht, daß Ihr die Versuchung flieht, aber es ist nur ein Anfang des Opfers, das die Tugend von Euch erheischt. Ihr müßt auch diese Liebe mit allen Wurzeln und Fasern aus Euerm Herzen reißen; Ihr dürft die Versuchung nicht blos fliehen, Ihr müßt sie auch überwinden, wenn Ihr dem Beispiel unsers Heilandes folgen wollt."

Helene war auf die Knie gesunken, sie schluchzte heftig und leidenschaftlich, indem sie das Gesicht mit den Händen bedeckte. „Vater", rief sie verzweiflungsvoll, „ich kann nicht — das ist zu viel! Ich will alles thun, was Ihr verlangt, aber diese Liebe ist mit meinem Herzen verwachsen, sie kann nicht aufhören, solange jenes schlägt!"

Der Priester wandte sich zum zweiten mal ab. Auf seinem gewöhnlich sanften Gesicht lag eine seltsame Starrheit, er wartete einige Augenblicke, bevor er antworten konnte: „Das ist sündhaft und unchristlich, meine Tochter. Ihr vergaßt im Geschöpfe den Schöpfer; erkennt in der Prüfung, welche er Euch auferlegt, nicht seinen strafenden Zorn, sondern seine väterliche Hand, welche liebt, während sie züchtigt.

Euer Herz hatte sich ihm entfremdet, er entreißt Euch dem Götzen, der zwischen Euch und Euerm Gott stand, denn das erste Gebot lehrt uns, daß er ganz und ungetheilt das Herz der Menschen besitzen will."

Helene senkte schweigend den Kopf, sie konnte diese Worte kaum fassen, sie vermochte sie nicht in Einklang mit dem zu bringen, was sie bisher gedacht und gefühlt. Gott selbst hatte ihr ja diese Liebe ins Herz gepflanzt, ihr Glaube an ihn war mit derselben verschmolzen; beim Andenken an den Geliebten hatte sich ihre Liebe zum Schöpfer verherrlicht! Nun wollte man beides trennen .... sie sollte auf einmal als sträflich und sündhaft anerkennen und dem entsagen, was sie bis dahin heilig gehalten!

Vater Gabriel sah den Kampf, dem sie fast unterlag, und seine Seele wurde zum Mitleid bewegt. „Meine Tochter", sagte er mit sanfter Stimme, aber ohne sie anzublicken, „das liebende Erbarmen des Schöpfers ist unendlich wie seine Macht und Größe; er legt keinem Geschöpf mehr auf als es zu tragen vermag; auch in Euer Herz wird der himmlische Friede wieder einziehen .... steht auf und kehrt zur Gräfin von Hunyady zurück, bis ich eine passende Zufluchtsstätte für Euch finde." Es lag in Vater Gabriel's Wesen eine ungewöhnliche Hast, ein Etwas, welches deutlich erkennen ließ, daß er diesen Auftritt so schnell als möglich zu beendigen wünschte. „Nein, zu Gravenecks sollt Ihr nicht wieder", fuhr er nach kurzem Nachdenken fort. „Sprecht, kennt Ihr außer ihnen gar keine Verwandte Eurer verstorbenen Aeltern?"

Helene schien mit sich zu kämpfen; es war ihr schmerzlich demjenigen, der sich ihrer mit so vieler Theilnahme annahm, die Wahrheit zu verhehlen, obgleich sie dem Marschall hatte geloben müssen das Geheimniß ihres Namens

zu bewahren. „Vater Gabriel“, erwiderte sie nach kurzer Pause, „der Marschall ist gar nicht mit mir verwandt, ich habe zwar Verwandte in Ofen, aber die sind so vornehm, daß sie mich schwerlich anerkennen würden .... und ich möchte auch um keinen Preis zu ihnen“, setzte sie, sowol an den kalten Hochmuth des Wojwoden, wie an das Verhältniß seiner Tochter zum Grafen denkend, mit fröstelndem Gefühl hinzu.

„Wer sind diese Verwandten?“ fragte Gabriel erstaunt.

„Es ist der Wojwode von Siebenbürgen, Herr Niklas von Ujlaky! Meine Mutter war eine geborene Gräfin von Ujlaky.“

Das Erstaunen des Mönchs schien bei dieser Rede zu wachsen. Er betrachtete sie mit eigenthümlichem Ausdruck. „Und Gravenecks sind nicht mit Euch verwandt? Aber der Marschall sprach ja während Eurer Krankheit zu mir davon, und Ihr führt seinen Namen?“

„Das verlangte er von mir, weil er meinte, es wäre sonst für seinen Ruf nachtheilig mich in sein Haus aufzunehmen.“

„Wie so?“ forschte der Pauliner-Eremit aufmerksam.

Helene war um die Antwort verlegen, und nicht ohne Widerstreben entgegnete sie: „Weil er behauptete, daß mein verstorbener Vater ein schwerer Verbrecher gewesen und sein Name verfemt sei. Vater Valentin sprach aber stets mit der größten Hochachtung und Liebe von seinem ehemaligen Herrn, als ....“

„Welches war der wirkliche Name Euers Vaters?“ unterbrach sie der Geistliche, der immer gedankenvoller zu werden schien.

„Vater Gabriel, seine Geheimhaltung ist mir zur Pflicht gemacht, weil mein armer Vater allerdings des Hochverraths

angeklagt und eingekerkert wurde. Indeß Euch darf ich ihn schon nennen: mein Vater hieß Omode!"

„Omode", wiederholte der Mönch. „Das Geschlecht der Omodes ist alt und stand einst in hohem Ansehen .... und Eure Mutter war eine Gräfin von Ujlaky?" Er sann nach; niemals hatte er weder von Torstáh noch von dessen Mutter deren wahren Stand und Namen erfahren, und kaum konnte er sich in der zwar edeln aber kummervollen Matrone, in der Bewohnerin einer Hütte die ehemalige Gräfin von Ujlaky vergegenwärtigen; dennoch wußte er, daß Torstáh nur ein angenommener Name war, und furchtbare und schwere Schicksale die Familie getroffen hatten. Helenens Aehnlichkeit mit der verstorbenen Matrone, Torstáh's Nachforschungen nach der verlorenen Schwester, alles trat ihm plötzlich vor die Seele, und er zweifelte kaum mehr, daß Helene die gesuchte Tochter sei.

„Habt Ihr Eure Aeltern nie gekannt? Erfuhrt Ihr nichts Näheres über sie, und verhält es sich in der That so, daß sie bald nach Eurer Geburt starben?" fragte der Geistliche ungeduldiger, als es sonst in seiner ruhigen, gemessenen Art lag. „Sprach Euer Pflegevater nie von Geschwistern, die Ihr einst besaßt?"

„Vater Valentin wollte mir die traurige Geschichte meiner Aeltern noch erzählen, doch der Tod verschloß zu schnell seine Lippen. Vom Marschall erfuhr ich aber, daß ich einen Bruder hatte, der bei der Gefangennehmung meines unglücklichen Vaters mit meiner Mutter entfloh, während ich bei Vater Valentin, dem Schloßkaplan, zurückblieb."

Das Gesicht des Geistlichen nahm bei ihren Worten einen für das junge Mädchen unverständlichen und befremdenden Ausdruck an; er erhob die Augen langsam und wie dankend zum Himmel. „Also der Marschall erzählte Euch das? ....

Wie kamt Ihr eigentlich zu ihm, wenn Ihr in gar keiner verwandtschaftlichen Beziehung mit ihm standet?" fuhr er gedankenvoll fort.

„Der Ritter von Graveneck war einst Knappe bei meinem verstorbenen Vater, und da Vater Valentin außer ihm niemand in Ofen kannte, dem er mich im Fall seines Todes übergeben konnte, so wandte er sich an denselben mit der Bitte, mich für ein entsprechendes Kostgeld in sein Haus aufzunehmen."

„In Euerm Bericht finden sich mehrere Punkte, die einer genauen Erwägung bedürfen", versetzte der Mönch nach einer Pause. „Ich will darüber nachdenken, und wenn ich von meiner Reise zurückkehre, die mich einige Tage von Ofen abwesend hält, so sollt Ihr mehr von mir hören, bis dahin bleibt aber ruhig bei den Gräfinnen. Ich hoffe einen passenden Aufenthalt für Euch auszumitteln: die frommen Schwestern von St.-Clara werden Euch gern und freudig ihre Arme öffnen .... bei ihnen findet Ihr eine heilsame Zufluchtsstätte, bis Ihr an Herz und Seele genesen in die Welt zurückzukehren wünscht."

Als er über Helenen den Segen sprach, ruhten seine Augen wieder in tiefer Inbrunst auf dem Bilde des Erlösers, und seine Finger berührten kaum das Haupt des jungen Mädchens, das mit demüthig gefalteten Händen vor ihm stand.

„Nun geht, und Gott beschütze Euch!"

Helene gehorchte, sie sah nicht mehr, wie er selbst an der Stelle, wo er gestanden, auf die Knie fiel und lange und inbrünstig betete. Als er sich erhob, war sein Gesicht zwar bleich, aber sein Auge strahlte in dem milden Glanze, welcher von oben stammt und himmlischen Frieden in sich trägt. Er lenkte seine Schritte nach Torstáh's Zimmer, doch er fand es verschlossen, und ein sich in der Nähe befindender

Diener berichtete, daß der Ritter ausgegangen sei. Noch unentschieden ob er gehen oder seinen Freund erwarten solle, trat plötzlich der Dienstmann, der vorhin Torftáh die Anwesenheit des Geistlichen gemeldet, an ihn heran und flüsterte ihm einige Worte zu.

„So muß ich es bis nach meiner Rückkunft lassen", sagte Gabriel im leisen Selbstgespräch. „Es ist auch so besser, ich will es reiflich überlegen, ehe ich neue Hoffnungen in ihm erwecke .... Gott, deine Wege sind wunderbar und unerklärlich!" Mit diesen Worten verließ er das Schloß.

Helene hatte sich nach dem Gespräch mit dem Geistlichen auf ihre Kammer begeben und weilte hier mehrere Stunden ungestört, denn wie man ihr meldete, fühlte sich die Gräfin Maria angegriffen und wünschte für jetzt noch allein zu sein. Erst gegen Abend erschien eine Kammerfrau, um das junge Mädchen im Auftrag ihrer Herrin hinabzurufen.

Graf Ladislaw war eben anwesend, Helene setzte sich daher schweigend an ihren Stickrahmen, während beide Gatten am andern Ende des langen Gemachs in ihrer halblauten Unterhaltung fortfuhren.

„Ist mein Vater noch hier?" fragte Maria.

„Ja, er sitzt bei Országh und Matthias. Ich will mich beeilen, um ihn noch zu treffen, doch an dieser Thür wollte der Fuß nicht vorüber; Marischka, ich fand nicht Ruhe, bevor ich wußte, wie es dir jetzt geht. Országh hat mich deshalb schon zum besten gehabt; er meint, seit ich mir ein Weib genommen, sei ich zahm und bedachtsam wie ein Rebhuhn geworden .... Du weißt doch, daß diese Vögel für ihre Weiber und Kinder ganz besondere Fürsorge und Zärtlichkeit hegen?"

„Du warst hoffentlich mit diesem Vergleich sehr zufrieden?" entgegnete lächelnd die junge Gräfin.

„Eigentlich so ganz doch nicht! Ein Adler hätte mir

besser gefallen, und obgleich dieser einsame Vogel, feindlich gegen seinesgleichen, sie selten in der Nähe duldet, so übt er doch bekanntlich eine gewisse Art von Galanterie gegen sein Weibchen .... Doch Marischka, ich finde, du siehst noch immer etwas blaß aus."

„Nein, mein László, es geht mir gut, sehr gut! Ich habe geschlafen, und danach fühle ich mich vollkommen wohl. Ich bedauere, daß ich vorhin die Anwesenheit meines Vaters nicht länger genießen konnte! Weißt du, in seinem Wesen lag heute ein Etwas, das mich befremdete und — bekümmerte."

„Wie so? Er schien wohl und heiter zu sein!"

„Heiter ...." wiederholte die junge Gräfin gedankenvoll. „Das wohl und doch, während er sich mit euch unterhielt, belauschte ich mehr als einmal einen Blick, der von Unruhe zeugte, der mir sagte, daß irgendeine Sorge auf seinem Herzen laste. Aber so gütig er gegen mich ist, es fehlte mir dennoch an Muth ihn um die Ursache zu fragen."

Der Graf lächelte. „Diese Frage wäre auch wahrscheinlich zwecklos geblieben: die Sorgen der Staatsmänner gehören nicht vor Weiberohren."

„Du hast recht, mein László, und wenn ihn nichts weiter quälte, so gebe ich mich auch gern zufrieden. Wie, meinst du nicht auch, es war wieder recht freundlich von ihm dir gleich die Rückkunft des Königs anzuzeigen? Ich fürchtete eigentlich, Se. Majestät würde dem Turnier nicht beiwohnen, und mein armer Kopf mühte sich schon vergebens ab, eine Ursache für die Ungnade des Monarchen zu finden."

„Mein Kopf hat sich keinen Augenblick deshalb angestrengt; wahrlich, ich komme mit meinem zuversichtlichen Glauben immer am weitesten", rief scherzhaft ihr Gemahl. „Anstatt mich allen euern Bedenklichkeiten hingeben und der Sorglosigkeit die Feindschaft auf Leben und Tod zu

erklären, möchte ich diesem freundlichen Lebensbegleiter lieber eine Ehrensäule setzen, wie es die Römer ihren Kaisern thaten!"

Maria lachte. „Wenn es immer so abliefe wie heute, so wäre ich schon damit einverstanden, doch dein Freund ist treulos, er täuscht dich auch manchmal."

Der Graf ergriff sein mit Federn geschmücktes Baret, das neben ihm auf einem niedrigen Taburet lag, und stand auf. Maria konnte nicht umhin einen Blick der Bewunderung auf die stattliche Gestalt ihres jungen Gemahls zu werfen, die sich in dem reichgeschmückten, knappanschließenden Jagdcostüm besonders vortheilhaft ausnahm.

„Nun, was denkst du?" fragte er, ihr schalkhaft ins Auge schauend.

„Ich denke, daß du viel zu schön für mich bist und ein Weib hättest wählen sollen, das dir an Stattlichkeit gleichkommt."

Ladislaw beugte sich über sie und flüsterte ihr einige Worte zu, die Helene nicht verstand, deren Wirkung jedoch desto sichtbarer wurde. Maria erröthete, ein glückliches Lächeln umspielte ihre Lippen und zeigte die schelmischen Grübchen auf ihren Wangen. Sie drückte einen Kuß auf die Hand des Grafen, die, als er sich zu ihr neigte, ihren Nacken umschlungen hielt.

„Also dir hat der König das Turnierschwert übergeben und dich zu seinem Stellvertreter ernannt?" sagte sie, nicht ohne Stolz über die ihrem Gemahl zu Theil werdende Ehre.

„Das hat er freilich, und, bei St.-Georg! sein Glaube soll nicht zu Schanden werden, ich will die königliche Ehre schon wahren! .... Doch, Marischka", fuhr er neckend fort, „manche Lanze wird morgen auf meinen Helm und Küraß zielen, wirst du schlafen können bei dem Gedanken an die Stöße, die mein armer Schild auffangen muß? Wenn einer

derselben mich aus dem Sattel würfe, es könnte ein bedenklicher Fall werden!"

„Pfui! über diese boshaften Spöttereien!" rief die junge Gräfin sich wegwendend. „Ist das der Lohn für meine Zärtlichkeit? Habe nur Geduld, du sollst mich so gleichgültig sehen, als wäre deine Brust von Stahl und Erz wie der Harnisch, der sie bedeckt."

„Bravo! Diese Sprache gebührt dem Weibe eines Kriegers. Marischka, ich werde stolz werden auf deinen Heldenmuth und — auf meine Geschicklichkeit", setzte er lächelnd hinzu, „wenn du aufhörst bei jedem Lanzenrennen für mich zu zittern .... Nun noch einen letzten Kuß, denn ich muß fort!"

„Du weißt schon, was ich von meinem Helden halte", erwiderte sie und drückte ihre Lippen auf den ihr hingehaltenen Mund.

„Ich weiß, daß es erschrecklich schwer hält sich diesen kleinen, zarten Fingern zu entwinden und aus dem Bereich zweier nußbrauner Augen zu kommen, wenn man erst einmal hineingeschaut hat!" sagte Ladislaw, während er sich abwandte und zur Thür schritt.

Maria blickte ihrem Gemahl mit einem stillen, seligen Lächeln nach. Als die Tapete sich hinter ihm schloß, und seine dröhnenden Schritte auf dem Corridor verhallten, sprach sie, aus ihrem träumerischen Sinnen erwachend und sich zu ihrer Gefährtin hinwendend:

„Helene, in der Liebe meines László ist der süßeste Traum meines Lebens verwirklicht, und oft frage ich in einsamen Stunden meinen Schöpfer, womit ich diese Fülle der Gnade verdient habe. Ich bin schon jetzt so glücklich und doch .... doch", fügte sie mit schüchternem, fast jungfräulichem Erröthen hinzu, „doch soll ich in wenigen Monden noch überschwenglich glücklicher werden! .... Mädchen, du vermagst es

nicht zu fassen, welche heilige Wonne sich in das Gefühl mischt ein zweites Leben in sich zu tragen, das ihm, dem geliebten Mann, und mir gleichzeitig angehört, in welchem unsere Liebe sich verkörpert und unsere Herzen in das eines unschuldigen, theuern Kindes zusammenschmelzen. Ach, es ist fast zu viel für ein schwaches Menschenherz, und ich fürchte oftmals, daß ich über die Erde den Himmel, über das süße Glück, die Mutter seines Kindes zu sein, meinen Schöpfer vergessen könnte!"

Helene beugte sich herab und drückte schweigend ihre Lippen auf die weiße Hand des jungen Weibes, das von süßen, ungekannten, heiligen Gefühlen durchbebt in demüthiger Anbetung nach oben schaute. Sie war zu bewegt, um sprechen zu können; das Glück der Gatten, von dem sie eben Zeuge gewesen, hatte ihr das eigene verlorene Liebesglück in furchtbarem und schmerzlichem Contrast gezeigt; sie empfand tief die Schmach des elenden Antrags, durch den dieses heilige Gefühl, das den Blick der jungen Mutter in Andacht zu ihrem Schöpfer emporleitete, in ihr mit dem Bewußtsein der Schuld gemischt und sie zum ehrlosen, befleckten Weibe herabgewürdigt werden sollte. Nein, lieber mochte dasselbe ihrer Brust auf ewig fremd, die Sehnsucht des Herzens für immer ungestillt bleiben, als daß es eine Quelle der Schande für sie würde! Helene lehnte sich bei diesem Gedanken gefaßt, aber unbeschreiblich traurig in den Sessel zurück, und Maria, zu sehr mit ihren eigenen Empfindungen beschäftigt, um für irgendetwas Anderes Aufmerksamkeit zu haben, sah sie plötzlich mit Ueberraschung an:

„Was ist dir, Helene? Dein Auge ist matt, du siehst so verzagt, so tief betrübt aus, als hätten meine Worte ein bitteres Weh in deinem Herzen geweckt."

Helene schüttelte den Kopf, doch während sie die Ver=

muthung ihrer Gebieterin zurückwies, kämpfte sie vergebens mit ihrem Schmerz.

„Helene leugne es nicht, dir hat jemand ein Leid zugefügt; sprich, was trübt dir die Seele?“

Helene deutete schweigend hinaus; der blaue Himmel vom Morgen hatte sich mit dichten, grauen Wolkenmassen bezogen, die vom Winde gejagt, gleich schwarzen, gewaltigen Fittichen eines unheilvollen Nachtvogels durch den Dunstkreis zogen. „Dort ist ein Bild meiner Seele“, flüsterte sie, bei ihrem eigenen Gedanken erbebend. „Auch sie ist wüst und stumm wie jene Wolkenmassen, die jetzt kein Lichtstrahl durchdringt.“

„Armes Kind“, entgegnete die Gräfin, ihren Arm liebevoll um Helenens Nacken legend, „was kann er dir zu Leide gethan haben? Diese fatale Jagd war mir gleich unwillkommen, und ich hätte dich lieber hier als dort gesehen! .... Du warst noch gestern so frisch wie die Mairose, und dein Lachen klang so fröhlich wie das Gezwitscher der Lerche, wenn sie durch das wogende Luftmeer segelt, und der junge Tag sich im goldenen Glanz der Morgensonne erhebt, und jetzt ....“

Die Gräfin stockte und wandte sich zur Thür, um zu sehen, wer eben an dieselbe klopfe. Auf ihren Ruf erschien ein Page mit der Meldung, daß Se. Gnaden der Pfalzgraf sich nach ihrem Befinden erkundigen lasse und, im Fall sie sich wohl genug fühle, sie noch zu sehen wünsche.

„Wo ist mein Vater?“ fragte sie hastig.

„Se. Gnaden warten im Nebenzimmer“, versetzte der Junker.

„Gut, ich werde gleich bei ihm sein! .... Helene, warte hier auf mich“, rief sie, berührte die Stirn des jungen Mädchens mit ihren Lippen und entfernte sich schnell.

Sie fand den Pfalzgrafen ihrer harrend; er lehnte am Fenster und stützte den Kopf in die Hand. Bei ihrer Ankunft drehte er sich um, und es war, als wenn ihr Anblick ihm eine unfreiwillige Bewegung verursachte. Er faßte sich jedoch schnell und erkundigte sich, wie es ihr jetzt gehe.

Maria beantwortete seine Frage, drückte ihre Freude aus ihn noch zu sehen und begann dann von der Rückkunft des Königs zu sprechen, die sie besonders interessirte. „Mein theurer Vater", fuhr sie lebhaft fort, „ich bin heute für Euern Besuch doppelt dankbar, denn Eure Nachricht hat mich einer großen Sorge überhoben: ich zweifelte an der Theilnahme Sr. Majestät bei dem Turnier und wußte, wie sehr László sich durch dessen Wegbleiben gekränkt fühlen würde. Aber nicht wahr, jetzt unterliegt dies keiner Frage mehr? Ihr seid dessen auch gewiß?"

Gara wich ihrem offenen, liebevollen Blick aus. „Ja, ich denke so! ...." antwortete er zögernd und doppelsinnig. Dann brach er hastig die Unterhaltung ab, richtete noch einige zerstreute Worte an sie und verabschiedete sich plötzlich, sie mit dem unbestimmten Gefühl zurücklassend, als hätte er irgendetwas auf dem Herzen gehabt, das er auszusprechen scheute.

Der Palatin war nicht der Mann, der sich durch die Regungen des Gefühls auch nur um ein Haar breit von seinem Wege abbringen ließ. Der Anblick seiner Tochter, der jedem menschlich fühlenden Herzen Theilnahme einflößen mußte, hatte allerdings bei den Entschlüssen, die in ihm reiften, etwas wie Reue in seiner Brust rege gemacht, doch dieses kleine Fünkchen konnte keine Wärme verbreiten, im Gegentheil trug es die Schuld, daß er sich um so schneller entfernte, und als er das Thor hinter sich schließen hörte, war es bereits völlig unter dem Hasse gegen seinen Schwiegersohn erstickt.

In seine Wohnung zurückgekehrt, fand der Pfalzgraf sein Vorzimmer von Edelleuten angefüllt, die theils zu seinem Haushalt gehörten, theils in Geschäftsangelegenheiten vor ihn gelassen zu werden wünschten. Abgesondert von ihnen in einer Fenstervertiefung erblickte er Lamberg mit einem Päckchen unter dem Arm. Flüchtig grüßend schritt er an den ihm ehrfurchtsvoll ausweichenden Herren vorüber und auf den Ritter zu.

„Nun, wie steht's?" rief er, die gegen untergeordnete Personen ihm sonst eigene, vornehme Höflichkeit diesmal durch eine Beimischung freundlicher Vertraulichkeit würzend. „Ich sehe da, es ist dem Burschen gelungen dem Boten den Brief abzujagen!"

„Nach den von Graveneck erhaltenen Instructionen mußte es ihm gelingen, gnädiger Herr", antwortete Lamberg mit zweideutigem Lächeln.

„Wie so? Was meint Ihr damit?"

„Daß Józsy sich kein Bedenken daraus machte sie pünktlich zu befolgen; das heißt, er bekam den Brief, und der Teufel fuhr mit dem Boten davon."

Der Palatin zuckte ungeduldig die Achseln, er nahm dem Ritter das Päckchen aus der Hand und winkte ihm in das anstoßende Cabinet zu folgen. Nachdem er die seidene Schnur, an deren Ende sich ein großes Siegel von rothem Wachs befand, mit seinem Dolch zerschnitten hatte, durchlief sein Auge hastig den Brief.

„Ha! Alles wie wir es vermutheten! Der Spion, der Józsy, hatte ganz recht .... So, das ist vortrefflich! Noch obendrein einige würdige Rathschläge von dem alten Ritter von Horoghszeg, die, wenn der König sie liest, ihnen schon allein den Hals brechen müssen .... Wie, Ritter Lamberg, Ihr steht noch immer?" und er machte ihm ein Zeichen

auf einem gegenüberbefindlichen Taburet Platz zu nehmen. Zugleich ergriff er die zur Seite stehende silberne Glocke und klingelte. Bald darauf brachte ein Diener zwei Armleuchter und eine Kanne funkelnden Ruszter, welche er vor dem Pfalzgrafen auf den Tisch setzte. Der Palatin hatte währenddessen zu Ende gelesen. Er ließ sich einen Becher Wein einschenken, trank ihn schnell hinunter und winkte Lamberg sich selbst zu bedienen. Dann faltete er den Brief wieder zusammen und überflog nachlässig die Aufschrift, die an den Ban von Dalmatien und Kroatien Erbgrafen von Bisztritz gerichtet war.

Ein boshaftes Lächeln schlich über seine harten Züge: „Der wird seinem Herrn in dieser Welt nicht zu Gesicht kommen; wir wollen dem edeln Grafen die Mühe des Lesens ersparen.“

In diesem Augenblick wurde an die Thür geklopft. Auf des Palatins Ruf trat ein Page ein, um ihm anzuzeigen, daß ein Bote im Auftrag des Königs Se. Gnaden zu sprechen verlange.

„Endlich!“ rief der Pfalzgraf, aufspringend und zur Thür eilend. Nachdem er einige Worte mit dem dort stehenden Herold gewechselt, wandte er sich schnell an Lamberg: „Herr Ritter, Ihr könnt mich sogleich auf die Burg begleiten, ich muß augenblicklich zu Sr. Majestät!“ Aber trotz dieser ausgesprochenen Eile warf er sich in seinen Lehnsessel und bedeckte die Augen mit der Hand. Der ruhige, besonnene Staatsmann, der in kalter Berechnung sonst jeder Gemüthsbewegung Hohn sprach, athmete jetzt schwer, die Muskeln seines magern Gesichts waren angespannt, und Lamberg, der ihn seit einer Reihe von Jahren kannte, hatte ihn nie in so heftiger Erregung gesehen. Die Bedeutung der kommenden Stunde lastete auf seiner Seele, denn er wußte, in ihr lag

die Entscheidung zwischen ihm und den Hunyady: ob er diese verhaßten Feinde endlich unter die Füße treten oder sein eigenes, mühsam erbautes Werk würde zusammenstürzen sehen! ....

Gara stand seit der Maskerade Höllenqualen aus; der Generalkapitän hatte nämlich in rascher, entschlossener Weise und nur seinem Racheburst folgend dem König ohne Wissen seiner Freunde mit kecker Stirn Sarolta's scheinbare Treulosigkeit in einer Weise entdeckt, die nach seiner Meinung bei Ladislaw's schon früher erwachter Eifersucht keinen Zweifel aufkommen lassen konnte. Aber obgleich die unheilvolle Wirkung dieses Geständnisses sogar einen Giskra erbeben machte, so verfehlte dasselbe doch vollständig den erwarteten Zweck, denn anstatt über die Gräfin und ihre Brüder wüthend aufzufahren, hatte Ladislaw den Böhmen im furchtbarsten Zorn fortgeschickt, ohne daß es diesem gelang, weder des Bündnisses mit den Bratriks zu erwähnen, noch auch nur einen Blick in des Königs Inneres zu thun.

Gleich Tags darauf begab sich der Fürst nach Wischegrad, und alle Versuche des Palatins, zur Audienz vorgelassen zu werden, scheiterten an einer dem Charakter des Königs sonst völlig fremden Hartnäckigkeit, die bei der vollkommenen Ungewißheit, in welcher sie schwebten, den Günstlingen zeigte, daß es möglicherweise sehr gefährlich um ihre Angelegenheit stehe. Wie Gara durch seine Spione erfuhr, brachte der Fürst den größten Theil des Tags finster und abgeschlossen auf der Burg zu; alles an ihm verrieth, daß irgendein schwerer Entschluß in ihm kämpfe, aber keiner, selbst Bánffy nicht, wagte bei so feindseliger Stimmung eine Andeutung darüber zu machen.

Am Morgen des Jagdtags kehrte Se. Majestät unerwartet nach Ofen zurück, und Gara athmete freier auf; nun endlich mußte er Gewißheit erlangen, und wenn er nur

den König sehen und sprechen konnte, so war schon vieles gewonnen! Ja, dessen Rückkunft kam ihm noch in einer Weise erwünscht: sie sollte die Hunyady in dem Wahne bestärken, daß der Fürst dem bevorstehenden Turnier beiwohnen werde, was für Gara's Plane unumgänglich nothwendig war. Denn so zweifelhaft die Würfel auch lagen, der Palatin gab nichts verloren als die Todten; er machte daher, ohne Ladislaw's Willen zu kennen, den Grafen seinen Besuch, um sie, wie der Leser weiß, auf die Theilnahme des Monarchen beim morgenden Feste vorzubereiten.

Vor einer Stunde war Giskra zum König befohlen; das erweckte neue Hoffnung, und diesmal wollte sich der Böhme die Gelegenheit nicht wieder entschlüpfen lassen Se. Majestät von der Verbindung der Bratriks mit den Hunyady in Kenntniß zu setzen. Wenn man des Prämonstratensers vom Maskenball auch nicht habhaft geworden war, so hatte doch Józsy später die Spur ihres Hauptmanns entdeckt, und dessen Anwesenheit in der Stadt galt als genügender Beweis des gegenseitigen Einverständnisses. Der Pfalzgraf hatte Giskra in seiner Absicht noch bestärkt; denn seiner begonnenen Rolle getreu, spitzte er den Pfeil, legte ihn auf den Bogen, spannte, aber drückte nicht selbst ab .... Nachdem er jetzt mehrere Minuten in tiefem Nachdenken zugebracht, begegnete er plötzlich aufblickend dem forschenden Auge des Ritters; sogleich schwanden die Spuren von Sorge und Zweifel aus seinem Antlitz, und seine Miene nahm ihre gewohnte, feste Haltung an.

Er sprang auf. „Ritter Lamberg, wie steht's mit dem Kaplan und Józsy? Sind sie vorbereitet, im Fall der König sie selbst zu sprechen verlangt?"

„Sie befinden sich hier unter Aufsicht des Schloßvogts; befehlen Euer Gnaden sie noch vorher zu sehen?"

„Nein, Lamberg, ich befasse mich nicht gern mit dergleichen .... Wie ging's dem Wappenkönig der Hunyady mit seinen Leuten? Der Oberthürsteher sagte mir, er wolle einige derselben ins Vertrauen ziehen, doch ich fand die Sache gewagt und rieth ab. Je weniger das Geheimniß kennen, desto besser, und da der Marschall bei den Grafen in Ansehen steht, so bin ich gar nicht in Zweifel, daß die Reisigen seinem Befehl gehorchen, und der Streich in der ersten Verwirrung gelingt."

„Graveneck war selbst Eurer Meinung, gnädiger Herr! Mit einzelnen wenigen wollte er es wagen, doch die Mehrzahl ist den Grafen auf Leben und Tod ergeben und würde sich zu keinem Verrath verstehen, auch wenn der König selbst ihn geböte."

„Was meint Ihr, Lamberg", fragte Gara mit seltsamem Ausdruck, „würde Graf Ulrich mit uns zufrieden sein?"

„Euer Gnaden meinen den seligen Grafen von Cilly, meinen edeln Herrn? Ha, ich möchte seinem Seelenfrieden eine Messe feiern, wie sie noch kein Priester vor dem Altar gehalten; seine Mörder sollten daran glauben! .... Wenn mich nicht alles trügt, so wird ihre Stunde bald schlagen!"

Der Palatin nickte. „Nun, zum König .... Heute oder nie!" murmelte er zwischen den Zähnen. „Ihr mögt im Vorzimmer warten, und im Fall die Zeugen gefordert werden, so sorgt dafür, daß sie mit niemand sprechen."

„Befehlen Euer Gnaden Gefolge und Fackelträger? Es ist bereits finster geworden", bemerkte der Ritter.

„Nein, Lamberg, wir gehen allein, den Weg finden wir beide, und unsere Schwerter sind heute die sichersten und geräuschlosesten Begleiter."

Es lag eine unheimliche Hast im Wesen des Palatins, als er sich von seinem Vertrauten gefolgt nach der Königsburg begab.

Sechstes Kapitel.

Im königlichen Vorzimmer fand der Pfalzgraf den Oberthürsteher auf- und abschreitend. „Giskra ist schon lange dort", sagte derselbe. „Ich erhielt den strengsten Befehl jedem außer Euch den Eintritt zu verweigern. Es geht scharf her; ich sah Se. Majestät nie so zornig und erschrak fast über seine Bläſſe."

Der Palatin nickte befriedigt. „Geht und meldet mich bei Sr. Gnaden, denn meine Berichte passen vortrefflich zu dieser Stimmung."

„Ihr seid noch immer so zuversichtlich!" entgegnete Bánffy, sich zur Thür wendend, „und doch hängt viel an dieser Stunde!"

Sobald Gara sich allein sah, drückte er die Hand gegen die Stirn, und sein Auge blickte finster zu Boden. „Sie oder ich ...." mit diesen leise geflüsterten Worten schob er den Vorhang zur Seite und trat auf des Oberthürstehers Wink in das königliche Cabinet.

Der junge Fürst lehnte gegen einen Pfeiler, welcher das hohe Kaminstück trug. Seine Hand stützte den Kopf, aber an seiner gerötheten Stirn und dem unruhigen Blick sah man, daß er eben heftig gesprochen hatte.

„Was meint Ihr, Herr Pfalzgraf, welche Nachricht uns

zugekommen ist? Euer Eidam hat die Zeit, wo wir uns auf unserer Burg zu Wischegrad aufhielten, zu dem ganz besondern Zweck benutzt seinen Palast in eine Freibeuterkaserne zu verwandeln", rief er, das Gesicht dem Ankommenden zuwendend mit einem Blick, aus dem mehr der Triumph eines beleidigten, nach Rache dürstenden Feindes, als der gerechtfertigte Zorn eines Lehnsherrn über die Treulosigkeit des Vasallen sprach. „Niemand unter denen, welche am ersten von dieser ungewöhnlichen Thatsache unterrichtet sein mußten, befand es für gut uns davon in Kenntniß zu setzen."

Der König schwieg, und Gara, der seinen forschenden Blick schnell von dem Fürsten auf Giskra gleiten ließ, wußte genug; diese wenigen Worte enthüllten ihm auf einmal den ganzen Stand der Angelegenheit. Seine Brust hob sich unter einem tiefen und langen Athemzuge; er beugte den Kopf herab, und sein Gesicht drückte mehr Verdruß als Ueberraschung aus. Da er indeß nichts erwiderte, so fuhr der Monarch nach kurzer Pause fort: „Vor mehreren Tagen sprach der Corviner beiläufig davon, daß er einige Truppenabtheilungen aus den nördlichen Gespanschaften zusammenziehen wolle, im Fall es unerwartet schnell zum Türkenkriege käme, und jetzt müssen wir hören, daß er sich in unserer eigenen Hauptstadt mit jener Bande von Ketzern und Räubern verbündet, über welche die Kirche das Interdict ausgesprochen, das jedem rechtgläubigen Christen die Pflicht auferlegt diese abtrünnige Horde zu vertilgen."

Giskra, von dem nur der König allein nicht zu wissen schien, daß er und seine Freibeutercompagnie gleichfalls dem hussitischen Glauben ergeben waren, warf dem Palatin einen ärgerlichen Blick zu, und ehe dieser es noch verhindern konnte, bemerkte er unaufgefordert mit dem Stolze eines Vasallen,

der eine Armee zu seinem Schutze im Rücken hat und es weiß, daß man seiner bedarf:

„König Ladislaw, ob Ketzer oder nicht, das ist dabei nicht das größte Verbrechen, doch daß die Grafen heimlich innerhalb der Thore Eurer Hauptstadt Truppen verbergen, das, wie vieles andere, beweist ihre hochverrätherischen Umtriebe."

„Hochverrätherische Umtriebe —" wiederholte der Fürst, das Wort begierig auffassend. „Wenn Ihr von hochverrätherischen Umtrieben Kenntniß hattet, so war es Eure Pflicht mich davon zu benachrichtigen."

„Beim heiligen Stephan! Es verlangte mich, Euerm ergrauten Heerführer, nicht zum zweiten mal danach vor Sarolta von Hunyady gedemüthigt zu werden", versetzte herausfordernd und trotzig der stolze Böhme, der noch immer nicht recht wußte, woran er war, da der König ungeachtet seiner zornigen Aufwallung während ihres ganzen Gesprächs mit keiner Silbe der Gräfin erwähnt hatte, und es sich doch nicht voraussetzen ließ, daß ihre Treulosigkeit von ihm weder vergeben, noch vergessen war.

Des Königs Auge funkelte, er verließ seinen Platz und durchschritt mehrmals das Zimmer. Sei es nun, daß Giskra dieser Bewegung eine falsche Deutung gab oder im Bewußtsein zu weit gegangen zu sein seine Rücksichtslosigkeit gegen den Souverän bereute; genug, ehe Ladislaw noch etwas entgegnete, fügte er demüthiger hinzu: „Meine Worte mögen Euer Majestät kühn dünken, doch niemand an diesem Hof wagt Euch die Wahrheit zu enthüllen, ich bin der einzige, der den Muth besitzt es auf die Gefahr Eurer Ungnade zu wagen, wie ich einst der Einzige war, der den Muth hatte für Eure bestrittenen Thronrechte zu kämpfen .... Mein König, kennt Ihr dieses Zeichen?" Er knöpfte sein

mit Hermelin verbrämtes Wams auf und zog einige Silbermünzen hervor, die er, auf einen goldenen Faden gereiht, auf der nackten Brust trug. „Kennt Ihr sie, König Ladislaw?“ und seine Stimme zitterte vor Bewegung. „Als Johann von Hunyady für den Gegenkönig Wladislaw kämpfte, der den aus seinem Erblande vertriebenen, verwaisten Königserben auch seiner rechtmäßigen Krone zu berauben trachtete, besuchte ich Euch in Laxenburg, wo Ihr, ein herzgewinnender Knabe, von Euern Unterthanen fast vergessen unter Kaiser Friedrich's strenger Zucht schmachtetet. Als ich Euch liebkoste, kam des Kaisers Seckelmeister und sagte zu Euch: Mein Prinz, dieser Mann vertheidigt in Ungarn deine Rechte, er ist dein Heerführer, dein Beschützer, warum schenkst du ihm nichts? Da lächeltet Ihr, grifft mit Euern kleinen Händen in den Seckel des Meisters Johannes, nahmt sechs Münzen heraus und schenktet sie mir! .... Seht, ich habe das erste Geschenk meines Königs wie eine Reliquie bewahrt, ich habe es in guter und schlechter Zeit mit Ehren getragen, und wenn mir so gewiß die Pforten des Paradieses offen stehen, als ich in keiner Stunde meines Lebens Eure Interessen verleugnete, so kann ich einst mein Haupt ruhig neigen und den Tod willkommen heißen!“

Der König war bei Giskra's Worten, die seine freudlose, bewegte Kindheit an ihm vorüberführten, stehen geblieben. Er drückte die Hand gegen die Stirn, und in tiefe Gedanken verloren suchte sein Auge den Boden. Gara, anfangs über Giskra's Freimuth besorgt, war jetzt mit der Wendung des Gesprächs zufrieden; er winkte dem Generalkapitän, und dieser fuhr fort: „Dies gibt Euerm treuen Diener aber auch ein Recht offen zu Euch zu reden; denn alles hat sich an diesem Hof verändert. Die Männer, die einst den königlichen Säugling umstanden, müssen jetzt den

Grafen von Hunyady weichen; der Wojwode von Siebenbürgen, der Euch mit dem Reichsschwert umgürtete, kann froh sein noch bei Hof geduldet zu werden; Gara, der mit Lebensgefahr sich der echten Krone Stephan's für Euch bemächtigte, wird mit Mistrauen angesehen, und Cilly, Euer Oheim, der einst den Krönungseid in Euerm Namen leistete, liegt ungerochen in seinem Grabe, indeß seine Mörder Euerm Thron am nächsten stehen, und deren Schwester ...."

„Still!" unterbrach ihn der König, indem dunkle Röthe sein Gesicht überzog und er heftig seinen Sessel zurückstieß. „Kein Wort weiter, bei meiner Ungnade, oder Ihr habt es zu bereuen!" Und wieder durchmaß er ungleichen Schrittes das Zimmer.

Giskra sah unruhig auf den Palatin, er wußte nicht, wo das hinauswollte. Ladislaw war in furchtbarer Erregung, und der vernichtende Blick, welchen er auf ihn warf, als hätte er ihn mit der Macht eines Donnerkeils zerschmettern wollen, zerstörte einen Moment die auf die Treulosigkeit der Gräfin gebauten Hoffnungen des Böhmen.

Gara, der sich nicht so leicht irre leiten ließ und jeder Bewegung des Fürsten mit scheuer Wachsamkeit folgte, merkte, daß es jetzt Zeit sei das Eis zu brechen; er sprach daher nach einer Pause mit theilnehmender Miene: „Die Entdeckung des Generalkapitäns ist furchtbar und erschütternd; er that sehr unrecht dies entsetzliche Geheimniß zu enthüllen, doch da es einmal über die Lippen eines Sterblichen kam, so wäre es Frevel an der Majestät selbst noch ferner um Nachsicht für die Gräfin zu flehen ...."

Der König stutzte, er hatte geglaubt, Gara spräche von dem Bündnisse der Bratriks, doch der schlaue Palatin that, als ob er den Wechsel in der Miene des Monarchen nicht bemerke und fügte hinzu:

„Ich bin dem Hause Hunyady nahe verwandt, unsere In-

tereſſen ſind faſt verſchmolzen, aber wenn es ſich um das Leben meines Vaters oder Bruders handelte, ich würde trotzdem ſagen: Prüfet mein Fürſt, und wo immer Ihr der Schuld begegnet, da gedenket, daß Euerm königlichen Wort die Macht innewohnt, wie der Blitz zu zerſchmettern, wohin es in ſeinem Grimm fällt!"

Ladislaw wandte ſich ab, ein unhörbarer Seufzer entſchlüpfte ſeiner Bruſt. Obgleich ſein Entſchluß gefaßt und ſein Herz voll des bitterſten Grolls war, ſo hatte er dennoch eine Vertheidigung der Gräfin erwartet, als aber der eigene Verwandte kein Wort der Rechtfertigung fand, antwortete er langſam und mit feſter Stimme: „Herr Palatin, ich habe geprüft und ſtehe im Begriff zu handeln, wie es einem Mann und König gebührt."

Er verſank in Nachdenken; Ujlaky's und Giskra's Ehre bürgten ihm für die Wahrheit jenes unſeligen Geheimniſſes, trotzdem würde der letztere dem König gegenüber einen ſchweren Stand gehabt haben, ja, die Entdeckung hätte leicht zu ſeinem eigenen Verderben führen können, wenn ſeine Saat bei Ladislaw's zur Eiferſucht neigendem Charakter nicht auf ſehr fruchtbaren, für ſeine Mittheilung ſchon völlig vorbereiteten Boden gefallen wäre. Maria's Worte in Temesvár vor der Jagd waren dem König ſtets im Gedächtniß geblieben, und die Sarolta bewieſenen Aufmerkſamkeiten ließen ihn bald in Rozgonyi den Gegenſtand derſelben erkennen. Seitdem verlor er den Ritter nie aus den Augen und belauſchte manchen Blick, der den Stachel unbemerkt tiefer in die Wunde drückte. Giskra's Entdeckung, die ſo ganz mit ſeinen eigenen mistrauiſchen Wahrnehmungen übereinſtimmte, die, ohne eine directe Lüge zu enthalten, alles in völlig verändertem Licht darſtellte, ließ ihm über Sarolta's unwürdigen Betrug kaum mehr einen Zweifel. Dennoch hatte einer

seiner Vertrauten während seines Aufenthalts in Wischegrad die romantische, für das Ohr der Eifersucht so gefährliche Art der Bekanntschaft zwischen Sarolta und Rozgonyi, sowie die damals schnell entflammte Liebe der Gräfin zum Ritter ermitteln müssen. Daß diese Liebe aber zu keiner Zeit aufhörte, dafür bürgten König Ladislaw seine eigenen Wahrnehmungen, hundert kleine Zufälligkeiten und zuletzt Giskra's Worte .... Also an demselben Abend, wo, wie Buzlay sehr richtig behauptete, sie seinen Ring am Finger trug und ihr Auge ihm Liebe heuchelte, wo er mit dem festen Entschluß umging sie auf seinen Thron zu erheben: dachte ihr Herz eines andern, und nur ihr Ehrgeiz hatte nach seiner Krone getrachtet!

Indeß dieser schmachvolle Gedanke blitzschnell an seinem Geiste vorüberzog, erstarb das letzte Fünkchen von Liebe, und seine Züge schienen unter dem Einfluß von Wuth, Haß und Rache zu erstarren. Gara, der ihn beobachtete, erkannte, daß, welche Schonung die ihm geschlagene Wunde auch erfordere, doch jetzt der stolze Geist der Habsburger in seinem unselbständigen Gemüth die Oberhand erlangt hatte.

„Ich wage durch kein Wort den gerechten Zorn Euer Majestät zu besänftigen“, versetzte der Palatin, „obgleich sein zündender Blitz auch zerstörend auf das Glück meines eigenen Hauses fällt!“ ....

„Nein, Gara, nein .... seid unbesorgt!“ unterbrach ihn der König hastig. „Wir wissen den Unschuldigen vom Schuldigen zu unterscheiden, und so gewiß wir an die Gnade des Himmels und an die Fürsprache der Heiligen glauben, so gewiß soll kein Haar auf Euerm Haupte gekrümmt werden ....“

„Ich baue auf Eure königliche Gerechtigkeit und beuge

mich unter die Hand des Verhängnisses ....“ sagte der Palatin mit geheuchelter Ergebung.

Während der entstandenen Pause war der König ans Fenster getreten; nach mehreren Minuten des Stillschweigens wandte er sich um. „Herr Pfalzgraf“, begann er sehr schnell sprechend, „ich ließ Euch in wichtiger Angelegenheit rufen, denn ich bin zu der französischen Heirath mit der Prinzessin Margaretha entschlossen; die schon früher deshalb angeknüpften und während der letzten Monate ins Stocken gerathenen Verhandlungen mögen sogleich ihren Fortgang nehmen. Wir übergeben Euch die Sache; eine ausgewählte Gesandtschaft soll dem König Karl VII. unsere Brautwerbung überbringen.“

Der Palatin blickte ihn mit wirklicher oder erkünstelter Ueberraschung an, dann beugte er sich nieder und küßte die Hand des Fürsten. „Mein König, Euer Entschluß schmerzt und demüthigt den Schwiegervater des Grafen von Bisztritz, aber er beruhigt den Unterthan Euer Majestät, und wo beide in Widerspruch treten, da soll das allgemeine Wohl die persönlichen Neigungen beherrschen .... Der Herr segne Eure Wahl, welche ihm wohlgefallen und Eure Völker beglücken muß .... die dem Nationalstolz der Ungarn schmeicheln und den Interessen von Böhmen und Oesterreich vortheilhaft sein wird. Nur eine ebenbürtige Heirath kann die Thronfolge sichern und den Frieden künftiger Zeiten begründen .... Alle“, setzte er, den König scharf beobachtend, hinzu, „welche die junge Prinzessin sahen, schildern mit Bewunderung ihre blühende Gestalt und ihr lebhaftes, fröhliches Wesen ....“ Gara hielt inne, denn eine Wolke beschattete die Stirn des Fürsten. „Euer Majestät gibt also den Befehl die Gesandtschaft abzufertigen?“

Ladislaw nickte. „Morgen, Gara .... Der Schloßhauptmann von Veglas, Perényi und Buzlay mögen mit noch

einigen Rittern, deren Auswahl ich Euch überlasse, den Bischof von Erlau begleiten. Ihr kennt die zu berücksichtigenden Punkte; macht die genannten Herren mit denselben bekannt, und sobald sie ihre Vorbereitungen getroffen, können sie die Reise antreten. Der Bischof, den ich noch zu sprechen wünsche, soll sich das Begleitungsschreiben selbst bei uns abholen, den andern Herren bringt unsern Gruß . . . sie sind alle beurlaubt!"

Gara war mit diesen Instructionen vollkommen zufrieden; bei der Ueberwindung, welche der Entschluß dem König zu kosten schien, lag ihm viel daran, daß derselbe über die Angelegenheit so wenig wie möglich sprechen hörte. Für die Beschleunigung der Reise wollte er schon Sorge tragen; alles lag vorbereitet, und noch in dieser Nacht sollten die betreffenden Herren von dem Auftrag in Kenntniß gesetzt werden.

„Was das Bündniß mit den Ketzern anbelangt", sagte der König nach kurzer Pause, „so werden wir noch heute die strengsten Maßregeln ergreifen, um dem Treiben der Grafen und den damit verbundenen Verräthereien näher auf die Spur zu kommen, und dann . . . ." er stockte, aber sein gehässiger Blick sprach seine Absicht so deutlich aus, daß der unbefangenste Beobachter leicht den Wunsch, die Grafen verderben zu wollen, darin lesen konnte.

„Ist Euer Majestät willens die Corviner von Eurer beabsichtigten Vermählung in Kenntniß zu setzen?" fragte plötzlich der Generalkapitän.

Der König wandte das Auge auf den Sprecher, ohne sogleich zu antworten; sein Gesicht bedeckte noch immer eine tödtliche Blässe.

Giskra fuhr fort: „Hofft nicht, mein König, daß sie geduldig zusehen werden, wenn eine andere den Platz ein-

nimmt, welchen ihre Schwester schon innezuhaben glaubte. Das Bündniß beweist Euch, daß sie an Mittel dachten jedem Willen, der dem ihrigen widerstrebt, Trotz zu bieten. Der Palatin vergaß Euch von einer zweiten Entdeckung in Kenntniß zu setzen.“ Der stolze Böhme, der sein Geld haufenweise hinwarf, um Graveneck zum Treubruch zu verleiten, verschmähte es jetzt seinen Mund mit dem Meineide zu beflecken. Er trat zurück und überließ es Gara, der den schändlichen Plan geschmiedet, ihn auch jetzt dem König zu enthüllen.

Ladislaw sah überrascht den Palatin an. „Was meint Giskra?“ und sein Blick fiel auf den Brief, welchen jener noch immer in der Hand hielt.

Des Pfalzgrafen heißester Wunsch war erfüllt: der König stand im Begriff um die Prinzessin zu werben, und er hätte sich hiermit sollen genügen lassen; doch Gara wußte, die Grafen würden nimmermehr diese Schande ruhig ertragen, und bei einem möglichen, ja wahrscheinlichen Bruche bliebe der Ausgang zwischen ihm und ihnen dennoch zweifelhaft. Sie mußten also völlig gestürzt werden, erst dann konnte der Palatin sein Haupt ruhig niederlegen.

„Auch dieser Brief enthält eine Nachricht, von der ich Euer Majestät leider Mittheilung machen muß“, entgegnete er, demgemäß auf sein letztes Ziel lossteuernd, indem er den Blick und nicht die Frage des Königs beantwortete .... Es paßte zu seiner Rolle sich sein Geheimniß abdringen zu lassen, und daß dies geschehen würde, dafür bürgte ihm die Prophezeiung des Magiers, die Ladislaw nicht vergessen haben konnte. „Erst heute ist dieser Brief durch Zufall in meine Hände gekommen.“

Der König nahm das dargereichte Blatt, las die Aufschrift und überflog den Inhalt. Sein Gesicht röthete sich.

„Ha!“ rief er, „der alte Despot von Serbien gefangen .... an seinen Wunden gestorben, die er von Szilágyi erhielt. Das war wieder ein kurzes Urtheil und eine schnelle That! Er theilte das Schicksal seines Eidams .... unsere Langmuth und der Corviner Straflosigkeit bei dem ersten Verbrechen hat das zweite zur Folge gehabt; wenn wir ihnen nicht heute noch wehren, so werden sie es so forttreiben, und der dritte Mord wird dem zweiten folgen ....“ Er verfiel in Nachdenken. Nach einer Pause überlas er noch einmal aufmerksom den Brief, dann warf er ihn unmuthig auf den Tisch, und sein Gesicht drückte Täuschung aus. „Ha, das stürzt ihren Oheim, aber nicht sie! Und doch sagt mir dieser Brief so gut als das Bündniß mit den calixtinischen Freibeutern, daß irgendein verrätherischer Plan im Hintergrunde lauert. Sieht denn niemand klar genug, um dem Treiben dieser rebellischen Grafen auf die Spur zu kommen? ....“ Wieder versank er in Selbstbetrachtung, und die Warnung vor dem morgenden Tage schwebte vor seiner Seele. „Ihr habt recht Giskra, Trotz und Ehrgeiz wohnen diesem ganzen Geschlecht inne; wild und unversöhnlich in ihrem Haß, rücksichtslos und keck in ihrem Thun und Treiben, achten sie weder Freund noch Feind; sie ehren nicht Friede, nicht Gesetze, und handhaben die Gerechtigkeit nach ihrer eigenen Weise.“ Er war durchs Zimmer geschritten und vor Giskra plötzlich stehen bleibend, fragte er mit Aufmerksamkeit: „Inwiefern bringt Ihr diesen Brief und das Bündniß mit den Ketzern in Gemeinschaft? Szilágyi ertheilt ihnen zwar Rathschläge, die Verdacht erregen, aber außerdem sehen wir nichts in dem Briefe, was uns freie Hand gegen die Grafen gäbe.“

„Diesen Brief und das Bündniß mit den Ketzern? ....“ wiederholte befremdet der Generalkapitän. „Euer Majestät halten zu Gnaden, ich wußte nichts von diesem Briefe.“

„Aber Ihr spracht von einer zweiten Entdeckung“, versetzte der König.

„Nicht von dieser, mein Lehnsherr!“

„Und von welcher denn? .... Gara, wovon habt Ihr noch weiter Mittheilung zu machen? Wie, steht dieselbe etwa mit dem morgenden Turnier in Verbindung?“

„Jetzt wird's kommen“, dachte der Palatin. „Mein König“, sagte er, „erlaßt mir das Geständniß und geruht statt dessen meine demüthige Bitte zu beachten: Geht nicht zum morgenden Turnier!“

Der König fuhr auf, und fast sichtbare Worte, die er gewaltsam zurückdrängte, schwebten auf seinen Lippen. „Warum nicht?“ entgegnete er nach einer Pause, obgleich er, wie Gara das sehr wohl wußte, nach dem Vorgefallenen nicht im entferntesten daran dachte das Kampfspiel zu besuchen.

„Weil .... weil ....“ Der Pfalzgraf wandte sich ab; die Antwort schien wie eine Centnerlast auf ihn zu drücken. „Mein Fürst, ich selbst kann noch kaum an die Wahrheit glauben; die Grafen mögen von Ehrgeiz geblendet sein, aber dennoch ....“

Auf des Königs Gesicht lag Ungeduld. „Gara, wer sich selbst aufgibt, den kann kein Gott vom Untergange retten. Sinnen die Corviner auf Verrath, so seid Ihr es nicht, der sie anklagt, es sind ihre eigenen Thaten, und diese sollen sie richten. Ich sehe klar, was Ihr mir verschweigt; es ist auf meine Freiheit, vielleicht auf mein Leben abgesehen .... Das morgende Turnier, die Zusammenziehung der Truppen .... die Weissagung des Magiers“, fuhr er leiser fort, „alles trifft zusammen! Gara, ich lese die Bestätigung in Eurer Miene; seid wahr .... wir, Euer König, fordern Aufschluß von Euch!“

„Morgen wäre es doch ans Licht gekommen!“ sagte der Palatin wie mit sich selbst redend. „Vergebens hab’ ich sie oft gewarnt und vom Abgrund zurückzuhalten gesucht! Nein, kein Gott kann sie retten, wo ihre Thaten sie verdammen .... Ja, Euer Majestät hat richtig gesehen!“ fügte er mit fester Stimme hinzu, „das morgen angesagte Turnier soll ihnen Gelegenheit schaffen sich Eurer königlichen Person zu bemächtigen.“

Ladislaw wechselte die Farbe. „Durch wen erfuhrt Ihr das?“

„Durch den Wappenkönig der Grafen, den Ritter von Graveneck. Er befehligt ihre Reisigen; das Losungswort, bei welchem er mit den Waffenknechten vordringen und einhauen soll, wird er erst kurz vor dem Turnier erfahren.“

„Fluch über die falschen Grafen!“ rief Ladislaw. „Das ist der Dank, den Könige ernten! .... Ich verzieh ihnen den Mord meines theuern Oheims, obgleich diese Verzeihung wie ein Frevel auf meinem Herzen brannte. Ich gab beiden den Bruderkuß .... ich liebte den jüngsten und achtete den ältern um seines Heldenmuthes willen. Ja, ich glaubte mich von ihnen geliebt, aber ihr wilder Ehrgeiz überwuchert alle andern Triebe des Herzens! ....“ Vielleicht dachte der König an seine Neigung zu Sarolta, denn es lag tiefe Wehmuth in seinem Ton, und jeder, der nicht verstockt wie der Palatin oder aufgebracht wie Giskra gewesen, hätte Mitgefühl mit der bittern Täuschung des jungen Fürsten empfunden.

Gara war beflissen sogleich den Stachel von neuem auf die geschlagene Wunde zu drücken: „O mein Fürst, der furchtbare, an dem edeln Grafen begangene Frevel lastete auf unser aller Herzen; wer kann seines elenden Endes, des schwarzen Verraths ohne tiefen Kummer gedenken? ....

Ihr ließt Gnade walten, doch das ewige Verhängniß zeigt, daß die Blutschuld nicht ungerochen bleiben soll."

Der König beugte das Haupt. Er bereute bitter die geübte Milde, denn die, um deretwillen er sie gezeigt, hatte ihn schändlich betrogen: „Ich mußte, Gara .... ich mußte den Mord vergeben, denn unser Oheim — Gott sei seiner Seele gnädig! — hatte sich schwere Vergehungen zu Schulden kommen lassen. Der Brief an den Despoten ...."

„Seid Ihr so sicher, daß der edle Graf jenen Brief wirklich schrieb?" fiel ihm der Pfalzgraf mit einer Betonung ins Wort, bedeutungsvoll genug, um dem König aufzufallen.

„Wir selbst lasen ihn .... es war ein böser Fehler von unserm Oheim, und die That der Corviner, obgleich verwerflich, fand allerdings Rechtfertigung dadurch."

„Mein Fürst, der Verrath reicht weiter, als Euer edles Herz zu ahnen vermag. Freilich last Ihr einen Brief, aber seid Ihr auch gewiß, daß er wirklich der des Grafen war? Cilly konnte sich nicht mehr vertheidigen; doch seine gewöhnliche Klugheit, die nimmermehr solch Document aus den Händen gegeben hätte, widersprach der Aussage seiner Feinde."

„Gara", antwortete der König erbleichend, „welch furchtbaren Verdacht erweckt Ihr in meiner Seele! Mein Gott, wäre es möglich .... der Graf unschuldig, und seine Mörder meinem Thron so nahe!"

„König Ladislaw, ich wollte lieber schweigen als reden, doch .... was ich sage ist Wahrheit; Zeugen leben, die es beschwören können, daß Cilly niemals jenen Brief schrieb."

„Wie? Sein Kaplan sagte mir ja aber selbst, Cilly habe den Brief abgeschickt, der Bote sei überfallen und das Schreiben geraubt worden ...."

„Das stimmt auch, mein Monarch, doch als die Hunyady nun fanden, daß jener Brief nichts enthielt, was ihren

beabsichtigten Mord rechtfertigte, da wurde der echte mit einem falschen Briefe vertauscht. Dem Boten, welcher Zeuge dieses Betrugs war und den man im belgrader Schloß gefangen hielt, gelang es sich des echten Briefs zu bemächtigen. Er verbarg ihn sorgfältig, und vor wenigen Tagen, nachdem er erst kürzlich seinem Kerker entfloh, langte er in Ofen an, um die schändliche That zu offenbaren."

„Wo ist er?" fragte der König in großer Aufregung. „Ich muß ihn selbst sprechen, und zwar sogleich! Wenn er sich noch in der Stadt befindet, so laßt ihn augenblicklich rufen!"

„Er ist in meinem Hause", entgegnete der Palatin. „Ich hielt es für rathsam ihn dort gegen die Nachstellungen der Grafen zu schützen."

„Daran thatet Ihr recht! Geht, Gara, und bringt mir den Boten."

„Auch der Kaplan des verstorbenen Grafen ist hier", setzte der Pfalzgraf hinzu. „Er hat sowol den Boten wie auch die Schriftzüge seines geliebten Herrn sogleich wiedererkannt."

„Eilt, Gara! Ich will beide noch in dieser Stunde sprechen .... eilt, ich muß mich selbst von diesem furchtbaren Betrug überzeugen." Des Königs Stimme bebte, es lag eine Angst in seinem Antlitz, die er vergebens zu bekämpfen suchte.

Nach Verlauf von ungefähr einer Viertelstunde trat der Palatin wieder ein mit der Frage, ob er die Zeugen jetzt vorlassen dürfe.

Ladislaw nickte schweigend, und die genannten Männer erschienen.

Schnell wandte sich der Fürst den Eintretenden zu, und sein Blick haftete mehrere Secunden auf ihnen. „Tretet näher, frommer Vater, wir sahen Euer Gesicht zum letzten mal am Todestage unsers Oheims des Grafen von Cilly."

Der Priester verneigte sich.

„Warum versäumtet Ihr uns damals mitzutheilen, daß der Brief des Grafen die ihm zum Vorwurf gemachten Anklagepunkte gar nicht enthielt?“

„Gnädiger Herr, haltet zu Gnaden“, antwortete der Kaplan mit schüchterner Stimme, ohne die Augen vom Boden zu erheben. „Euer Majestät erwähnten solcher Punkte nicht, und da mir der unechte Brief nie zu Gesicht kam, so konnte ich nicht eine Anklage vertheidigen, deren Vorhandensein ich nicht ahnte, obgleich es ein Leichtes gewesen wäre den Irrthum aufzudecken.“

„Wahr .... nur zu wahr! Wer konnte an solchen Betrug auch denken!“ rief der König, gegenwärtig viel zu parteiisch, um die Unhaltbarkeit dieser Rede einzusehen, da der Inhalt des Briefs gleich nach dem Tode des Grafen öffentlich bekannt wurde. „Habt Ihr den Brief hier? Der Palatin von Gara sagt uns, derselbe sei noch vorhanden.“

„Ich besitze ihn nicht, gnädiger Herr, doch jener Dienstmann, dem er damals übergeben wurde ....“ er stockte und deutete auf Józsy, der jetzt vortrat, um den Brief zu überreichen, ohne daß es ihm wie dem Priester gelang die wilden Funken zu dämpfen, die listig und keck unter den gesenkten Lidern hervorschossen.

„Du warst zugegen, als man die Briefe vertauschte .... weißt du durch wen der falsche Brief verfertigt wurde?“ fragte der König.

„Nein, Euer Majestät!“

„Sahst du den andern Brief?“

„Nein, Euer Majestät!“

„Woher weißt du denn, daß man überhaupt ein falsches Schreiben unterschob?“

„Weil die Herren in meiner Gegenwart davon sprachen, daß der Brief ihnen nichts nütze und ein anderer geschafft werden müsse. Darauf nannte einer der Anwesenden eine Person, von der er glaube, sie kenne die Handschrift Sr. Gnaden des Grafen von Cilly und verstehe es auch dieselbe nachzumachen.“

„Kanntest du den Herrn, welcher das sagte?“

„Nein, Euer Majestät! Es war ein stattlicher junger Ritter. Dieser sowie ein alter Herr, den er Oheim nannte, führten das Wort.“

„Ohne Zweifel Szilágyi und einer der Grafen von Hunyady! Jedenfalls Ladislaw, denn Matthias ist solches Betrugs nicht fähig!“ sprach der König, der den Brief schon eine Weile in der Hand hielt und jetzt an seinen Arbeitstisch trat, um ihn zu entfalten. „Ja, das sind die Schriftzüge unsers Oheims, die wir öfter als hundertmal vor Augen hatten!“ rief er, die Handschrift betrachtend, und zugleich drehte er sich nach dem Fenster, die Rührung zu verbergen, die sich seiner gewaltsam bemächtigte. Dann durchlas er aufmerksam den Brief; nachdem er ihn beendet, legte er das Blatt vor sich auf den Tisch und winkte dem Palatin die Leute abtreten zu lassen.

Der Vorhang hatte sich bereits eine geraume Zeit hinter ihnen geschlossen, und noch starrte der König unbeweglich vor sich hin. Die beiden Barone wechselten verstohlene Blicke; Giskra sah finster aus, Gara's Augen leuchteten voll Triumph, aber keiner von ihnen wagte das Schweigen zu unterbrechen.

Endlich erhob der Monarch den Kopf; er sah sich langsam im Zimmer um, als hätte er die Anwesenheit der Herren vergessen, bis sein starres Auge auf dem Palatin haften blieb. „Gara, das ist ein schändlicher Betrug!“ sagte er

zähneknirschend. „Ha, wir konnten ihnen vergeben, indeß unser armer, mishandelter Oheim vergessen schien. O, er war nicht vergessen; in der Stille der Einsamkeit trat sein Bild oft vor unsere Seele, aus der wir es vergebens zu verdrängen suchten. .... In Ketten und Banden sollen die Grafen es büßen!" fuhr er fort, indem der Ausdruck tiefer Rührung sich allmählich in Wuth verwandelte: „Blut fordert Blut!"

„Mein König, Ihr habt ihnen die That verziehen", entgegnete kopfschüttelnd der Palatin.

„Nur, weil wir unsern guten Oheim für schuldig hielten. O Gott, welche Strafe luden wir durch unsere Langmüthigkeit auf uns! ... Ihr Sturz allein vermag mich wieder mit den Heiligen des Himmels zu versöhnen!"

„König Ladislaw, gedenkt Euers Eides!"

„Nicht ich, sie selbst haben ihn durch ihre Verrätherei aufgehoben. Waren sie falsch, so kann jeder Priester mich davon entbinden, denn ich leistete ihn im Glauben an Treue und Wahrheit."

„Sie sind Magnaten; nach der Goldenen Bulle Andreas' II. darf kein Edler auf bloßen Verdacht gestraft werden."

„Bloßen Verdacht ...." wiederholte zornig der Monarch, den Gara's Worte immer heftiger reizten. „Graf von Cilly ward ihrem Hasse gemordet, Serbiens Despot, der einundneunzigjährige Greis, fiel ihnen zum Opfer und mich, ihren König, wollen sie morgen gefangen nehmen! Ha, und Ihr wagt es noch von bloßem Verdacht zu sprechen? Herr Palatin, einmal hörte ich auf Eure Fürsprache, zum zweiten mal macht jedes Wort Euch des Hochverraths schuldig. Nein, sie haben den Tod verdient .... noch heute sollen sie unserm Herold in den Kerker folgen, und morgen werden Ungarns Magnaten Gericht über sie halten!"

Der Palatin besaß Klugheit genug um einzusehen, daß,

wenn er auch den König getäuscht hatte, es der öffentlichen Meinung gegenüber noch eines andern Grundes bedurfte, um die ersten und populärsten Barone des Königreichs zum Tode zu führen, und sein Gesicht verrieth bei Ladislaw's Ausspruch Misbehagen.

„Nun?" fragte der Monarch, daran gewöhnt mehr dem Willen anderer als seinem eigenen zu folgen. „Unser Befehl scheint noch Zweifel bei Euch zu erwecken!"

„Mein Fürst", erwiderte Gara im Tone tiefster Ergebenheit, „wenn Ihr die Grafen heute gefangen nehmen laßt, so werden Eure Magnaten sie morgen freisprechen!" Da der König ihn betroffen ansah, fügte er hinzu: „Trotz der Verbrechen, durch welche sie den Zorn Gottes auf sich luden, können sie doch nach den Landesgesetzen nicht für schuldig befunden werden. Cilly's Tod ist ihnen vergeben, die Zusammenziehung ihrer Bewaffneten läßt sich durch die Aussicht des bevorstehenden Kriegs rechtfertigen, und ihr morgender Plan .... ha! wer unter ihren Anhängern wird daran glauben, wenn seine Ausführung an der plötzlichen Gefangennehmung der Grafen scheitert? .... Nein, mein Lehnsherr, laßt sie zuvor ihr ruchloses Werk vollenden! Laßt sie an Eure königliche Gegenwart glauben und Aufruhr und Meuterei unter ihren Gewappneten ausbrechen .... dann haben sie sich selbst gefangen, und Freund wie Feind muß sie verdammen!"

„Ihr könnt recht haben", meinte der König nach einiger Ueberlegung. „Nein, nein, wir wollen nichts übereilen! Es ist besser ihr Vorhaben zur Ausführung kommen zu lassen. Verbreitet das Gerücht von meiner Gegenwart beim Turnier, sorgt aber dafür, daß die Wachen morgen verdoppelt werden, und Ujlaky's bewaffnete Scharen in die Burg einziehen! Ihr, Herr Generalkapitän, mögt mit

Euern Söldnern die Thore besetzen, um den Schuldigen jede Flucht abzuschneiden .... Vor dem Beginn des Turniers verlangen wir euch noch zu sprechen."

Die Herren verneigten sich, und der König, durch alles, was er an diesem Abend gehört, geistig erschöpft, lehnte sich in seinen Sessel zurück. „Sagt Bánffy, daß ich den Bischof von Siebenbürgen Matthäus de la Baschino erwarte", gebot er, indem er den Herren ein Zeichen machte ihn jetzt allein zu lassen.

Beide entfernten sich; Gara hatte erreicht, wonach er seit Monaten strebte, und ein unheimliches Feuer brannte in seinem Auge, als er zu Herrn von Giskra im Hinausgehen sagte: „Sein Beichtvater soll wieder gut machen, was er in Temesvár verschuldete. Mit jenem Schaugepränge hat er doch wenigstens den Priestern Beschäftigung und der Kirche Verdienst gegeben, denn die Gnade des Himmels und die Lossprechung des Eides müssen theuer erkauft werden!"

„Gara, wenn es einst zwischen mir und dem Teufel eines Fürsprechers bedarf, so wünschte ich Euch als Vermittler; Eure Beredsamkeit müßte selbst die List des Bösen aus dem Felde schlagen."

Im Vorzimmer richteten sie dem Oberthürsteher den Auftrag des Königs aus, der beide Herren mit Fragen bestürmte. Doch keiner hatte jetzt Zeit ihm Rede zu stehen. „Der Sieg ist unser!" flüsterte ihm Gara flüchtig zu. „Ich habe meinen Schwur, den ich Euch in Temesvár am Tage der Versöhnung that, gehalten! Später sollt Ihr mehr erfahren, jetzt aber müssen vor allen Dingen die Boten nach Frankreich abgefertigt werden. Der Entschluß fiel dem König schwer, und wenn wir ihm viel Zeit zur Ueberlegung lassen, so könnte ihm die Sache noch leid werden .... Die Gräfin verstand es besser, als wir dachten, sich in sein Herz

einzunisten!" Nach diesen Worten Gara's entfernten sich beide Herren.

Siebentes Kapitel.

Es war in der zehnten Stunde des Abends. Der Ritter Oswald von Rozgonyi saß mit seinem Freunde Stephan von Buzlay bei einem Becher Ruszter; sie sprachen über die Ereignisse des Tags und über das morgen stattfindende große Turnier, welches die Grafen von Hunyady zu Ehren des Königs halten wollten. Das Verhältniß des letztern zur jungen Gräfin Sarolta war niemand am ganzen Hof mehr ein Geheimniß, und man glaubte allgemein, der König werde sich beim Festballe, der gewöhnlich die Kampfspiele beschloß, erklären. Rozgonyi schien düster und in sich gekehrt, und sein Freund, der seine Neigung zur Gräfin kannte, bot vergeblich all seinen Witz auf, um ihn zu erheitern.

Plötzlich wurden sie durch lautes Klopfen in ihrem Zwiegespräch unterbrochen. Auf Buzlay's Ruf trat ein Knappe herein und meldete, daß ein Bote draußen warte mit dem Auftrag an den Ritter von Buzlay, auf Befehl Sr. Majestät sich augenblicklich zu Sr. Gnaden dem Palatin von Gara zu begeben.

Die Freunde sahen sich verwundert an. „Das ist spät!" bemerkte Buzlay, „wußte der Bote nicht, um was es sich handelt?"

„Nein, gnädiger Herr, er meinte nur, derselbe Befehl erginge noch an verschiedene Ritter. Auch der Schloßhauptmann von Veglas ist zum Pfalzgrafen beordert."

„Sagt ihm, ich würde Sr. Gnaden sogleich aufwarten", und nachdem der Knappe das Zimmer verlassen hatte, setzte

er, zu seinem Freunde gewandt, hinzu: „Das ist seltsam, ich kann nicht errathen, was dies bedeutet! Die Stunde ist spät .... jedenfalls muß etwas von Wichtigkeit vorgefallen sein. Ich hoffe, meine Abwesenheit wird nicht lange dauern; du bleibst doch hier, bis ich zurückkomme?"

Rozgonyi, gleichfalls neugierig zu hören, was dieser späten Sendung zum Grunde liege, versprach seinen Freund zu erwarten, und Buzlay, von einem Pagen gefolgt, verließ das Haus.

Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde kehrte er zurück.

„Nun, was gab's?" fragte Rozgonyi, der noch auf derselben Stelle saß, wo jener ihn verlassen hatte.

„Oswald, etwas so Unglaubliches, daß ich eher an den Untergang der Welt oder an die Auferstehung der Todten als hieran gedacht hätte!"

„Nun, so rede! Bei meinem Leben, du siehst mich an, als wäre ich selber von den Todten aufgestanden und dir plötzlich erschienen!" Da sein Freund jedoch immer noch schwieg, fuhr er fort: „Wie? am Ende ist es gar nichts, und du treibst blos deinen Scherz mit mir!"

„Bei Gott nicht! So höre, ich gehe nach Frankreich ...."

„Du? .... und weshalb?"

„Der jüngere Perényi, ich und noch einige Ritter sollen den Bischof von Erlau begleiten."

„Wozu aber und in wessen Auftrag?"

„Um für den König um die Hand der Prinzessin Margaretha zu werben .... Ha! jetzt ist die Reihe zu erstaunen an dir! Was sagst du dazu? Se. Majestät will die Prinzessin von Frankreich heirathen!"

„Stephan, treibe deinen Scherz mit andern Dingen!" entgegnete Oswald ernst, der bei den Worten seines Freundes aufgesprungen war, jetzt aber zweifelhaft den Kopf schüttelte.

„Bei meiner Seligkeit! ich denke an keinen Scherz. Ich bin nicht weniger überrascht als du, und doch verhält es sich genau wie ich sage!“

„Das ist unmöglich, unerklärlich!“ rief Rozgonyi, der sein Erstaunen kaum bewältigen konnte. „Ob die Grafen von Hunyady darum wissen? Stephan, hast du etwas darüber erfahren?“

„Nichts .... ich zweifle aber, denn der Palatin bemerkte sehr bedeutungsvoll, Se. Majestät wünsche, daß die Sache noch vorläufig geheim bleibe!“

„Und weiter sagte er nichts? Er erwähnte auch nicht seines Schwiegersohnes?“

„Mit keinem Wort!“

„Stephan, dahinter steckt mehr! Die Hunyady müssen gestürzt sein! Noch auf dem Balle zeichnete der König die Gräfin in so auffallender Weise aus, daß jeder darin die Absicht, sie heirathen zu wollen, erkennen mußte .... Nein, es ist nicht anders möglich, die Corviner sind in Ungnade gefallen, und doch erfuhr niemand etwas, und morgen geben sie dem König zu Ehren noch das Turnier, dem er beizuwohnen versprochen hat.“

„Auch mir ist es ganz unerklärlich!“ antwortete Buzlay, „dennoch bin ich deiner Meinung, daß sie die Gnade Sr. Majestät durch irgendetwas verscherzt haben müssen.“

„Ha! ich kenne die Grafen, glaube mir, das nimmt ein schlechtes Ende! Der König ist zu weit gegangen, sie werden es nimmermehr dulden, daß die Ehre ihrer Schwester so unter die Füße getreten wird!“ Er verfiel in düsteres Sinnen. „Und Gara, ihr eigener Schwiegervater, wußte um die beabsichtigte Brautwerbung?“

„Er war sogar vom König beauftragt die Angelegenheit

zu leiten, und die Hast und Heimlichkeit, mit der er es betreibt, scheint mindestens ebenso verdächtig als die Sache selbst.“

„Das ist ein Bubenstreich!“ sagte Rozgonyi und stand auf.

„Wo willst du hin?“

„Nach Hause.“

„Oswald, du siehst schwermüthig aus, und doch sollte ich glauben, die Nachricht käme dir erwünscht.“

Eine augenblickliche Röthe überflog das Gesicht des jungen Ritters.

„Nun eröffnen sich dir neue Aussichten! Rozgonyi, du weißt es besser als ich, daß das Herz der Gräfin dir immer zugethan blieb.“

„Das weiß ich nicht ....“ erwiderte sein Freund.

„Erst der neuliche Auftritt, von dem du mir selbst erzähltest, mußte dich darüber aufklären: die stolze Sarolta von Hunyady pflegt nicht so freigebig mit ihren Huldbezeigungen zu sein; liebte sie dich nicht, sie wäre dir anders begegnet!“

„Aber ich habe sie tödlich beleidigt!“ versetzte der Ritter finster. „Ich kenne sie, diese zurückweisende Kälte vergibt sie nie.“ Rozgonyi drückte sein mit einer schwarzen Feder geschmücktes Baret tief auf die breite Stirn. „Leb wohl, Stephan, morgen werden wir mehr hören! Glaube mir, das kann einen Sturm geben, der sich von einem Ende des Landes bis zum andern verbreitet und uns alle vielleicht in seinen Wirbel hineinzieht! .... Sei aufrichtig, du gönnst den Grafen diese Demüthigung, sie waren nie deine Freunde!“

Nach diesen Worten, die der Ritter von Buzlay unbeantwortet ließ, entfernte sich Rozgonyi und schlug die Richtung nach seiner Wohnung ein. Sein Schritt war langsam, und oftmals blieb er auf dem Wege stehen wie jemand, der, mit einem wichtigen Gedanken beschäftigt, noch zu keinem festen Entschlusse gelangen kann. Plötzlich, nachdem er wieder

einen Augenblick angehalten, machte er kehrt und bog in eine andere Straße ein. „Mag dem sein wie ihm wolle", murmelte er leise aber hastig und entschieden, „es ist und bleibt ein Bubenstück vom Palatin und eine Treulosigkeit vom König!"

Nach wenigen Minuten erreichte er den Palast der Grafen von Hunyady. Das äußere Thor stand noch offen, er ging hindurch, schritt über den ersten Hof und läutete an einer Seitenpforte.

„Sind die Grafen zu Hause?" fragte er den Pförtner, und auf dessen bejahende Antwort fügte er hinzu: „Meldet Euern Herren, der Szeklergraf Oswald von Rozgonyi habe sie in wichtiger Angelegenheit zu sprechen."

Der Diener begab sich nach der großen Halle, in welcher Ritter und Knappen versammelt, sich theils in zerstreuten Gruppen unterhielten, theils mit dem damals üblichen Karniffel- und Schachspiel beschäftigten. Durch einen Pagen ließ er die Meldung sogleich den Grafen mittheilen, die sich gegenwärtig in einem daranstoßenden, kleinern Gemach bei den Damen befanden.

Als der Name des Herrn von Rozgonyi ausgesprochen wurde, überzog eine leichte Röthe Sarolta's Wange, sie arbeitete indeß schweigend an ihrer Stickerei weiter, ohne die Augen zu erheben.

Ladislaw befahl, den Ritter in sein Zimmer zu führen, dann winkte er Matthias, und beide verließen das Gemach. „Orszägh hält große Stücke auf Rozgonyi", bemerkte der ältere Graf auf dem Wege. „Er gibt sich alle Mühe mich zu überreden, daß der Ritter zu unserer Partei gehört. Ich sehe ihn aber lieber gehen als kommen, auch weiß ich am besten, daß er Sarolta's wegen Ursache hat mich zu hassen."

„Weißt du, was ihn herführt?" fragte Matthias.

„Nein . . . . wahrscheinlich ein Auftrag vom König in Betreff des morgenden Turniers; ich an seiner Stelle hätte es einem andern überlassen denselben auszurichten.“

Ladislaw von Hunyady empfing den Ritter höflich aber kalt, er war zu stolz, um seine Abneigung zu beherrschen, obgleich er wußte, daß Rozgonyi bei seinen Feinden in hohem Ansehen stand. Matthias, nicht minder stolz, ließ jedoch niemals Männern gegenüber seine Klugheit von seinen Leidenschaften bemeistern, er trat daher auch jetzt dem Ritter mit größerer Zuvorkommenheit als sein Bruder entgegen.

„Was steht zu Euerm Befehl, Herr von Rozgonyi? Ich vermuthe, daß ich die Ehre Eurer Gegenwart einem Auftrag Sr. Majestät verdanke“, redete Ladislaw den Ankommenden an, doch sein Ton war keineswegs der eines Mannes, welcher Befehle erwartet, oder noch weniger sich denselben zu unterwerfen geneigt ist.

„Ihr irrt Euch, Graf von Bisztritz, kein Auftrag des Königs führt mich zu Euch“, entgegnete Rozgonyi, wenn auch nicht mit Kälte, so doch mit ernster Gemessenheit. „Der Zweck meines Hierseins ist im Gegentheil dem ausdrücklichen Willen Sr. Majestät zuwider, denn es handelt sich um ein Geheimniß, das ich Euch zu entdecken für meine Pflicht halte, im Fall Ihr nämlich noch keine Kenntniß davon besitzt . . . .“

„Redet, Herr Graf! Ich bin Euch für die Rücksicht, welche in Eurer Absicht gegen mich zu liegen scheint, im voraus verbunden, obgleich ich nicht errathe, wohin Eure Worte zielen, und daher auch meine Mitwissenschaft an Euerm Geheimnisse weder zugestehen noch ableugnen darf.“

„Ihr erinnert Euch, ich war schon einmal der Ueberbringer einer unangenehmen Nachricht. Was ich heute mitzutheilen habe, ist leider nicht erfreulicher, aber ich verschweige es Euch dennoch nicht, weil ich finde, für den kühnen Mann

verliert alles, was ihn auch bedrohen mag, sei es Gefahr, Verrath oder Verdruß, seinen schärfsten Stachel, sobald er den Feind nur kennt, um ihm mit Kopf oder Hand, durch Klugheit oder Muth die Stirn zu bieten."

„Da habt Ihr recht .... vollkommen recht", versetzte der Graf, durch diese Gesinnung, die so ganz mit seinem thatkräftigen Geist übereinstimmte, für den Sprecher gewonnen. „Auch ich fürchte nur die Gefahr, die mich noch in ungewisser, gestaltloser Form umschwebt; was mein Auge erst überblickt, kann mein Herz nicht mehr schrecken!" fügte er ohne Ahnung des ihm Bevorstehenden hinzu.

„So hört, Grafen .... ich weiß nicht ob man Euch hinterging, aber der König geht mit dem Gedanken um sich mit Margaretha von Frankreich, der Tochter Karl's VII. zu vermählen!"

Rozgonyi sprach diese Worte schnell und ohne die Brüder anzublicken. Er wollte nicht Zeuge des ersten Eindrucks dieser Schmach sein; obgleich er durch dieselbe für seine verachtete Liebe gerächt wurde, so dachte er doch zu edel, um über das Unglück seiner Feinde zu triumphiren.

Beide Grafen sahen den Sprecher ungläubig an. „Das ist eine falsche Nachricht", erwiderte Ladislaw schnell. „Ich weiß es besser, welche Absichten der König hegt."

„Wenn Ihr in meine Worte Zweifel setzt, so ist es nicht meine Sache Euch die Wahrheit derselben aufzudrängen. Glaubt nun, was Ihr für gut findet, ich habe meine Pflicht gethan."

Rozgonyi schien beleidigt und machte Miene sich zu verabschieden.

„Graf, durch wen erhieltet Ihr diese Kunde?" fragte Matthias, dessen Antlitz erst Blässe und dann dunkle Zornesglut überzog.

„Von Buzlay, der sie eben vom Palatin von Gara empfing mit dem Auftrag, die Gesandtschaft nach Frankreich zu begleiten.“

„Das ist unmöglich!“ rief Ladislaw, beim Namen seines Schwiegervaters heftig auffahrend. „Gara war vor wenigen Stunden noch hier, er wußte von nichts, er sprach davon, daß der König ....“ er wollte fortfahren, aber der Gedanke, daß jedes Wort seine Schmach vor dem Ritter nur erhöhe, und seine Wuth über den Verrath, der entweder von Rozgonyi, von Gara oder vom König selbst ausgehe, erstickten jeden Laut in seiner Kehle. Er durchschritt hastig und aufgeregt das Zimmer, nach einigen Augenblicken blieb er vor Rozgonyi stehen, und indem er ihn starr ansah, sagte er herrisch:

„Herr Ritter, in Eurer Behauptung liegt ein Verdacht, eine Schmach gegen meinen Schwiegervater, könnt Ihr dieselbe in seiner Gegenwart wiederholen?“

„Graf, Ihr seid aufgebracht ... Ihr habt ein Recht dazu, und ich achte diese Gefühle, denn, wie ich Grund habe zu vermuthen, seid Ihr verrathen, wie noch kein Mann verrathen wurde. Wäre dies nicht, so würde ich Euch für den ausgesprochenen Verdacht den Fehdehandschuh hinwerfen und Euch fordern zum Kampfe auf Tod und Leben!“ Es lag eine Wahrhaftigkeit in Rozgonyi's Ton und Ausdruck, die keinen Zweifel mehr zuließ.

„Ja, verrathen .... schändlich verrathen!“ wiederholte Ladislaw mit tonloser Stimme. „Nein es ist nicht möglich, Gara kann nicht so treulos, so falsch sein; er wußte selbst nichts davon.“

„Országh warnte dich oft vor ihm“, entgegnete Matthias, der klarer und richtiger sah, obgleich auch seine Lippe vor Zorn bebte. „Meinte Gara es aufrichtig, so hättest du der erste sein müssen, dem er des Königs Absicht mittheilte.

Statt dessen machte er den Rittern die Geheimhaltung des Auftrags zur Pflicht .... das schon allein beweist seinen Verrath!"

„Man ist nicht immer Herr des Augenblicks, die Umstände konnten ihn gegen seinen Willen beherrschen", antwortete Ladislaw, der den Gedanken an die Treulosigkeit seines Schwiegervaters nicht zu fassen vermochte.

„Ist das der Fall", unterbrach ihn sein Bruder, „so darfst du ihn heute noch erwarten, kommt er nicht, so hat er sich sein Urtheil selbst gesprochen! .... Herr von Rozgonyi", fuhr er dann zu diesem gewandt fort, „ich nannte vorhin den Namen des Reichs- und Hofrichters in einer Weise, die denselben verdächtigen könnte .... ich weiß, ich darf einem Manne vertrauen, der edel genug dachte ungeachtet der ihm einst widerfahrenen Kränkung sich nicht zu rächen .... Heute hättet Ihr die glänzendste Gelegenheit dazu gehabt; daß Ihr sie verschmähtet, gereicht Euch zur eigenen Ehre. Obgleich ich noch nicht im Stande bin die Fäden dieser neuen Intrigue, die verworren und abgerissen vor mir liegen, zu entwirren, so danke ich Euch doch für den Dienst, welchen Ihr uns heute zum zweiten mal erwiest." Bei diesen Worten streckte er dem Ritter seine Hand entgegen.

„Es ist heute wie damals ein unwillkommener Dienst", versetzte Rozgonyi. „Ich leistete ihn ohne auf Euern Dank zu rechnen ..... er wird mir sogar erschwert durch das traurige Bewußtsein, daß diese Kunde für Eure edle Schwester erschütternd und schmerzlich sein dürfte. Graf, es ist unzart diesen Punkt zu berühren, dennoch waren die Huldigungen Sr. Majestät zu augenscheinlich, als daß sie der Gräfin allein ein Geheimniß bleiben konnten. Besser, sie erfährt diesen Schritt, der Ladislaw als König und als Mensch erniedrigt, durch Euch als durch Fremde .... aber, wenn es möglich ist, schont ihrer!" Rozgonyi's Züge, von Natur fest und

streng, zeigten einen finstern Ausdruck, und nur das kaum merkliche Zittern der Stimme verrieth seine innere Bewegung.

Der Auftrag war beendet, er wollte die Grafen in ihrer gegenwärtigen Lage nicht länger belästigen und verließ sie mit der Versicherung, sobald er die nähern Umstände über die Veranlassung der französischen Heirath erfahre, ihnen davon Mittheilung zu machen.

„Begreifst du dies alles?“ fragte Ladislaw seinen Bruder, sobald sich die Thür hinter dem Ritter schloß.

„Nein“, erwiderte Matthias, aus seinem Nachdenken erwachend. „Das ist eine unerhörte Schurkerei .... ich vermag noch kein Licht hineinzubringen, aber es ahnt mir, der Pfalzgraf hat dieses Bubenstück ausgeführt.“

„Matthias, es ist nicht denkbar; was sollte ihn veranlassen seinen eigenen Eidam zu verrathen? Denn unsere Ehre ist geschändet .... unser Name vor dem ganzen Lande beschimpft, wenn der König eine andere als Sarolta heirathet!“

„Auch ich kenne seine Beweggründe nicht, aber eine innere, untrügliche Stimme warnte mich immer vor ihm, und statt, wie bei andern Menschen nur durch böse Erfahrungen zum Mistrauen geführt zu werden, war ich bei ihm von vornherein zum Verdacht geneigt. Erst die strengste Prüfung dessen, was er sagte oder that, konnte den Glauben an seine Wahrhaftigkeit in mir nähren. Es ist, als hätte die Natur ihm die Untreue auf die Stirn gezeichnet! ....“

Ladislaw antwortete nicht sogleich; er war zu vertrauensvoll, zu offen und gerade in seinem Charakter, um nicht trotz seiner Geistesstärke durch eine so unerhörte Falschheit niedergeschlagen zu werden. Matthias, der die Menschen nahm wie sie waren, sie stets richtig beurtheilte, fühlte sich durch ihre Erbärmlichkeiten weniger überrascht. Er sah seinen Bruder kopfschüttelnd an: „Ladislaw, woran denkst du?“

„Ich denke, daß, wenn mein Schwiegervater die Schuld an dieser Nichtswürdigkeit trägt, ich das nicht um ihn verdient habe!"

„Und ich denke daran", entgegnete Matthias, „wie ich ihm in diesem Falle den Dienst bezahlen werde."

„Was meinst du, ob ich heute noch zu ihm gehe, und mir Gewißheit verschaffe?"

„Nein .... das wäre überflüssig! Du würdest doch nicht mehr erfahren, als er für gut hielte dir mitzutheilen."

„Und das Turnier?"

„Muß gehalten werden, als hätten wir keine Ahnung dieser Treulosigkeit .... Ich bin doch begierig, mit welcher Miene König Ladislaw uns die Nachricht seiner Brautwerbung mittheilen wird? Denn daß uns dieselbe kein Geheimniß bleiben kann, davon wird er wol selbst überzeugt sein."

„Ha! und mit welcher Miene werde ich ihn und den Pfalzgrafen morgen willkommen heißen?" rief der ältere Graf, mit dem Fuße stampfend. „Dieser meineidige König verdiente, daß, anstatt für seine Ehre in die Schranken zu treten, ich ihm das empfangene Turnierschwert vor die Füße würfe und ihn zwänge mit demselben in der Hand mir Rede zu stehen!"

„Das wäre ein unseliges Beginnen und würde dir schlechte Früchte tragen. Heute und morgen ist nicht Zeit zur Rache, die Stunde wird aber kommen", fügte Matthias zähneknirschend hinzu, „und mein Schwert soll nicht in der Scheide bleiben, wenn es gilt die befleckte Ehre von Johann Hunyady's Söhnen im Blute ihrer Feinde abzuwaschen, und rollte dieses Blut auch in den Adern eines treulosen Königs! .... Heute können wir nichts Besseres thun als uns über die Nachricht freuen und dem Monarchen für die Fürsorge danken, mit welcher er daran denkt den gesegneten Stamm der

Habsburg-Luxemburgischen Dynastie in dem armen Ungarlande nicht aussterben zu lassen."

Ladislaw sah seinen Bruder mit funkelnden Augen an: „Lieber wollte ich mir die Zunge abbeißen, als das Wort über meine Lippen bringen; mit meinem Schwert will ich ihm danken!" ....

Matthias schüttelte den Kopf. „Wenn der König von unsern Feinden dazu überredet ist, so wurde der ganze Plan auch nur ersonnen, um uns in die Falle zu locken und zu Majestätsvergehungen zu reizen."

Der ältere Graf fuhr mit der Hand durch sein volles, lockiges Haar. „Wie? und Gara sollte seine Hand zu dem Bubenstück geboten haben?"

„Warum nicht? Es wäre nicht die erste Verrätherei, zu der sie gebraucht wurde! .... Die Sache mag wol schon einige Zeit im Werke sein, er war zu sehr beflissen dich über des Königs Abwesenheit zu beruhigen und Gründe für dieselbe aufzufinden. Dieser Aufenthalt in Wischegrad hängt gewiß damit zusammen!"

„Arme Sarolta!" sagte Ladislaw nach einer Pause. „Dieser Schlag wird sie furchtbar treffen!"

„Hm .... für sie müssen wir auf die Wahl eines Ritters denken, der sie sobald als möglich zum Traualtar führt! Die beiden Vettern Oswald und Reinhold von Rozgonyi sind ihr gewogen, und obgleich der Vater des erstern zu unsern Feinden gehörte, und Oswald selbst noch heute mit Ujlaky und Giskra in Verbindung steht, so würde ich ihm doch vor Reinhold, der zwar tapfer, aber im übrigen ein eitler Geck ist, den Vorzug geben."

„Ich hielt sonst nicht viel auf ihn, weil er sich nie offen erklärte, aber ich mochte ihm unrecht thun, denn sein heutiges Benehmen war wieder ehrenvoll und ritterlich."

„Er ist auch ein echter Ritter vom Scheitel bis zur Zehe, und wie es mir schien, hat er für Sarolta noch dieselbe Ergebenheit wie früher. Ich sah das Beben seiner Lippe, als er von ihr sprach; wenn er sie zum Weibe begehrt, so ist ihm meine Einwilligung gewiß.“

„Ob wir sie von Rozgonyi's Besuch und der französischen Heirath in Kenntniß setzen?“

„Natürlich, sie soll ihr Betragen danach abmessen. Sarolta hat einen starken Geist, mag sie den König geliebt haben oder nicht, mag ihr das Herz vor Schmerz oder Ingrimm bluten; ich bin gewiß, niemand wird die Wunde, die dieser Verrath ihr schlägt, entdecken.“

„So mag sie alles sogleich erfahren“, erwiderte Ladislaw aufstehend, der wohl einsah, daß er durch sein schrankenloses Vertrauen zu Gara vieles verschuldet und manchem hätte vorbeugen können, wenn er den Warnungen und Rathschlägen seiner Freunde gefolgt wäre.

Beide Grafen begaben sich zu den Damen zurück. Als Matthias durch die große Halle schritt, kam sein Knappe Onady auf ihn zu: „Gnädiger Herr, Ritter Torftáh ist schon zweimal hier gewesen, er meint, es läge ihm viel daran Euch heute noch zu sprechen.“

Matthias wurde blaß, er zweifelte nicht, daß der Ritter in Helenens Interesse kam, um ihn zur Rede zu stellen. Er hatte dies fast vorhergesehen, und obgleich sein eigenes Herz ihn bitter anklagte, er sich auch gestehen mußte, daß Torftáh durch sein demselben gegebenes Versprechen ein Recht dazu habe, so wollte er ihm dieses Recht dennoch nimmermehr einräumen. „Antwortet dem Ritter, wenn er wiederkommt, daß ich zu beschäftigt bin, um ihn heute noch zu sprechen, entgegnete er mit barschem Tone, und leiser setzte er hinzu: „Ich wäre gerade gestimmt von meinen eigenen

Dienern Vorwürfe anzuhören! Was geht Helene ihn an? Ich glaube, er ist selbst in sie verliebt." Im Weitergehen nahm sein Gesicht allmählich den Ausdruck tiefen Ernstes an: „Bei Gott! die Schuld lastet auf mir, als wäre die That geschehen .... Dieses Mädchen übt eine unbegreifliche Gewalt über mich aus, der mein festester Wille kaum zu widerstehen vermag! Die wichtigsten Geschäfte können ihr Bild nicht aus meinen Gedanken verdrängen! Ich muß sie vor dem Turnier noch sehen — die Stunde ist spät, sie wird mich nicht mehr vorlassen und ich darf nach dem, was sich zugetragen, kaum wagen sie darum zu bitten!"

So zu sich selbst sprechend, trat er in das Zimmer der Gräfin; hier stand Helene neben Marien, welche sie eben hatte rufen lassen; doch in dem Moment, wo das junge Mädchen Matthias erblickte, flüsterte sie jener etwas zu und zog sich schnell zurück. Der Graf war betroffen über die Bläße ihrer Wange.

Ladislaw setzte sich zu seiner Gemahlin, sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter, während er ihre langen, kastanienbraunen Locken zerstreut um seine Finger rollte. Sein nachdenkliches Gesicht paßte wenig zu diesem harmlosen Spiel, an dem seine Gedanken keinen Theil hatten. Er überlegte mit Kummer die Nothwendigkeit ihr Angst und Schrecken verursachen zu müssen. So rauh und ungestüm er auch im allgemeinen war, so hatte er doch seiner Gemahlin gegenüber eine Rücksicht und Zärtlichkeit, eine liebevolle Besorgniß, die bei seiner kraftvollen, stolzen und gebieterischen Persönlichkeit ebenso überraschend als rührend erschien. Auch jetzt hätte er es gern vermieden sie mit des Königs Heirathsplan bekannt zu machen, allein jedes zufällige Gespräch konnte ihr denselben morgen entdecken, und dann war bei ihrem reizbaren Gesundheitszustand die Gefahr, die sie unvorbereitet

traf, um so größer. Er erzählte ihr daher alles mit der größten Schonung, und Sarolta, welche die Sache eigentlich betraf, hörte schweigend zu.

Die Brüder hatten sich in dem Charakter der letztern nicht getäuscht, denn obgleich ihre Wange um einen Schein bleicher wurde, so schien sie doch vollkommen gefaßt und fuhr ruhig in ihrer Arbeit fort. Als Maria ihren Arm um sie schlang und sie in schonender Weise zu trösten suchte, blickte sie so stolz und entrüstet auf, daß jener die Worte auf den Lippen erstarben, und man genügend erkannte, daß sie jeden Trost, ja selbst jede Andeutung, als bedürfe sie desselben, unter ihrer Würde erachtete.

Das Gespräch stockte bald, denn alle fühlten sich durch den Zwang beengt, welchen sich Sarolta selbst ihren Geschwistern gegenüber auferlegte, und der nur um so deutlicher den verwundeten Fleck ihrer Eitelkeit offenbarte. Maria hielt es für das Beste aufzubrechen, und die kleine Gesellschaft trennte sich dem Anschein nach ruhig, während doch jeder mit irgendeinem ihn besonders quälenden Gedanken beschäftigt war und dem morgenden Tage mit Beklommenheit entgegensah.

Als Maria in ihr Schlafgemach trat, fand sie Helene dort noch anwesend, um abzuwarten, ob die Gebieterin ihr einen Befehl zu ertheilen habe. Da der Graf seiner Gemahlin auf dem Fuße folgte, so drückte ihr Maria schweigend die Hand und winkte ihr sich zu entfernen.

Helene ging auf ihre Kammer; zwar fühlte sie sich geistig wie körperlich erschöpft, dennoch war sie zu abgespannt, um schlafen zu können. Angekleidet setzte sie sich aufs Bett und stützte den Kopf auf die Hand; eine halbe Stunde mochte verstrichen sein, ohne daß sie daran dachte sich zur Ruhe zu legen. Ihre Gedanken waren der bittersten Art; obgleich von gottergebenem Gemüth, das sich unter

den Schlägen des Schicksals in Demuth beugt, überrieselte sie dennoch eine eisige Kälte, wenn sie daran dachte in wenigen Tagen, sobald Vater Gabriel zurückkehren würde, verlassen, arm an Hoffnung, Trost und Schutz aus diesem Hause zu gehen und ihn nie, nie wiederzusehen, der ihrer Seele war, was das Licht dem leiblichen Auge ist! Und doch mußte sie diesen vor ihr liegenden dunkeln, freudlosen Weg als den einzig heilbringenden betrachten. Bisher hatte sie sich mit der ganzen Unbefangenheit eines Kindes dem Grafen hingegeben, sie liebte so warm, so zärtlich, ja, sie liebte zu unschuldig, um mit ihrem Gefühl zurückzuhalten und ihm nicht gern und freudetrunkenen Blicks zu gestehen, daß seine Zärtlichkeit sie beglücke. Dies alles war jetzt vorbei, und so unbegrenzt bisher ihr Vertrauen gewesen, so groß war jetzt ihre Scheu! Es stand unerschütterlich fest in ihrer Seele, sie wollte für immer von ihm scheiden — ohne Abschied, aber auch ohne Klage! ....

Indem sie dies dachte, wurde leise an ihre Thür geklopft. Helene schrak zusammen, sie stand auf, strich die langen Locken, die unordentlich über die Stirn fielen, zurück und fragte, wer draußen sei. An dem Ton erkannte sie sogleich Marcsa, eine alte Dienerin des Hauses, die als ehemalige Wärterin der jungen Grafen eine Art Privilegium vor ihresgleichen genoß.

Helene öffnete die Thür. „Womit kann ich Euch dienen, Frau Marcsa?“ fragte sie freundlich.

Die Alte sah sich im Gemache um und flüsterte dann mit geheimnißvoller Miene: „Fräulein, mein gnädiger Herr, der Graf Matthias, schickt mich zu Euch. Er ist heute schon zweimal hier gewesen, es that ihm sehr leid Euch immer zu verfehlen und nun ....“

Wie? auf meiner Kammer?“ fiel ihr Helene überrascht

und bis unter die Schläfe erröthend ins Wort. „Der Graf ist hier oben gewesen? Heilige Mutter Gottes! Wenn ihn jemand hier gesehen hätte!“

„Seid ruhig, es hat ihn keiner gesehen. Dafür trug ich Sorge, denn so alt ich bin, habe ich noch zwei junge Augen. Aber Ihr unterbrecht mich, ehe ich meinen Auftrag zu Ende brachte, und das Gedächtniß hat mit den Augen nicht gleichen Schritt gehalten .... Se. Gnaden sagt, er möchte mit Euch reden, es kränke ihn sehr Euch beleidigt zu haben. Er könne nicht Ruhe finden, bis ihr versöhnt wäret! Deshalb wartet er im Nebenzimmer, und wenn Ihr nur noch ein kleines Fünkchen Liebe zu ihm empfändet, so solltet Ihr auf seine Bitte achten.“

Helene schwieg überrascht, und da die Alte dies für Unentschiedenheit hielt, so setzte sie mit der ihrem Alter geläufigen Beredsamkeit hinzu: „Ihr könnt mir glauben, es war ihm ernst zu Sinn, sonst hätte er es nicht so dringend gemacht. Da er noch ein kleiner, junger Herr war, hatte ich schon oft mein Wunder über ihn; wenn Junker László zehn Worte schwatzte, sprach er kaum eins, aber auf das eine konnte man sich auch verlassen, als hätte es ein Mann Gottes vor dem Altar geredet .... Nun Fräulein, was soll ich dem gnädigen Herrn melden? Er wird ungeduldig sein den Bescheid zu hören!“

Ein mattes Lächeln schlich über Helenens Gesicht. Sie war in der That unschlüssig, nicht deshalb, ob sie ihn hier empfangen sollte — das kam ihr nicht in den Sinn, aber ob sie ihn morgen, ob sie ihn überhaupt noch sprechen wolle. „Sagt ihm“, antwortete sie nach einer Pause .... „nein, nein!“ unterbrach sie sich schnell, als wäre der Gedanke schon ausgesprochen; „ich will weder heute, noch morgen mit ihm reden, es nutzt zu nichts, sagt dies dem

Grafen .... Es bedarf zwischen uns keiner Versöhnung, wir sind nicht im Groll geschieden, denn ich habe ihm alles, alles vergeben!"

„So wollt Ihr dem gnädigen Herrn die Bitte versagen? Das wird ihn sehr kränken!" entgegnete die Alte kopfschüttelnd. „Ihr hättet nur sehen sollen, wie sehr es ihm am Herzen lag."

„Geht!" rief Helene und drängte die Frau sanft aus der Thür. „Ich darf Euch nicht hören, denn Eure Worte sind schlimmer als die Worte des Versuchers in der Wüste, und mein Herz ist schwach und voll Fehl! Sagt dem Grafen nur das, was ich Euch auftrug, und Gott geleite Euch!"

Als sie die Thür verschloß, flüsterte sie leise: „Du, mein Vater, bist Zeuge, daß ich ihm aus Grund meines Herzens vergebe! Ach, wie gern möchte ich ihn entschuldigen, aber — ich darf nicht! Wie er zu mir sprach, redet man nicht zu dem Weibe, an deren Seite man durchs Leben zu gehen hofft!" .... Sie sank auf ihre Knie, drückte den Kopf in die Kissen, und ein heißer Thränenstrom benetzte ihre Wangen, ohne ihr das übervolle Herz zu erleichtern.

Achtes Kapitel.

Die Sonne stieg am folgenden Morgen strahlend am Horizonte auf, und das graue Gewölk, das am Abend zuvor den Himmel überzogen hatte und während der Nacht wie eine schwere Bleimasse über der Erde lag, fiel in dampfen=

dem Nebel vor dem Glanze der Königin des Tags und versprach allen, die mit Besorgniß aufblickten, einen herrlichen Tag.

Eine große Anzahl Ritter in Begleitung ihrer Familien, ihrer Knappen und Reisigen hatten sich schon an den vorhergehenden Tagen zu dem großen Turnier eingefunden; Zigeunerbanden, Komödianten, Seiltänzer — Juden und Hausirer, die bei solchen Gelegenheiten entweder Künste producirten oder in aufgeschlagenen Buden ihre Waaren den anwesenden Landleuten feil boten, strömten noch fortwährend herbei, daß sowol in der Festung als in der Unterstadt kein Quartier leer, kein Plätzchen unbesetzt blieb. Um bei der großen Menge bewaffneten Volks Unruhen zu vermeiden, durchzogen Reitertrupps die Stadt bis zum Turnierhof, in dessen Nähe sich schon seit dem Beginn der Morgendämmerung das Volk in dichten Haufen versammelte.

Am obern Ende der Schranken befand sich ein Gerüst in Form eines Thurms für den König, die Großwürdenträger des Reichs und die gräflich Hunyady'sche Familie. Künstlich in Stufen und Bogen abgetheilt, war dasselbe auf das prächtigste mit goldenen Tapeten, gestickten Teppichen, Panieren und Wappen ausgeschmückt. Rechts und links von der königlichen Loge sah man Balcone für die Kampfrichter, die ältern, nicht mehr turnierenden Ritter und die geladenen Damen. Diesen Tribünen gegenüber neben der Eingangspforte hatten auf erhöhten Gerüsten die Musikchöre ihren Platz, um die paarweise einziehenden Kämpfer willkommen zu heißen und den Ruhm der Sieger durch stürmischen Beifall zu erhöhen. Der Turnierhof, die Balcone, sowie die seitwärts liegenden Zelte, unter denen die Ritter sich vor und nach dem Kampf aufzuhalten pflegten, waren noch leer, nur in der Nähe des Eingangs hielt schon der Wappen-

könig Ulrich von Graveneck zu Pferde, umgeben von seinen Herolden in bunten Waffenröcken und Federhüten, mit den Schwertern an der Seite und den weißen Marschallstäben in der Hand. Auf Befehl des Grafen Ladislaw hatte er mehrere hundert wohlgerüsteter Reisigen um die Schranken vertheilt, die in schweigender Ordnung dastanden, während die Turnierknechte unter dem Befehl der dazu ernannten Vögte das ungeduldig harrende, immer näher herzudrängende Volk zurückzuhalten bemüht waren. Mitunter sah man auch schon einige geschmückte Ritter hin- und herwogen, doch der eigentliche Anfang des Turniers sollte erst der öffentlichen Bekanntmachung zufolge um zehn Uhr stattfinden, und nach dem Kampf ein Banket mit Tanz verbunden die Feier des Tags beenden.

Auch im gräflichen Schlosse wurde es zeitig lebendig; alle Bewohner desselben waren in gleichem Maße geschäftig ihre Vorbereitungen zum Ritterspiele zu treffen, Befehle zu ertheilen oder Obliegenheiten zu erfüllen, und während in den untern Räumen ein geräuschvolles Treiben herrschte, Diener und Stallknechte hierhin und dorthin eilten, die Pferde gezäumt und mit köstlichen Schabracken belegt, die Ritter gewappnet und die Schilder und Lanzen aus den Rüstkammern geschafft wurden, brachten die Damen in den obern Gemächern die Morgenstunden damit hin durch Geschmack und Reichthum ihrer Toiletten den Glanz ihrer Schönheit und die Würde ihres Ranges zu erhöhen. Die Zofen waren geschäftig die goldblonden Flechten um Sarolta's Schläfe zu ordnen und köstliche Perlenschnüre um ihren blendend weißen Nacken zu legen. Wer heute die Gräfin sah, das von Edelsteinen funkelnde Diadem um die Stirn, in dem schimmernden Gewande von weißgeblümtem Atlas und dem purpurnen, perlengestickten Sammtmieder, mit dem stolzen Lächeln um die Lippen und

der selbstbewußten Würde in Gang und Haltung: wer hätte da wol geglaubt, daß das Gift verschmähter Liebe, verletzter Eitelkeit und tiefgekränkten Ehrgeizes in ihr brannte, daß kein Schlaf ihre Augen berührt hatte, und Haß und Rache in ihrem Busen tobten? Freilich konnte sie sich mit dem Gefühl trösten, daß ihr Herz von dem spitzen Pfeil unberührt blieb, doch was fragte Sarolta in diesem Augenblick nach dem Herzen, wo sie in ihrer Schmach zum Gespött der Hofleute wurde, wo sie fürchten mußte, daß man mit Fingern auf sie zeigte! — Aber sie war entschlossen sich nicht demüthigen zu lassen, je tiefer man sie hinabzudrücken suchte, desto stolzer, desto unberührter von jeder Kränkung wollte sie angesichts des Königs und seines ganzen Hofs erscheinen.

Als Graf Ladislaw die Damen abholte und seine Schwester in ihrem Wesen unverändert, ihren Blick nur noch hochmüthiger als gewöhnlich fand, konnte er ihrer Selbstbeherrschung seine Bewunderung nicht versagen, denn so kühn und stattlich er selbst auch an der Spitze des glänzenden Zugs von Rittern dahinzog, so vermochte er dennoch die düstere Wolke nicht zu verscheuchen, die sich auf seiner Stirn unheildrohend zusammenzog. Er trug den goldenen, jüngst als Beweis königlicher Gnade erhaltenen Helm, und das Turnierschwert des Monarchen hing an seiner Seite. Aber er war entschlossen im Fall der Treulosigkeit die Spitze dieses Schwertes zu wenden und statt zu dessen Ehre, es zur Züchtigung der Schmach und Falschheit zu gebrauchen.

Das Hunyady'sche Schloß wurde bald öde und leer; nachdem die gräfliche Familie sich auf den Turnierplatz begeben, eilte jeder, dessen Dienst es nur irgend gestattete, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, geschmückt zu dem Feste. Helene, welche die Nacht schlaflos und unter Fieberschauern zugebracht hatte, fühlte sich am Morgen so unwohl,

daß sie das Bett nicht verlassen konnte. Ihre Dienerin, durch die sie sich bei der Gräfin Maria beurlauben ließ, kehrte nicht wieder zurück, und so sah sie sich bald ganz allein und ohne jegliche Hülfsleistung. Der Lärm, welcher anfangs vom Hof herauftönte, verhallte allmählich, alles wurde ruhig im Schlosse, die Zeit verstrich, und niemand kam, um ihr nur einen erfrischenden Trunk Wasser zu reichen. Anfangs wartete Helene vergeblich auf die Rückkunft der Zofe, dann vergaß sie dieselbe und dachte über die Begebenheiten der letzten Tage nach, bis sie zuletzt, als tiefe Stille dem anfänglichen Geräusch folgte, in sanften Schlummer versank. Als sie die Augen wieder aufschlug, saß die alte Marcsa am Fußende ihres Bettes.

„Das war ein erquickender Schlaf!“ sagte Helene, sich etwas gestärkter fühlend.

„Er hat auch ein gutes Stündchen gedauert“, entgegnete freundlich die Alte. „Ich sitze hier schon lange und warte auf Euer Erwachen, denn wie ich sehe, kümmert sich niemand um Euch, und Ihr mögt Hunger und Durst haben!“

„Nein, Mutter, ich empfinde weder das eine noch das andere, ich vermißte in der That nichts. Aber erzählt mir, wie kommt Ihr hierher, da doch alle übrigen hinausgingen, um das Ritterspiel mit anzusehen? Hattet Ihr nicht Lust ihrem Beispiel zu folgen?“

„Ein wenig habe ich davon gesehen, dann bin ich wieder heimgekehrt, denn als der gnädige Graf Matthias heute früh hörte, daß Ihr krank wäret und das Lager nicht verlassen könntet . . . .“

„Durch wen erfuhr er das?“ fiel ihr Helene überrascht ins Wort.

Die Alte zuckte die Achseln. „Kann's nicht sagen, aber er wußte es, denn er ließ mich rufen und befahl mir, im

Fall die Dienerinnen fortgingen, bei Euch zu bleiben und dafür zu sorgen, daß es Euch an nichts fehle. Sobald er zurückkommt, soll ich ihm melden, wie es Euch geht."

Helene erbebte, aber sie antwortete nicht. Ach, er war ihr trotz jenes Vorfalls noch ebenso theuer wie früher! .... Dieser neue Beweis seiner Liebe that ihr so wohl, daß sie es fast bereute ihm gestern kein freundliches Wort erwidert zu haben.

„Was meinte der Graf gestern, als Ihr ihm meine Antwort brachtet?" fragte sie nach einer Pause, jedoch so leise, als trüge sie Scheu ihre eigene Frage zu hören.

„Er sagte gar nichts, aber sah sehr ernst aus; er mochte wol einen andern Bescheid erwartet haben."

Helene wandte sich nach der Wand und sprach nicht mehr.

Nach Verlauf einer halben Stunde steckte eine Dienerin den Kopf durch die Thür, winkte der alten Marcsa und flüsterte leise Worte mit ihr.

„Heilige des Himmels!" schrie die Alte, erschrocken die Hände zusammenschlagend. „Das ist ja schrecklich, und Ihr selbst seid dabeigewesen und habt es gesehen?"

„Mit meinen leibhaftigen Augen! János und viele Ritter und vornehme Herren, die ich nicht kenne, liegen todt und verwundet auf dem Platze. Den Graveneck sah ich nicht wieder, aber István, des gnädigen Herrn Stallknecht, erzählte, während er das Pferd eines Ritters gehalten, habe er nur gehört, wie mehrere Herren zusammen davon sprachen, daß das sehr schlimm für unsere gnädige Herrschaft ablaufen könne. Ein anderer behauptete sogar, ein ganzer Haufe Ritter und Reisige sei von der Burg gekommen, um die Grafen gefangen zu nehmen ...."

„Wovon redet Ihr?" unterbrach Helene den Bericht,

die durch die Ausrufungen und Wehklagen der Alten auf das Gespräch aufmerksam wurde und sich im Bette aufrichtete.

„Herr du mein Gott! Fräulein, sie erzählt, die gnädigen Grafen wären gefangen genommen, und statt des lustigen Spiels hätt's einen ordentlichen Kampf gegeben!" rief die Alte, die Hände ringend.

„Wie? Ein Gefecht?" fragte Helene und wandte sich erschrocken an die eben angekommene Frau. „Die Grafen von Hunyady gefangen? Mein Gott, das ist nicht möglich! .... Sprecht, was ist vorgefallen? Was habt Ihr gesehen?"

„Ja, wie es eigentlich kam, das weiß ich nicht zu sagen, und das wußt' auch keiner unter allen, die ich darum fragte."

„Aber wo, um des Himmels willen, sind denn die Grafen? Wer konnte es wagen sie gefangen zu nehmen? Und die Gräfinnen Sarolta und Maria, wo saht Ihr die zuletzt?"

„Ich will Euch alles was ich weiß nacheinander erzählen, hört nur zu, aber wenn Ihr so viel Kreuz- und Querfragen thut, so findet sich unsereins gar nicht zurecht."

Helene, deren Bestürzung in ihren bleichen Zügen zu lesen war, sah sich genöthigt der Weitschweifigkeit der Frau geduldig zu folgen, wenn sie irgendetwas Zusammenhängendes erfahren wollte: „So redet! aber um der Barmherzigkeit willen, redet schnell! Was ist geschehen? Was ist aus ihnen geworden?"

„Zu Anfang hatte es einen ganz guten Anschein; alles war festlich anzuschauen, ganz Ofen birgt nicht so viel Menschen, als auf dem einen Platze Kopf an Kopf zusammengedrängt standen", begann die alte Dienerin mit einer für Helenens Angst fast unerträglichen Breite. „Aus den

Fenstern und von den Dächern sahen sie herab, und wir unten hatten Mühe uns durchzuarbeiten. Die Gerüste füllten sich mit Herren und Damen, unter den Zelten erblickte man schon viele Ritter zu Pferde, die bereit standen mit dem gnädigen Grafen László zu kämpfen. Er war stattlich und schön anzusehen, und hielt von seinen Rittern und Knappen umgeben unter dem Balcon des Königs. Da begannen die Trompeten zu blasen, die Schranken wurden geöffnet, es hieß, der König sei gekommen! Der Kampf sollte eben beginnen, und ein langer Zug Ritter von Herolden gefolgt ritt in die Schranken ein. Die Leute meinten, der König möchte wol unter ihnen sein, da sie aber alle die Visire geschlossen hatten, so konnte man ihn nicht erkennen. Wie es da nun eigentlich zuging, begriff ich selbst nicht, doch plötzlich entstand Lärm, in einem Nu war der ganze Platz mit Kriegern bedeckt, und ich will nicht selig werden, wenn ich weiß, wo all die geharnischten Männer so schnell herkamen. Das Volk schrie wild durcheinander und drängte so vor, daß man wenig mehr sehen konnte. Auf einmal rief eine Stimme, laut und deutlich den Lärm übertönend: der König! Nehmt den König gefangen! Nieder mit König Ladislaw! .... Zugleich stürmte der Marschall von Graveneck, Euer Verwandter, mit seinen Reisigen in die Schranken, die Ritter, welche unter dem Zelte hielten, eilten auf den Ruf ebenfalls herbei, und obgleich die Herolde von einem Ende zum andern jagten um Ruhe zu stiften, so wurde der Wirrwarr von nun an doch immer größer. Eine dicke Staubwolke hüllte den ganzen Platz ein, sie mußten grimmig gegeneinander gefahren sein, denn es war ein Drehen und Wenden, ein Waffenblitzen und Schwertergeklirr, wie ich es nie zum zweiten mal erlebte."

„Und der Ausgang?" fragte Helene mit bebender Lippe.

„Ja, von dem Ende weiß ich selbst nichts! Die Zuschauer liefen schreiend davon, und meine Nachbarin meinte, sie würden über uns alle herfallen, wenn wir noch länger dablieben. Da machte ich mich denn auf und kam her. Unterwegs begegnete ich noch dem alten Stephan, der mit ledigen Pferden in der Nähe hielt und mir voll Schrecken erzählte, daß eben ein Haufe Herolde und Ritter von der Burg käme, um die gnädige Herrschaft gefangen zu nehmen."

„Ist das alles, was Ihr wißt?"

„Ja, mehr kann ich Euch nicht sagen."

„Frau Marcsa, seid so gut und gebt mir meine Kleider!" bat das junge Mädchen die alte Wärterin, welche mit gefalteten Händen und oftmaligen Ausrufungen den Bericht angehört hatte.

„Wo wollt Ihr hin? Ihr seht kreideweiß aus!" rief diese, den Befehl nur mit Zögern vollziehend.

„Zur Gräfin, Marcsa! Ich muß hören, wie alles gekommen ist und ...." setzte Helene mit unsicherer Stimme hinzu, „was es für Folgen gehabt hat!"

In wenigen Minuten war Helene angekleidet. Die Qual der Ungewißheit ließ sie nichts von Schwäche oder Unwohlsein fühlen, und schnell schritt sie die Treppe zur Halle hinab .... Verwirrung schien im ganzen Schlosse zu herrschen, es war ein geschäftloses Hin- und Herlaufen unter der Dienerschaft, und auf allen Gesichtern lag Schrecken und Bestürzung.

„János, ist die gräfliche Familie zurück?" fragte Helene einen der Diener, welchen sie öfter in der Halle gesehen hatte.

„Die Damen sind zurück!" antwortete der Angeredete und ging vorüber.

„Die Damen?" wiederholte Helene. „Warum sagt er nichts von den Grafen? Heilige Mutter Gottes, wenn es wahr wäre!" Sie wagte nicht den Gedanken zu vollenden. Mit unbeschreiblicher Bangigkeit öffnete sie die Thür zur Halle. Verworrenes Geräusch von Sporengeklirr und Stimmen, die heftig durcheinander sprachen, drang ihr entgegen. Sie trat ein. Der ganze Raum war mit Rittern angefüllt, die zur Partei der Corviner gehörten. Auch einige Damen erblickte sie unter ihnen, aber die, welche sie suchte, waren nirgends zu sehen. Da gewahrte sie in einiger Entfernung Junker Choka. Sie bahnte sich einen Weg durch die Herren und näherte sich dem Jüngling, der ihr den Rücken zugewandt stand.

„Herr Page, einen Augenblick! .... Ich beschwöre Euch, sagt mir, wo ist die gräfliche Familie?"

„Die Gräfin Sarolta und die Gemahlin des Grafen Ladislaw befinden sich in jenem anstoßenden Gemach, ich glaube, Se. Hochwürden der Bischof von Großwardein und der Reichs- und Hofrichter sind bei ihnen."

„Und die Grafen?" fragte Helene, ihn angstvoll anblickend.

„Die ...." der Page neigte sich an ihr Ohr, „Fräulein Helene, die sind gefangen!"

„Gefangen?" .... Das junge Mädchen bebte zusammen, und ihre Züge veränderten sich sichtbar unter der Gewalt dieses Wortes.

„Ja, angeklagt auf Hochverrath! Vor einer Viertelstunde sind sie den königlichen Herolden auf Befehl Sr. Majestät zur Burg gefolgt."

„Und auch Euer Herr, auch — Graf Matthias?"

„Ja, auch er", entgegnete der Page mit einem Gesicht, aus dem aller Muthwille gewichen war.

Helene wankte der bezeichneten Thür zu. „Fräulein", rief ihr Choka nach, „ich glaube, die Gräfinnen wissen noch nichts von der Gefangennehmung." Helene verstand ihn und ging weiter.

In das Gemach tretend, erblickte sie Marien in einem Armstuhl, der Bischof Vitéz von Zredna stand neben ihr. Am Fenster lehnte Sarolta, die mit dem Oberrichter sprach. Außerdem waren noch einige Damen aus dem Gefolge beider Gräfinnen anwesend; alle trugen noch den reichen Schmuck und die kostbaren Festgewänder vom Morgen, zu denen der verstörte Ausdruck ihrer Gesichter einen unheimlichen Gegensatz bildete. Helene mischte sich schweigend unter die der Thür zunächststehenden jungen Mädchen.

Fast mit ihr zugleich kam auch Oswald von Rozgonyi völlig gerüstet, nur das Visir seines Helms war zurückgeschlagen.

Bei dem raschen, sich nähernden Schritt des Ritters erhob Sarolta den Kopf. Es schien, als wenn sein Anblick sie betroffen machte und sie einiger Momente zur Fassung bedurfte. Doch die plötzliche Bewegung war bald bemeistert, und mit der ihr eigenen Entschlossenheit trat sie schnell auf ihn zu.

„Graf, Ihr bringt mir Nachricht von meinen Brüdern — jetzt endlich werde ich erfahren, wie es um ihre Angelegenheit steht!"

Rozgonyi sah sich im Zimmer um, doch sei es, daß Herr von Országh ihm einen Wink gab, oder die sich in Maria's Mienen aussprechende Trostlosigkeit ihn selbst zur Schonung für diese ermahnte, genug, er näherte sich Sarolta noch um einen Schritt und versetzte so leise, daß ihre Schwägerin es nicht hören konnte: „Es steht schlecht um sie. Faßt Euch, edle Gräfin, aber ich wage nicht Euch zu

verheimlichen, daß die Sache Eurer tapfern Brüder höchst bedenklich ist.“

„Wo sind sie? Ich habe sie vergeblich zurückerwartet! Mein Gott, wenn ihnen Gefahr droht, so wäre Flucht das einzige Mittel. Im Süden, an der Spitze einer ansehnlichen Heeresmacht können sie König Ladislaw Gesetze vorschreiben!“

„Flucht war auch mein Rath, es war unsere einstimmige Bitte .... wir beschworen die Grafen den einzigen, noch offen stehenden Weg zur Rettung sich nicht selbst zu verschließen. Doch ihrer Unschuld und der guten Sache vertrauend, blieben sie taub gegen alle Vorstellungen, und nun ist es zu spät!“

„Zu spät? Sprecht Graf von Rozgonyi, ist das Gerücht denn wahr?“ erwiderte Sarolta in unbeschreiblicher Angst, obgleich ihre äußere Haltung noch immer die gewohnte Würde bewahrte. „Wäre es möglich, der König hätte gewagt Johann Hunyady's Söhne gefangen zu setzen?“

„Er hat es gewagt! ....“

Sarolta antwortete nicht gleich. Sie bedeckte die Augen mit der Hand, schwere Thränen fielen unter derselben herab. Die stolze Gräfin weinte vor Rozgonyi, und es lag etwas tief Ergreifendes in diesen Thränen, weil man sah, welch furchtbarer Kampf sie ihr auspreßte.

Rozgonyi betrachtete sie schweigend. Sein Gesicht war sehr ernst, und doch lag seine Liebe zu ihr unverkennbar in dem tiefen, gedankenvollen Blick dieses schwarzen Auges ausgeprägt.

„Graf“, bat sie nach kurzer Pause, „bei allem, was Euch heilig ist, beschwöre ich Euch, sinnt auf Mittel meine Brüder aus der Gewalt des Königs zu retten! ....“

Rozgonyi's Antwort wurde durch Maria unterbrochen.

Obgleich die beiden ältern Herren bemüht gewesen ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, so hatte sie doch schon eine Weile mit Unruhe auf ihre Schwägerin geblickt, und jetzt, wo sie deren Thränen gewahrte, sank ihr völlig der Muth.

„Sarolta, warum weinst du? Mein Gott, was ist geschehen! Wo bleibt mein Gemahl? Er hatte versprochen mir auf dem Fuße zu folgen!“ Als alle schwiegen, setzte sie mit steigender Besorgniß hinzu: „Gewiß, man verheimlicht mir etwas, ich lese es auf allen Gesichtern. Herr von Rozgonyi, ich frage Euch bei Eurer Ritterehre, was ist vorgefallen seit ich nach Hause zurückkehrte? .... Sagt mir, warum ist mein Gemahl noch nicht hier?“

„Sagt es ihr“, flüsterte Sarolta. „Die Ungewißheit ist schlimmer als die furchtbarste Wahrheit! Sagt es ihr, aber sagt es mit Schonung!“

Rozgonyi näherte sich der Gräfin Maria. „Gnädige Frau, alles beruht auf einem augenblicklichen Misverständnisse; sobald sich der König von der vollkommenen Unschuld Euers Gemahls an dem Vorfall überzeugt ....“

„Was gab denn eigentlich die Veranlassung zur Meuterei?“ fiel ihm Maria ins Wort. „Ich bin aus dem ganzen Kampf nicht klug geworden und weiß noch jetzt kaum, um was es sich handelte!“

„Wir, die dabei Betheiligten, wußten es selbst nicht“, entgegnete der Ritter. „Doch so viel scheint klar, der Marschall von Graveneck ist ein Schurke, ein Verräther! Er hat das ganze Unheil angestiftet, und wie die Grafen selbst glauben, ist er dazu von ihren Feinden gedungen.“

„So war also der Ruf gegen den König von ihm ausgegangen?“ fragte Sarolta.

„Ja wohl! Die ganze Mannschaft hatte angeblich im Namen der Grafen den Befehl erhalten bei dem Losungs-

wort „König!“ einzuhauen, ohne daß die Leute die Bedeutung desselben kannten. Daher kam es auch, daß die Grafen in der ersten Hitze des Angriffs die Reisigen vergebens zurückzudrängen suchten, und ihr eigenes Commandowort nicht gehört wurde. Die fremden Ritter sowie eine Menge der übrigen Zuschauer, die natürlich von dieser Verrätherei nichts ahnten, nahmen entweder für den König oder für die Grafen Partei, und so entbrannte der Kampf mit der furchtbarsten Heftigkeit und wuchs mit jener Schnelligkeit an, von welcher Ihr leider Zeuge sein mußtet.“

Maria schauderte bei der Erinnerung an das vergossene Blut. „O, wer hätte dem Marschall diese Schandthat zugetraut!“ rief sie nach kurzer Pause. „Der treulose Ritter, den mein Gemahl seiner Tapferkeit wegen so hoch schätzte und mit Gunstbezeigungen überhäufte!“

„Graf Matthias gab sogleich Befehl ihn festzunehmen und in Ketten und Banden zu werfen, doch er war nirgends mehr zu finden, und die ausgesandten Boten brachten die Nachricht, er habe die Stadt in eiliger Flucht verlassen.“

„Daß ihm dies gelang, ist zum mindesten höchst sonderbar“, bemerkte Herr Országh von Guth. „Denn wie mir Ritter Torstáh meldete, waren durch Giskra's Reisige schon vor Beginn des Turniers alle Thore besetzt. Eher hätte ein Kameel durch ein Nadelöhr, als ein Mann zu Pferde ungesehen zwischen ihren Wachen hindurchschlüpfen können!“

„Als wir den Turnierplatz verließen“, erwiderte Maria, die immer unruhiger zu werden schien, „hatten die Grafen die Ordnung schon ziemlich wiederhergestellt. Das Volk war zerstreut, und der größte Theil der Ritter zog sich vom Kampfplatz zurück .... ich begreife in der That nicht, was László's Zeit jetzt noch in Anspruch nimmt!“

Die Anwesenden wechselten traurige Blicke. Es war so schwer ihr die Wahrheit zu enthüllen, weil sie keine Ahnung der wirklichen Gefahr hatte.

„Gnädige Frau", sagte Rozgonyi, sie mit tiefer Theilnahme anblickend, „ich erwähnte schon vorher, daß dies Gefecht zu einem Misverständniß Veranlassung gab. Der König glaubt, es wäre auf seine Freiheit abgesehen, der Ruf ihn zu umringen und festzunehmen sei von den Grafen ausgegangen und ...."

Maria sah ihn erschrocken an. „Und was?" fragte sie mit bebenden Gliedern. „Mein Gott, was hat der König gethan?"

„Fasset Muth, edle Frau! Es kann nur für kurze Zeit währen! Der König ließ die Grafen einstweilen, bis die Sache aufgeklärt ist, in der Burg festnehmen."

Maria stieß einen schwachen Schrei aus und sank in den Lehnsessel zurück. Alle beschäftigten sich um sie, doch die Ohnmacht war nur vorübergehend, und sie schlug bald die Augen wieder auf.

Der ehrwürdige Bischof von Großwardein reichte ihr die Hand: „Edle Frau, richtet Euer Vertrauen auf Gott, der die Schicksale der Menschen in seiner Hand hält! .... Es bedarf gewiß nur weniger erklärender Worte, und die Unschuld der Grafen wird erwiesen, ihre Freiheit ihnen zurückgegeben sein. Ich selbst will noch heute um eine Audienz beim König ansuchen; er kann der Stimme der Gerechtigkeit sein Ohr nicht verschließen, die Verdienste der Grafen, ihre loyalen Gesinnungen sind zu allgemein anerkannt, als daß die Schurkerei eines ihrer Diener sie für die Dauer zu verdächtigen im Stande wäre."

Der Oberrichter hatte währenddessen mit Herrn von Rozgonyi leise Worte gewechselt, ihre Gesichter waren be-

denklich, keiner von beiden schien die Ansicht des Prälaten zu theilen.

„Nein, Herr Bischof! ich selbst will zum König!" rief Maria. „Er war mir immer gnädig und huldvoll gesinnt, er wird mein Flehen erhören — auf meinen Knien will ich den Monarchen beschwören, meinem Gemahl die Freiheit zurückzugeben ...."

„Es bekümmert mich tief Euch diese Hoffnung rauben zu müssen", versetzte Herr von Országh. „Aber der König soll gegenwärtig in furchtbarem Zorn sein, jeder Versuch ihn zu sprechen wäre vergebliche Mühe .... Wagt es nicht, gnädige Frau! Eure Absicht könnte für Euch die traurigsten Folgen haben, ohne Euerm Gemahl zu nützen. Ueberlaßt es Se. Hochwürden den Monarchen zur Versöhnung zu stimmen und seid überzeugt, daß kein Mittel unversucht bleiben wird die Haft der Grafen soviel als möglich abzukürzen. Alle Freunde und Anhänger derselben stehen für einen Mann, wir alle sind entschlossen sie zu retten, denn wir alle fühlen uns durch diese ungesetzliche Verhaftung, zu der kein ungarischer König gegen Magnaten befugt ist, mit beleidigt! Sollte der Weg der Güte nichts fruchten, so scheuen wir weder List noch offene Gewalt!"

Der Oberrichter sprach mit der Würde und Kraft eines Mannes, welcher seine Worte mit Vorsicht abwägt, dann aber auch entschlossen ist für jedes derselben mit seiner Ehre und seinem Leben zu bürgen.

Maria schwieg; sie war dankbar für seinen Eifer, sie kannte die Energie und Biederkeit seines Charakters sowie das hohe Ansehen, in welchem er als zweiter Kronbeamter des Reichs bei König und Volk stand, dennoch konnte sie sich nicht entschließen die Fürsprache einem andern zu überlassen. König Ladislaw war kein harter und unedler Mann,

um ihres László willen wollte sie gern seinen Zorn ertragen und sich in Demuth vor der verletzten Majestät beugen. — Wenn sie auch der Beredsamkeit des Bischofs, der überzeugenden Kraft des Oberrichters entbehrte, so hatte sie Thränen, die beredten Thränen eines liebenden Weibes, die rührende Bitte eines von Kummer tief verwundeten Herzens! Der König konnte und würde ihrem Flehen nicht widerstehen! . . . .

„Herr von Országh sprach in unser aller Namen", entgegnete der Bischof ergriffen. „Glaubt mir, Gräfin, meine eigene Sache liegt mir nicht näher am Herzen als die meiner theuern Zöglinge. Das Ansehen, dessen ich mich unter Ungarns sämmtlichen Prälaten in Demuth erfreue, meine innige Freundschaft zum Primas des Reichs will ich geltend machen — sie alle werden sich für die Freilassung der Grafen verwenden; ja, der Heilige Vater selbst, durch seine Legaten von allem in Kenntniß gesetzt, wird nimmermehr dulden, daß die hochherzigen Söhne des Mannes im Kerker schmachten, den er um seiner Verdienste willen bei Lebzeiten fürstete und im Tode unter die Zahl der Heiligen unserer Kirche aufnahm."

Rozgonyi wandte sich während dieser Rede mehrmals an Sarolta.

„Wie? Ist es möglich?" rief diese überrascht auf seine halblauten Worte. „Ihr geht nach dem Süden?"

„Nach Temesvár zu Eurer edeln Mutter, auch Euern Oheim, den Ban Szilágyi, hoffe ich dort zu treffen. Meine Pferde stehen schon beim Castell von Turbal bereit. Ich gehe auf den Wunsch der Grafen, und Ritter Torftáh wird mich begleiten. Ich kam nur her, um Euch Grüße von Euern edeln Brüdern zu bringen und . . . ." Er sah Sarolta an, sie verstand ihn, denn in seinem Blick lag das Geständniß der Reue.

„Die arme Mutter!“ sagten Sarolta und Maria zugleich.... „Ach, sie reiste schon mit Sorgen ab, die Trennung von ihren Kindern wurde ihr so schwer, es war, als ahnte sie das Unglück!“ fügte die letztere bekümmert hinzu.

„Ich soll der würdigen Gräfin die Nachricht der Gefangennehmung überbringen und sie sowie den Ritter von Horoghszeg im Namen der Grafen auffordern ihre sämmtlichen Mannschaften aufzubieten und gegen Ofen zu ziehen.... Von da gehe ich nach Siebenbürgens Grenze, um auf meinen eigenen Gütern die Bauern und Knappen aufsitzen zu lassen.“

„Graf, aus allen diesen Maßregeln erkenne ich die Gefahr, welche meine Brüder bedroht“, antwortete Sarolta auf die halblaute Rede des Ritters. „Sprecht, sie selbst hegen wol wenig Hoffnung auf eine gütliche Ausgleichung?“

Rozgonyi sah zu Boden.

„Euer Schweigen sagt mir genug“, erwiderte Sarolta, und ihre Wange entfärbte sich.

„Ihr seid ein guter Reiter“, bemerkte Herr von Országh. „Wann denkt Ihr in Temesvár einzutreffen?“

„Morgen Vormittag, ich mache mich sogleich auf den Weg. Ritter Torstáh wartet schon im Nebenzimmer.“

„Ja, thut das ohne Verzug“, meinte Herr von Országh ernst. „Giskra und“ .... er wollte Gara's Namen aus Rücksicht für die Tochter nicht hinzusetzen. „Giskra schien sehr verwundert Euch mit den Corvinern so lebhaft sprechen zu sehen. Ihr warft die Maske zu früh ab, wenn Ihr nicht eilt, werden sie Euch den Weg verlegen.“

„Wie? Auch Euch droht Gefahr?“ fragte Sarolta.

„Ich will ihr schon entgehen. Ich wünschte, die Grafen wären meinem Beispiel gefolgt.“

„Wie kommt Ihr aber aus der Stadt, da die Thore besetzt sind?“

„Aus Báthory's Keller führt ein unterirdischer Gang bis in das Castell von Turbal, durch ihn gelangen wir unangefochten hinaus."

Rozgonyi stand schon seit mehreren Minuten auf dem Sprunge, man sah, es wurde ihm schwer zu gehen. „Gräfin", sprach er zu Sarolta, „Ofen ist jetzt ein trauriger Aufenthalt für Euch, ich würde ruhiger abreisen, wüßte ich Euch unter dem Schutze Eurer edeln Mutter — Läßt der König die Grafen nicht gutwillig frei, so wird Ofen der Tummelplatz eines wilden Bürgerkriegs."

Sarolta stand gedankenvoll. „Ich wage nichts zu entscheiden; auch kann ich unmöglich meine Schwägerin jetzt verlassen", entgegnete sie nach einer Pause. „Von heute ab in drei Tagen kann Nachricht aus Temesvár zurück sein. Wie meine Mutter dann über mich bestimmt: ich bin bereit ihrem Willen Folge zu leisten."

„So lebt wohl!" sagte Rozgonyi, sein Auge fest auf sie gerichtet. „Gebe der allmächtige Gott, daß wir uns unter günstigern Verhältnissen wiedersehen! Ich kehre nicht anders zurück als an der Spitze eines Heeres."

„Geht, und die heilige Jungfrau geleite Euch! Eilt, so schnell als möglich meiner Mutter die Botschaft und meinen Brüdern Hülfe zu bringen!" Sarolta reichte ihm mit gesenkten Blicken ihre Hand. Er behielt dieselbe einen Moment in der seinigen, dann zog er sie an seine Lippen und drückte einen Kuß darauf. Indem er sich von den übrigen verabschiedete, flüsterte Országh ihm zu:

„Bringt Szilágyi meinen Gruß. Er soll eilen, wenn er nicht zu spät kommen will. Er kann auf uns alle rechnen. Báthory und ich bleiben solange wie möglich hier, um als unverdächtige Zeugen die Sache der Corviner im Staatsrath zu vertreten."

Rozgonyi nickte und entfernte sich schnell.

„Auch Ihr, gnädige Frau, thätet wohl, Ofen so bald als möglich zu verlassen!" wandte sich der Bischof an Maria. „Hier seid Ihr schutzlos und von aller Hülfe abgeschnitten; Euer Gemahl würde gewiß ruhiger sein, wenn er Euch in Sicherheit wüßte."

„Ich habe meinen Vater hier, ehrwürdiger Herr", erwiderte die junge Gräfin. „Ist der König durch Euch nicht zur Milde zu bewegen, so bleibt er meine letzte Zuflucht, ich weiß, der Palatin vermag viel bei Sr. Majestät ...."

Der Bischof sah sie mitleidig an und seufzte, ohne daß er es wagte diesen trostreichen Wahn zu zerstören.

„Und", setzte Maria, die keine Ahnung seiner Gedanken hatte, nach kurzer Pause mit Entschlossenheit hinzu, „hier bin ich meinem Gemahl am nächsten. Herr Bischof, so lange er hier weilt, denke ich nicht daran mich von Ofen zu entfernen. Seine Maria soll die erste sein, die ihn mit offenen Armen empfängt, wenn er seinen Kerker verläßt und — verläßt er ihn nicht, so wird man nicht so grausam sein mir den Eintritt zu seinem Gefängniß zu verweigern. Mir bleibt dann wenigstens der traurige Trost ihm sein Elend durch meine Liebe zu erleichtern ..." Sie stockte und horchte, denn es entstand ein ungewöhnliches Geräusch. Man hörte Thüren werfen, Stimmen riefen durcheinander, und der Name des Königs wurde mehrmals heftig wiederholt. Herr von Országh schritt dem Ausgang zu, um sich nach der Ursache zu erkundigen.

Sarolta, die ihm in das feste, strenge Gesicht blickte, bemerkte, wie seine Farbe schnell wechselte: „Was gibt's?" fragte sie erschrocken, als in demselben Augenblick ein königlicher Herold in Begleitung mehrerer Wachen in der Halle erschien.

„Im Namen Sr. Majestät des Königs, meines gnädigen Herrn“ — rief er mit lauter Stimme. „Sind die Herren Modrár von Madarász, von Kanisay und von Rozgonyi hier anwesend?“

Die zwei Erstgenannten, die sich wirklich unter den Rittern befanden und als eifrige Anhänger der Hunyady, als reiche Männer von Einfluß und Ansehen bekannt waren, traten vor.

„Was ist Euer Begehr?“ fragte Herr von Kanisay, als der Aeltere von beiden.

„Ihr seid angeklagt auf Hochverrath und habt den Befehl mir augenblicklich und ohne alles Geleit in die Burg zu folgen.“

„Wo ist Euer Verhaftsbefehl? Ich, der Reichs- und Hofrichter Országh von Guth frage danach“, gebot derselbe, indem er zu Herrn von Kanisay ging und leise einige Worte mit ihm wechselte.

Der Mann zog ein Papier unter seinem Waffenrock hervor und zeigte es dem Oberrichter.

Dieser durchlief es flüchtig: „Auch der presburger Graf Sebastian von Rozgonyi, Bodó, Horváth und Frodnacher .... Ha! die mächtigsten Anhänger der Corviner und die ersten Magnaten des Königreichs!“ Er wurde blaß vor Schrecken und Zorn, aber er äußerte kein Wort weiter, betrachtete nur noch die Unterschrift, die vom König und vom Palatin von Gara unterzeichnet war, und gab das Blatt dann zurück.

„Der Schurke!“ rief Modrár, welcher gleichfalls hineingeblickt hatte, heftig mit dem Fuße stampfend. „Noch heute früh vor Beginn des Turniers verstand er es mir zu schmeicheln. Ha! begegnen wir uns noch einmal außer dem Verhörsaal, so soll er mir mit dem Schwerte Rede stehen für diesen gesetzwidrigen Verhaftsbefehl.“

„Still Modrár, laßt Euch zu keiner Heftigkeit hinreißen. Der Befehl hat seine Richtigkeit und ist von Sr. Majestät eigenhändig unterschrieben .... Ihm muß unverzüglich Folge geleistet werden“, entgegnete der Oberrichter.

Der Herold machte Miene sich der offen stehenden Thür des Cabinets zu nahen.

„Keinen Schritt weiter!“ befahl Herr von Országh, indem er ihm den Weg vertrat. „Das sind die Gemächer der Gräfin; die ihres Gemahls und Schwagers stehen den königlichen Herolden und Gerichtsbeamten offen, doch in diese darf niemand einzudringen sich erkühnen.“

„Mein Auftrag geht auch an den Grafen von Rozgonyi“, versetzte der Mann. „Er vor allen andern Herren darf nicht entrinnen, und wie man mir meldet, hält er sich dort auf.“

„Er hat vor kurzem das Schloß verlassen; gebt Euch mit dieser Aussage zufrieden, ich hafte mit meiner Ehre für die Wahrheit derselben!“

Der Mann hätte gern einen Widerspruch gewagt, doch ein strenger Blick des mächtigen Reichsbeamten lähmte das Wort auf seiner Zunge und ließ ihn sein Vorhaben aufgeben.

„Kann Euer Gnaden mir mittheilen, wohin der Graf sich begab?“ fragte der Herold in demüthigem Ton.

„Nein!“ antwortete der Oberrichter. „Es war seine Absicht die Stadt zu verlassen, ob er sie ausgeführt, darüber habe ich keine Gewißheit.“

„Freund, den gebt verloren“, bemerkte einer der Ritter, ein Waffenbruder des in Rede stehenden Grafen. „Ihr müßtet denn den Pfeil des Abaris besitzen, sonst werdet Ihr ihn schwerlich erreichen!“

Als der Herold sich in Begleitung der Herren von Kanisay

und Modrár entfernte, beauftragte er mehrere seiner Leute als Wache im Schlosse zurückzubleiben.

„Was soll das heißen?“ fragte der Oberrichter unwillig. „Es kann die Absicht Sr. Majestät nicht sein, die Damen durch den Anblick dieser Leute zu belästigen!“

„Es ist meinem Auftrag gemäß“, erwiderte der Mann, „im Fall der Graf von Rozgonyi — zurückkehrte“, setzte er mit gedehnter Stimme hinzu.

„Ich habe den Verhaftsbefehl Sr. Majestät gelesen; als Reichs- und Hofrichter bin ich der erste, in dessen Obliegenheit es steht dafür zu sorgen, daß sich der Ritter in diesem Fall ungesäumt in die Burg begibt ....“ Nach diesen Worten wandte er sich auf der Ferse um, und der Herold verließ mit sehr unbefriedigter Miene, aber von seinen sämmtlichen Leuten begleitet das Schloß.

„Gott sei Dank, daß Rozgonyi nicht länger verweilte!“ rief Sarolta ihm entgegen. „Gebe nur die heilige Jungfrau, daß er den Häschern glücklich entkommt!“

„Was meint Ihr zu dem Namensverzeichniß?“ wandte sich Herr von Országh mit finsterer Stirn an den Prälaten.

„Das ist ein unseliges Beginnen und kann viel Menschenblut und König Ladislaw die Krone des heiligen Stephan kosten“, entgegnete der Bischof, der ebenfalls das vorige Gespräch mit angehört hatte. „Ich will sogleich zu Sr. Eminenz dem Primas des Reichs und von da zum König.“ Als er sich empfahl, reichte ihm Maria die Hand und blickte ihn mit thränengefüllten Augen an, aber sie vermochte kein Wort über ihre Lippen zu bringen.

„Gott tröste Euch, edle Frau!“ sagte der würdige Prälat mit weicher Stimme. „Ich hoffe Euch bald gute Nachricht zu bringen!“ .... Herr von Országh begleitete ihn bis zur Thür, im Hinausgehen flüsterte er: „Um Gottes

willen, gnädiger Herr, sucht den Primas-Cardinal zu bewegen, daß er sich ins Mittel legt und nur wenige Tage Frist vom König erlangt; er ist der einzige, auf dessen Vorstellungen Ladislaw achtet, dem er nicht Trotz zu bieten wagt."

Der Bischof sah den Sprecher ernst und forschend an. „Herr Oberrichter, Ihr glaubt doch nicht, daß ...."

„Ich glaube, daß, wenn dieses Mittel fehlschlägt", versetzte der Magnat mit furchtbarem Ernst, „die Boten aus dem Süden nicht die Grafen, sondern ihre Leichen finden werden."

Helene, die nahe genug stand, um diese Worte zu verstehen, umklammerte eine Stuhllehne. Der Tag verdunkelte sich vor ihren Augen, sie schöpfte nach Athem, denn die Brust war ihr zusammengeschnürt.

Herr von Országh blieb noch in der Halle, um als genauester Freund der gefangenen Grafen sich mit den dort anwesenden Rittern über die Maßregeln zu berathen, welche sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu ergreifen hätten. Die Gräfinnen zogen sich nach Entfernung der Herren in ihre innern Gemächer zurück. Als Helene Marien auf ihr Zimmer folgen wollte, traf sie der stolze Blick Sarolta's: „Fräulein von Graveneck, Ihr seid Euers Dienstes entlassen", sprach diese kalt und streng. „Ich glaube gern, daß Ihr von dem Verrath Euers Verwandten nichts wußtet, dennoch werdet Ihr begreifen, daß Eure Dienste in diesem Schlosse fortan unzulässig sind, und Eure Gegenwart nur unangenehme Erinnerungen erwecken würde."

Helene hörte die bittere Rede mit einer Ruhe, die an Stumpfheit grenzte.

Das Maß dessen, was ihr Geist noch zu fassen vermochte, hatte sich schon in den unheilvollen Worten des Oberrichters erschöpft. Seit sie wußte, in welcher Gefahr

das Leben des Grafen schwebte, dachte sie mit Gleichgültigkeit an ihre eigene Lage; was kümmerte sie's, wo sie einen Platz fand, um ihr Haupt hinzulegen? Wenn das seinige fiel, konnte die ganze Erde ihr keine heimatliche Stätte mehr bieten! ....

Hätte Helene Ueberlegung gehabt, so würden wenige Aeußerungen hingereicht haben, um Sarolta über ihr Verhältniß zum Marschall aufzuklären, denn niemand verabscheute und verachtete diesen Mann mehr als sie, doch ihr fehlte in diesem Augenblick alle Fähigkeit des Denkens .... Der Gräfin hohe Gestalt war schon lange hinter dem spitzen Thürbogen verschwunden, als sie noch immer bewegungslos dastand und sich die eben gehörten Worte mechanisch wiederholte. Man wollte sie nicht länger dulden, was that's? Sie hatte ja ohnedies gehen wollen, und ob einen Tag früher oder später, war im Grunde gleich.

Matt schlich Helene auf ihre Kammer, in der Absicht ihre wenigen Habseligkeiten zu ordnen. Statt dessen setzte sie sich auf den ihr zunächststehenden Schemel, und ein paar Stunden vergingen, ehe sie noch inne ward, daß sie nichts von dem unternahm, was sie eigentlich zu thun willens gewesen. Sie stand auf, verschloß den noch offen stehenden Kasten, ohne ein Stück Zeug berührt zu haben, und schlich sich ebenso leise als sie gekommen wieder hinaus. Vor Maria's Zimmer stand sie still und horchte. Innen war alles ruhig, sie öffnete lautlos die Thür und blickte hinein. Maria befand sich ganz allein, sie saß mit dem Gesicht der Thür gegenüber, ihre Hände waren über der Brust gefaltet, ihren Kopf stützte sie gegen die hohe Rücklehne des Stuhls.

Helene näherte sich, sie kniete neben ihr hin, ergriff die kalte Hand der Gräfin und bedeckte sie mit ihren brennenden Lippen. Maria ließ es ungehindert geschehen, sie sah Helenen

mit tiefer Wehmuth ins Gesicht und strich ihr die seidenen Haare aus der Stirn. Ihr liebereiches Herz hatte trotz des eigenen Jammers immer noch Mitgefühl für den Kummer anderer.

„Armes Kind, auch dein Herz ist gebrochen .... ich weiß, du liebtest meinen Schwager so warm und innig wie ich meinen László!“

Helenens Thränen quollen bei diesen Worten, die mit unbeschreiblich sanftem Ton gesprochen wurden, hervor. Sie beugte ihr Haupt noch tiefer herab und weinte lautlos, aber heftig.

„Ist Se. Hochwürden der Bischof zurück? Habt Ihr seitdem Nachrichten aus der Burg erhalten?“ fragte sie nach einer Pause.

Maria schüttelte den Kopf, und beide schwiegen. Nach geraumer Weile stand Helene auf: „Gott schütze Euch, gnädige Frau; er segne Euch für alles, was Ihr an mir gethan — in meinem Gebet werde ich Eurer gedenken!“

Vielleicht hatte Sarolta schon mit Maria Helenens wegen gesprochen, und diese, so lieb ihr auch das junge Mädchen war, sah dennoch die Nothwendigkeit ein sie aus dem Dienst zu entlassen; vielleicht gab sie auch Helenens Worten keine bestimmte Deutung, denn sie erwiderte nichts, sondern küßte sie nur zärtlich auf die Stirn, wie sie das häufig zu thun pflegte, und diese, die ihrer Bewegung nicht mehr Herr war, entfernte sich schnell.

Auf ihrer Kammer angekommen, packte Helene ihre Kleidungsstücke zusammen; sie wollte nur mitnehmen, was sie hergebracht; Sarolta's reiche Geschenke waren jetzt werthlos für sie. Während sie sich hierbei beschäftigte, fiel ihr der im Köschk erhaltene Ring in die Augen. Der Fürst hatte sich damals vorbehalten ihn mit einem andern Geschenk aus-

zutauschen, was entweder aus Vergessenheit oder irgendeinem andern Grunde unterblieben war. Dieser Ring trug auf der innern Seite das Geburtsjahr und den Namenszug des Königs und war wahrscheinlich selbst ein Geschenk, welches der Monarch zu Wien in seinen Knabenjahren erhalten hatte.

Während Helene ihn genauer betrachtete, kam ihr plötzlich der Gedanke, daß dieser Ring, den man sogleich als den des Königs erkennen mußte, ihr einst nützlich, ja, daß er möglicherweise ein Mittel werden könne die Wachen zu täuschen, Einlaß in Matthias' Gefängniß zu erlangen und ihm vielleicht zur Rettung behülflich zu sein! Ein Hoffnungsschimmer glitt über ihr noch von Thränen benetztes Gesicht, und so unbestimmt auch diese Idee vor ihrer Einbildungskraft schwebte, so war ihr der Ring doch auf einmal ein unschätzbares Kleinod geworden, und sorgfältig wie eine Reliquie verbarg sie ihn unter ihrem Mieder. Sie dachte jetzt nicht mehr an den schmachvollen Antrag des Grafen, sein Leben schwebte in Gefahr und — alles war nicht blos vergeben, sondern auch vergessen! .... Wenn sie ihn nur noch einmal wiedersehen, ihn retten könnte, dann wollte sie ihn gern auf ewig meiden, wie sie es sich und ihrem Gott in ernster, feierlicher Stunde gelobt hatte! ....

Nachdem aus ihren unentbehrlichsten Kleidungsstücken ein Päckchen gemacht war, schlich sie still und ungesehen die Treppe hinab über den jetzt verödeten Schloßhof. Vor dem Thor stand sie einen Moment still. Ach! wie anders kam ihr die Welt seit gestern früh vor, wo sie an Sarolta's Seite so glücklich und hoffnungsvoll aus diesem Thor geritten war! Und doch war alles um sie her unverändert geblieben: die Sonne schien noch ebenso warm, der blaue Himmel lachte noch gerade so heiter auf die Erde herab wie gestern, nur sie allein war verwandelt, und mit dem innern Licht, das

in ihr erlosch, hatte sich ein farbloses Grau auf alles gelagert, was sie umgab ....

Sie warf noch einen letzten Blick auf den Palast, wo sie so wonnevolle und so tief traurige Stunden verlebt hatte — ein Frösteln durchbebte ihre Gestalt, sie holte tief Athem, hüllte sich in ihren Mantel und schritt die Straße hinab.

Neuntes Kapitel.

Helene schlug den Weg zur Benedictinerabtei ein. Vater Gabriel war ihre einzige Zuflucht. Wo sollte sie auch anders hin? Unbekannt in der Stadt, blieben ihr nur Gravenecks, und lieber hätte sie fremde Leute um ein Obdach anflehen oder einen Dienst als Magd suchen, als zu jener ehrlosen Familie zurückkehren mögen!

Die Abtei lag fern, und ihre Kräfte waren fast erschöpft; erst jetzt ward sie inne, daß sie seit dem Morgen keine Speise berührt hatte. Nur mit Mühe konnte sie sich weiter schleppen, aber der Gedanke, daß sie Vater Gabriel, der am nächsten Tage seine Reise antreten wollte, heute noch treffen und durch ihn bald eine ruhige Zufluchtsstätte finden würde, hielt ihren Muth aufrecht und gab ihrem Körper neue Spannkraft.

Die Abendstunde war schon weit vorgerückt, als sie zum Tode ermattet bei der Abtei ankam. Erst ruhte sie einige Minuten auf einem nahe stehenden Stein aus, dann läutete sie an der Pforte; ein Mönch öffnete und fragte nach ihrem Begehr.

„Ich möchte Vater Gabriel sprechen; habt die Gefälligkeit mich zu ihm zu führen!“ bat sie mit leiser Stimme.

„Bruder Gabriel ist verreist“, gab der Mönch zur Antwort, indem er sie neugierig anblickte.

„Schon? — er wollte erst morgen reisen!“

„Nein, er ist heute gereist.“

Helene war bestürzt. Tausend Fragen schwebten gleichzeitig auf ihren Lippen, und dennoch hätte sie keine ihrem Ziel auch nur um ein Haar breit näher gebracht, denn mit dem einen Wort „verreist“ wurden alle ihre Hoffnungen abgeschnitten. Dessenungeachtet stand sie noch immer, sah den Mann angstvoll an und überlegte, auf welche Weise sie Rath und Hülfe bei ihm erlangen könne. Nachdem er vergebens auf ihre Antwort gewartet — denn er mochte ihr anmerken, daß sie noch irgendein Anliegen habe — fragte er ziemlich ungeduldig: „Nun, steht noch außerdem etwas zu Euerm Begehr?“

„Ja!“ Doch es folgte dem „Ja“ sogleich ein hastiges „Nein!“ Freilich hatte sie eine dringende Bitte, aber sie wußte nicht, wie dieselbe vorzubringen sei; was konnte der fremde Mönch ihr auch nützen?

Er betrachtete sie verwundert, als zweifle er, ob es völlig klar in ihrem Kopf sei. „Nun, wenn Ihr nichts weiter wollt, so tretet zur Seite, damit ich die Pforte wieder schließen kann“, brummte er, indem er das Kreuz schlug.

Helene wich erschrocken ein paar Schritte zurück; sie hörte das Pförtchen von innen verriegeln und stand starr vor Schrecken. Was sollte sie jetzt anfangen? Auf der ganzen weiten Welt hatte sie keinen, an den sie sich wenden konnte. Sie setzte sich wieder auf den Stein; eine dumpfe Verzweiflung machte sie unfähig einen bestimmten Entschluß zu fassen.

Die Dunkelheit brach allmählich ein; hier konnte sie nicht bleiben, dessen war sie sich klar bewußt, und obgleich sie bei völliger Erschöpfung fast die Möglichkeit bezweifelte den weiten Weg noch einmal zurückzulegen, so zog es sie doch unwiderstehlich in die Nähe des Ortes, wo der Graf gefangen saß. Dort wollte sie in irgendein Nonnenkloster einsprechen und die frommen Schwestern für die Nacht um ein Obdach bitten.

Sie stand auf, nahm ihr Päckchen und schlich langsam fort. Da, wo jetzt das Neustift liegt, war zu jener Zeit eine öde, verlassene Gegend, die sie durchschreiten mußte, ehe sie die Judenstadt (jetzt Wasserstadt) erreichte. Sonst würde sie mit Grauen an solche Wanderung gedacht haben, heute that es ihr wohl durch die einbrechende Dunkelheit den Blicken der Vorübergehenden entzogen zu sein. Sie war schon eine Viertelstunde gegangen, als sie dicht hinter sich Tritte vernahm, die immer in gleicher Entfernung von ihr blieben. Endlich faßte sie sich ein Herz, sah sich um und gewahrte die dunkeln Umrisse eines in einen langen Mantel gehüllten Mannes.

Es überrieselte sie ein Schauer, und so schwer es ihr auch ward, sie beschleunigte ihren Gang; dessenungeachtet bemerkte sie bald, daß der Fremde immer dicht hinter ihr folgte. Sie blickte um sich, kein Mensch war zu sehen; sie versuchte zu laufen, doch nach wenigen Minuten brachen ihre Kräfte zusammen. In unsaglicher Angst, die bei der überreizten Stimmung ihrer Nerven ihr fast die Besinnung zu rauben drohte, stützte sie sich gegen einen Baumstamm, sie war nicht im Stande auch nur einen einzigen Schritt vorwärts zu thun. Der Fremde stand an ihrer Seite, er schlug den Mantel auseinander, und Helene stieß einen schwachen Schrei aus, als sie Sándor erkannte.

„Wie, um des Himmels willen, kommt Ihr zu so später

Stunde hierher? Was wolltet Ihr in jenem Kloster?" fragte er, ohne das Entsetzen zu beachten, welches seine Gegenwart ihr einflößte.

Helene antwortete nicht gleich, aber es gehörte keine große Combinationsgabe dazu, um aus ihrer ganzen Erscheinung und dem Päckchen, welches ihren Händen entfallen war, auf die sich im Schlosse zugetragenen Ereignisse zu schließen.

„Ich verstehe, man hat Euch fortgeschickt, weil Euer angeblicher Verwandter zum Verräther an den Grafen von Bisztritz wurde .... Ihr seid nun obdachlos und werdet wahrscheinlich wenig Lust haben zu meines Bruders Weib zu gehen!" setzte der Ritter mit schlecht verhehltem Triumph hinzu.

„Nimmermehr!" rief Helene, bei diesem bloßen Gedanken von Schrecken erfaßt.

„Es ist auch nicht nöthig, ich werde ein anderes Unterkommen für Euch schaffen ... wo die Xantippe mir nicht zum zweiten mal in den Weg treten soll!" murmelte er unverständlich zwischen den Zähnen. „Folgt mir — gebt Euer Packet her, denn ich sehe, Ihr seid ermüdet." Sein Ton war so herrisch, daß seine Worte mehr einem Befehl, als einer wohlwollenden Gefälligkeit gleichklangen.

Helene zögerte. Obgleich obdach- und hülflos umherirrend, empfand sie doch eine unüberwindliche Scheu irgendetwas mit dem Ritter zu thun zu haben oder ihm für einen Dienst verpflichtet zu sein.

„Laßt mich gehen", bat sie leise. „Ich will mir selbst ein Unterkommen schaffen ...."

„Ihr?" entgegnete er spöttisch. „Ihr könnt ja kaum weiter. Wollt Ihr hier bleiben und umherstreifendem Gesindel in die Hände fallen?" Bei diesen Worten ergriff er ihr Päckchen, faßte sie beim Arm und zog sie fort.

Sie vermochte keinen Widerstand zu leisten; ihre Glieder waren wie gelähmt, denn der gänzliche Mangel an Speise seit dem frühen Morgen, verbunden mit den heftigen Gemüthsbewegungen des Tags wirkte nicht minder entmuthigend auf den Geist, als ermattend auf den Körper. Betäubt folgte sie ihm, oder vielmehr er schleppte sie durch verschiedene schmale und winkelige Straßen eines unbekannten Stadttheils. Endlich stand er vor einem ärmlichen Häuschen still und klopfte dreimal in bestimmten Zwischenräumen, worauf zuerst der Kopf eines alten Weibes am Fenster erschien, und wenige Augenblicke später die Thür geöffnet wurde.

„Hantscha, ist niemand hier gewesen? Hat keiner nach mir gefragt? Gab's nichts Verdächtiges in der Nähe?" fragte lebhaft der Ritter.

„Nichts, gestrenger Herr!"

„Ich weiß, sie sind mir auf der Spur; es müssen die Schergen des Oberrichters sein", brummte er verdrießlich.

„Wen habt Ihr da bei Euch?" fragte die Frau, auf Helenen deutend. „Euer Edeln denkt doch wol nicht daran ein Frauenzimmer hier unterzubringen?"

„Still, Hantscha, es ist eine Verwandte; bis sich ein anderer Platz für sie findet, müßt Ihr das obere Gemach hergeben."

Die Wirthin blickte Helenen von oben bis unten an und schüttelte den Kopf, ohne eine Widerrede zu wagen.

„Begleitet die Dame hinauf und macht es ihr bequem; ich werde im untern Zimmer warten, denn ich habe noch mit Euch zu reden und muß nachher gleich wieder fort!"

Die Alte that, wie ihr geheißen war, aber man merkte den Verdruß, welchen Helenens Ankunft ihr verursachte.... „Folgt mir!" sagte sie mürrisch, nahm das an ihrem Gürtel hängende Schlüsselbund, und nachdem sie eine schmale Treppe

hinaufgestiegen waren, öffnete sie ein nach der Giebelseite zu gelegenes Zimmer.

„So, hier mögt Ihr bleiben", sprach sie, während sie eine düster brennende Lampe auf den Tisch stellte; „verlangt Ihr sonst noch etwas? Da Sr. Edeln es befahl, soll es Euch an nichts mangeln, obgleich es höchst überflüssig war mir eine fremde Person ins Haus zu bringen."

Helene dankte für jede Dienstleistung, die ihr mit so sichtlichem Zwang gewährt wurde, und die Frau verließ das Gemach.

Noch mit ihrem Mantel bekleidet, warf sich das junge Mädchen auf den nächststehenden Stuhl; zum Tode erschöpft, fühlte sie selbst den quälenden Hunger nicht, es verlangte sie nur nach Erholung und Ruhe.

Nach Verlauf einer halben Stunde hörte sie die Hausthür öffnen und schließen. „Jetzt geht er", dachte sie bei sich, und ohne zu wissen warum, wurde es ihr leichter zu Muth. Bald darauf trat Frau Hantscha wieder zu ihr ein; sie trug ein Bret mit verschiedenen Speisen, rückte einen Tisch vor Helenen hin und ordnete das Mahl.

„Ihr werdet Hunger haben", bemerkte sie, gänzlich in Wesen und Ton verändert und ebenso zuvorkommend, als sie vorhin mürrisch gewesen war. „Sr. Gestrengen haben befohlen, daß Euch nichts abgehen soll, eßt, Fräulein, Ihr seht sehr angegriffen aus, und wenn Ihr wollt, könnt Ihr Euch nachher gleich zur Ruhe begeben."

Helene aß, ja, sie aß mit einem gewissen Heißhunger, doch ungeachtet der freundlichen Zusprache der Frau, konnte sie kein Vertrauen zu derselben fassen.

„Ist der Ritter fort?" fragte sie, während Hantscha das Lager zurecht machte.

„Ja, er läßt Euch eine sanfte Ruhe wünschen."

„Wird er heute Abend noch zurückkehren?“

„Nein, er kommt erst morgen, vielleicht erst übermorgen“, antwortete die Alte. „Aber Ihr könnt unbesorgt sein, es soll Euch an nichts fehlen“, wiederholte sie noch einmal.

Helene lächelte über den Glauben der Frau, aber sie fand es für gut sie dabei zu lassen. Morgen wollte sie schon selbst für sich sorgen, und je länger der Ritter fortblieb, um so besser für sie, da ein unbestimmtes Gefühl sie fürchten ließ, daß er ihrem Weggehen Schwierigkeiten in den Weg legen möchte.

„Habt Ihr noch etwas zu befehlen?“ fragte Frau Hantscha, und da Helene für alles dankte, wünschte sie ihr eine gute Nacht und ließ sie allein.

Ehe Helene sich aufs Lager warf, untersuchte sie das Zimmer und verriegelte sorgfältig die Thür. Ungeachtet ihrer aufgeregten Gemüthsstimmung schlief sie dennoch bald ein, aber wirre Träume quälten sie, und alle Schrecken des vergangenen Tags traten ihr in doppelt grauenhafter Gestalt vor die geängstigte Seele. Sie war wieder im Schlosse, sie sah die Grafen gefangen nehmen, Blut klebte an ihren Kleidern, und Kampf und Entsetzen war ringsumher. Erst gegen Morgen schlief sie ruhiger; als sie erwachte, schien die Morgensonne hell und freundlich in ihr Zimmer.

Im ersten Augenblick konnte sie sich kaum besinnen, wie sie hierher gekommen war. Körperlich fühlte sie sich gestärkt, aber desto schwerer drückte tiefe Traurigkeit auf ihren Geist. Hastig kleidete sie sich an; der einzige Trost für sie lag in dem Gedanken: fort von hier! Sie mußte erfahren, wie es um die Grafen stand, und dann wollte sie mit Hülfe des Ringes es versuchen in Matthias' Gefängniß zu gelangen.

Sie hatte ihre Kleider kaum übergeworfen, als Frau Hantscha eintrat, um ihr den Frühtrank zu bringen.

„Ihr habt gut geschlafen; als ich vor einer Stunde herkam, war noch alles mäuschenstill, und mein Ruf blieb unerwidert."

„Ich bin erst eben aufgestanden", entgegnete Helene. „Ist der Ritter zurück?"

Die Frau, welche ihre Frage in anderm Sinne deutete, lächelte: „Er ist noch nicht gekommen, aber habt nur Geduld, er wäre längst hier, wenn ihn nicht dringende Geschäfte zurückhielten .... Ich will Euch zur Kurzweil ein hübsches Spiel bringen, womit sich die Nonnen an den Feiertagen belustigen, wenn sie dem lieben Herrgott genug gethan haben. Auch könnt Ihr zur Veränderung ins Gärtchen gehen, es ist nicht groß, aber die Luft von den Bergen weht frisch und stärkend herüber."

Helene verzichtete auf alles. „Ich will meinen Rückweg antreten", sagte sie, schon dabei beschäftigt das aufgelöste Packet wieder zusammenzurollen. „Wenn der Ritter zurückkommt, so dankt ihm in meinem Namen für seine Gastfreundschaft, und Euch möchte ich für Eure Dienste eine kleine Gabe anbieten; sie ist nur gering, aber ich bin gegenwärtig nicht im Besitz einer größern."

Die Frau sah sie erstaunt an. „Ihr wollt fort? .... Nein, denkt nicht daran, Ihr müßt hier bleiben, bis Ritter Sándor zurückkehrt."

Helene schüttelte den Kopf und fuhr in ihrer Beschäftigung fort.

„Fräulein, das ist vergebliche Mühe. Der Ritter hat mir seine Befehle hinterlassen, und ich darf Euch das Haus nicht öffnen."

Jetzt war die Ueberraschung an Helenen. „Wie?" ver-

setzte sie unwillig, „Ihr werdet mich doch nicht gewaltsam zurückhalten?“

„Ja, Fräulein, das muß ich in der That; es ist mir aufs strengste befohlen.“

„Ritter Graveneck hat Euch befohlen mich hier wie eine Gefangene zu behandeln?“ fragte Helene halb ungläubig, halb beunruhigt.

„So dürft Ihr es nicht nehmen, denn was der Ritter thut, geschieht nicht aus Haß, sondern — weil er es gut mit Euch meint.“

„Wenn er es gut meint, wird er mich meines Wegs ziehen lassen, und das rathe ich auch Euch. Was will der Ritter von mir? Es kann ihm nichts helfen mich hier gewaltsam zurückzuhalten.“

„Mag der Ritter beabsichtigen was er will, ich muß thun, was mir geheißen ist, und darum bitte ich Euch keinen Versuch zur Flucht zu machen. Es wäre vergeblich und würde Euch nur den Aufenthalt verleiden. Ihr sollt haben, was Ihr verlangt, denn der Ritter hält große Stücke auf Euch. Ihr könnt auch ins Gärtchen gehen, aber fort kommt Ihr nicht!“

Die Frau sprach mit einer Bestimmtheit, welche Helenen zeigte, daß jeder gütliche Weg nutzlos sein würde. Ueberwältigt durch dieses neue Ungemach, schob sie das Packet zurück und sank in den Stuhl. Sie dachte an ihren Ring, an den Grafen, an die Gefahr, in welcher derselbe schwebte, und sie zitterte bei der Möglichkeit, daß ihre Hülfe zu spät kommen, daß der Aufenthalt in diesem Hause sie daran verhindern könnte ihn zu retten!

„Ich muß dennoch fort!“ rief sie mit dem Gefühl unausweichbarer Nothwendigkeit, doch kaum war das Wort ihren Lippen entflohen, als sie erschrocken aufblickte. Zum Glück war

die Frau schon weggegangen, und niemand hatte es gehört, denn die Noth lehrte Helenen ein Mittel, welches sie bis dahin nicht kannte; Gewalt konnte hier nichts ausrichten, sie wollte zur List ihre Zuflucht nehmen. In diesem Gefühl ging sie in den Garten hinab, um zu erspähen, ob von da aus ein Entweichen möglich sei; doch er war mit hohen Mauern umgeben, und kein Klostergarten, kein Hof einer Strafanstalt konnte sicherer gegen Fluchtversuche verwahrt sein als dieses grüne, mit Obstbäumen und verschiedenen Gemüsearten angepflanzte Plätzchen. Muthlos und enttäuscht verließ sie es wieder; im Hausflur sah sie sich sorgfältig um, doch vor der Thür hing ein Schloß, zu welchem wahrscheinlich Frau Hantscha den Schlüssel selbst bei sich führte, auch die nach der Straße zu liegenden Gemächer waren fest verschlossen. Helene kehrte auf ihr Zimmer zurück, der Tag verging ihr unter nutzlosem Grübeln, und je klarer die Ueberzeugung in ihr wurde, daß jeder Fluchtversuch unausführbar sei, desto höher stieg ihre Angst. Sándor ließ sich nicht blicken, und auch Frau Hantscha kam nur, wenn es ihr Dienst erforderte.

So vergingen zwei Tage, ohne daß Helene eine Möglichkeit vor Augen sah dieser qualvollen Ungewißheit, diesem vergeblichen Harren zu entkommen. Als Hantscha am dritten Morgen schweigend das Frühstück auf den Tisch setzte, blickte Helene plötzlich zu ihr auf. Die Frau flößte ihr durchaus kein Vertrauen ein, und doch vermochte sie die Frage, die schon seit zwei Tagen auf ihren Lippen schwebte, nicht länger zurückzuhalten:

„Mutter, bleibt ein Weilchen hier!“ bat sie mit sanfter, herzgewinnender Stimme. „Ich möchte ein Wort mit Euch reden.“ Hantscha, die seit vierundzwanzig Stunden fast keinen Laut aus dem Munde des jungen Mädchens vernom-

men hatte, blieb überrascht stehen. „Mutter, hörtet Ihr jemals etwas von den Grafen von Bisztritz?“

„O ja, ich kenne die beiden jungen Grafen; auch den alten Herrn sah ich oft, als er noch lebte. Gott sei seiner Seele gnädig!“ und die Frau machte das Zeichen des Kreuzes.

„Könnt Ihr mir nicht Nachricht geben, wie es um die Grafen steht? Heute ist der dritte Tag, seit sie in ritterliche Haft gesetzt wurden.“

Die Alte schüttelte den Kopf, sah aber dabei Helenen mit einem seltsamen Blick von der Seite an.

„Frau, wenn das geringste Mitleid in Eurer Seele wohnt, beschwöre ich Euch bei Eurer Seligkeit, erkundigt Euch, wie es den Grafen geht, ob man sie noch gefangen hält, und was man mit ihnen vorhat!“ bat sie mit einer Angst, einer Bewegung im Ton, welche ihre innere Aufregung genugsam verrieth.

In diesem Augenblick wurde an der Glocke gezogen. Die Alte verließ eilig das Gemach, versprach aber wiederzukommen, denn Helene schien noch mehr auf dem Herzen zu haben.

Sie wartete jedoch vergeblich, und eine Stunde verging, ehe sie das geringste Geräusch hörte. Da plötzlich wurde leise an ihre Thür geklopft. „Kommt herein, Mutter!“ sagte sie, ohne ihren Kopf zu erheben, doch bei dem festen Tritt, den ihr Ohr gleich darauf vernahm, bebte sie unwillkürlich zusammen. Sie begegnete Sándor's Blick, schnell gefaßt trat sie ihm einen Schritt entgegen.

„Ich freue mich, daß Ihr kommt, Herr Ritter; ich erwartete Euch schon gestern vergeblich, denn ....“

„Es ist Euch doch wohl gegangen?“ unterbrach sie

Sándor. „Frau Hantscha versichert mich, daß sie es Euch an nichts habe fehlen lassen.“

„An nichts, außer an dem edelsten Gute des Menschen — an der Freiheit, nach der ich vor allem verlange! .... Die Frau hielt mich gewaltsam hier zurück; ich kann nicht glauben, Herr Ritter, daß das auf Euern Befehl geschah ....“

„Es geschah auf meinen Befehl, aber es gibt Fälle, wo der Mangel an Freiheit keine Last ist, und ich wagte zu hoffen, daß gegenwärtig mein Befehl nicht drückend für Euch sein würde“, antwortete Sándor, indem er ihr vertraulich ins Gesicht sah. „Helene, es war mir nicht möglich eher zu kommen, mein Herz hätte mich lange zu Euch hingezogen!“ ....

Helene trat einen Schritt zurück. „Herr von Graveneck“, entgegnete sie kalt, „ich begehre nichts von Euch, als mich frei gehen zu lassen. Ich bin dankbar für Eure Gastfreundschaft; entwürdigt sie nicht durch unedeln Zwang ....“

Der Ritter schien auf diese Worte nicht zu achten, er kam auf sie zu und wollte sie umarmen. Helene wich ihm aus. „Kommt mir keinen Schritt näher!“ rief sie mit Entrüstung, hinter welcher sie kaum ihren Schrecken zu verbergen vermochte. „Unritterlicher Mann, wollt Ihr feigherzig einen Zufall benutzen, der mich in Eure Hände lieferte? Ihr kennt meinen Entschluß, er ist heute so unabänderlich als damals, wo ich Euch zum letzten mal sah .... Laßt mich fort; ich fordere es von Euch im Namen Eurer ritterlichen Ehre!“

„Dieser Entschluß wird sich doch wol den Verhältnissen anpassen müssen“, erwiderte Sándor, aufgebracht durch ihre schneidende Kälte. „Neulich war es an Euch frei über Euern Willen zu verfügen, heute ist es an mir zu befehlen, und, bei Gott! wenn Ihr halsstarrig seid, so sollt Ihr mich als

den Mann kennen lernen, der Willen und Macht hat seine Absichten auszuführen."

Helene stand starr vor Entsetzen; sein trotziger Ton, sein Blick bestätigten seine Worte, und es fehlte ihr im ersten Moment an der nöthigen Fassung, um antworten zu können. „Ich fürchte Eure Drohungen nicht", versetzte sie nach einer Pause. „Ihr werdet mich nimmer vermögen einem Manne meine Hand zu reichen, der die Schutzlosigkeit eines Weibes nicht ehrt. Selbst wenn Ihr unschuldig an dem Verbrechen Euers Bruders wäret, so verachte ich Euch schon um dieser Gesinnung willen! ...." Sie wandte sich weg und drehte ihm den Rücken zu.

Sándor folgte ihr mit den Augen, Wuth und Leidenschaft kämpften in seinen Zügen. „Schweigt!" rief er heftig. „Ihr seid in meiner Gewalt und wagt es mir zu trotzen? Wißt Ihr denn nicht, daß ich Mittel habe Euch zu zwingen? Ihr werdet dieses Haus nur als mein Weib verlassen!"

„Ich stehe unter Gottes Schutz, die heilige Jungfrau verläßt die nicht, welche sie in ihrer Noth anflehen!" flüsterte Helene bleich und zitternd, aber mit jenem tief religiösen Glauben, der die Hoffnung nicht zu Schanden werden läßt.

Sándor's Gesichtsausdruck veränderte sich; sie war ihm theuer, ja, sie übte einen Einfluß auf ihn aus, dem er sich nicht zu entziehen vermochte. „Helene", sagte er nach einer Pause mit viel sanfterer Stimme, „Ihr seid entrüstet, aber Ihr dürft nicht vergessen, daß nur Liebe mich zu diesem Schritt trieb, und mein Zorn allein durch Eure Kälte gereizt wurde! O nur ein wenig Nachgiebigkeit von Eurer Seite, ein freundliches Wort und, bei Gott! es wird mich glücklich machen jeden Eurer Wünsche zu erfüllen!"

Das junge Mädchen wandte den Kopf, sie glaubte etwas

wie Weichheit und Rührung in seinen eben noch so harten Zügen zu lesen und trat ihm wieder näher: „Herr Ritter", begann sie in großer Aufregung, „wenn es wahr ist, wenn Ihr je einen Funken von Liebe für mich empfandet, so flehe ich Euch an, um dieser Liebe willen, laßt mich fort! Haltet mich nicht länger hier zurück, wo ich die Stunden, die Minuten, die Secunden in qualvoller Unruhe gezählt habe! Im Namen des allmächtigen Gottes beschwöre ich Euch, wie Ihr einst am Tage des großen Weltgerichts Erbarmen zu finden hofft, so erzeigt es auch mir und laßt mich fort! .... Ihr wißt nicht, um was es sich handelt, welches Leben an meiner Freiheit hängt!" Helene hatte ihre Hände über der Brust gefaltet, große Thränen rollten aus ihren Augen.

Der Ritter blickte sie an, seine Leidenschaft für sie brach heftig hervor, dennoch hatte er Ueberlegung genug den Vortheil, welchen ihre mit so angstvoller Geberde ausgesprochene Bitte ihm über sie einräumte, nicht außer Acht zu lassen. „Ihr seid frei, im Augenblick frei, wenn Ihr einwilligt mein Weib zu werden", antwortete er mehr berechnend als innig. „Schwört es mir, sprecht nur ein Wort, nur ein kurzes Ja, und die Thür steht Euch offen, Ihr seid keine Gefangene mehr! .... Liegt Euch so viel an der Freiheit, wie Ihr es mich glauben macht", fuhr er mit einschmeichelndem Ton fort, „so kann die Entscheidung Euch nicht schwer fallen."

Das war eine furchtbare Alternative — ein Moment martervoller Pein! Ja, er muß, er muß gerettet werden! aber um welchen Preis? Einen Mann heirathen, den sie weder liebte noch achtete! .... Helene schien unter der Last dieses Gedankens zusammenzubrechen. „O mein Gott! gib mir Kraft das Rechte zu wählen, ich trage das Pfand seiner Liebe auf der Brust, ich darf ihm die Treue nicht brechen!"

Der Ritter, dessen Anwesenheit sie vergessen zu haben schien, wußte ihre Worte nicht zu deuten. „Von wem sprecht Ihr?“ fragte er betroffen. „Ihr habt Euch vorhin nach den Grafen von Hunyady erkundigt, wenn Ihr einen derselben meint, so ist jedes Gelübde der Treue gelöst . . . .“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ unterbrach ihn Helene erbleichend.

„Daß das Urtheil der Grafen gefällt ist. Sobald die Sonne hinter dem Horizont versinkt, werden sie zum Richtplatz geführt.“

Helene stieß einen gellenden Schrei aus. Die Verzweiflung starrte aus ihren Blicken. „Erbarmender Gott! er stirbt, und ich muß hier sein und kann ihn nicht sehen!“ rief sie, die Hände ringend, mit herzzerreißender Stimme. „Ich muß fort . . . . ich muß zu ihm! Wenn Ihr ein menschliches Herz und keinen Stein in der Brust tragt, so laßt mich fort, ich verspreche Euch wiederzukommen, aber jetzt laßt mich fort!“ Sie war vor ihn hingetreten, und die Arme flehend zu ihm emporgehoben sah sie ihn mit unsaglicher Qual an.

Der Ritter wandte sich ab. „Ihr kennt meine Bedingung“, versetzte er leise, aber bestimmt. Er empfand Mitleid mit ihrem Jammer, aber er wollte den einzigen Vortheil über sie nicht aus den Händen geben.

Helenens Haupt sank auf die Brust, Marmorblässe bedeckte ihr Antlitz. Der Kampf war furchtbar; doch was that's, ob sie noch elender wurde? Er war möglicherweise noch zu retten, und das „Ja“ schwebte auf ihren Lippen — noch ein Moment, und es hätte unwiderruflich fürs ganze Leben über sie entschieden. Da plötzlich erhob sich Lärm im untern Hausflur, Männerstimmen tönten herauf, Hantscha

trat mit verstörtem Gesicht ins Zimmer und winkte dem Ritter.

Sándor eilte hinaus, Helene stürzte ihm nach, aber mit schonungsloser, ungestümer Hast stieß er sie ins Zimmer zurück, warf die Thür zu und verschloß sie von außen. Helene schrie und jammerte, doch niemand achtete ihrer Klage.

Zehntes Kapitel.

Das Gerücht von der Gefangennehmung der Grafen von Bisztritz und ihrer vornehmsten Anhänger hatte sich schnell durch die ganze Stadt verbreitet und überall Schrecken und Bestürzung erregt. Alle Stände nahmen den lebhaftesten Antheil daran; denn die Corviner, nicht nur als Söhne des ruhmreichsten Helden geschätzt, hatten sich auch durch ihre eigenen Waffenthaten, durch Großmuth und Freigebigkeit gegen das Volk vor allen Hofleuten die größte Popularität erworben, und die Bürger von Ofen waren ihnen fast durchgängig zugethan.

Zur Zeit als der Bischof von Großwardein mit seinem Gefolge den gräflichen Palast verließ, sah man überall Gruppen zusammenstehen, die, über das Ereigniß noch zweifelhaft, sich ihre Vermuthungen und Besorgnisse mittheilten. Der Prälat wurde von Bekannten und Fremden angehalten und mit Fragen über die unglaublichen Gerüchte bestürmt. Ueberall begegnete er einer entschlossenen Haltung, einem Geiste, der, durch die Ereignisse eher entflammt als niedergeschlagen, sich in trotzigen Aeußerungen kund gab. Es be-

durfte seines ganzen Ansehens als Prälat und Landstand, um die kecken Redner, die sich nicht scheuten die Gefangennehmung mit dreister Stirn als ungerecht und gesetzwidrig zu bezeichnen, zum Schweigen zu bringen.

Seinem Versprechen gemäß, begab er sich zum Erzbischof von Gran Dionysius von Szécsy, um diesen für die Sache der Grafen zu interessiren. Es bedurfte kaum seiner Fürsprache, denn der hohe Prälat sowie der päpstliche Nuntius, im voraus von der Unschuld der Grafen überzeugt, machten es dem Bischof selbst zur Pflicht auch in ihrem beiderseitigen Namen beim König auf eine ehrenvolle Haft und ein gesetzliches, den in der Goldenen Bulle ertheilten Privilegien entsprechendes Gericht für die Grafen und ihre mächtigsten, durch geheimen Verhaftsbefehl festgesetzten Anhänger zu dringen.

Der Bischof konnte sich indeß nicht sobald seines Auftrags entledigen; in der Burg angekommen, wurde ihm der Bescheid, daß Se. Majestät von seinen Räthen umgeben zu Gericht säßen, und niemand vorgelassen würde.

„Befindet sich der Reichs- und Hofrichter Herr Országh von Guth in der Berathung?" fragte der Bischof den diensthuenden Kämmerling.

„Nein, hochwürdiger Prälat."

„Auch der Truchseß Herr Emmerich von Báthory nicht?"

„Ja wohl! der ist unter ihnen, ich selbst sah Se. Gnaden eintreten."

„Wie lange währt die Berathung schon?"

„Vielleicht eine Stunde; Se. Majestät soll sehr erbittert gegen die Grafen von Hunyady sein."

„Ich werde wiederkommen", bemerkte der Bischof, indem er seinen Begleitern befahl ihm zu folgen. Er schlug den Weg nach der Wohnung des Truchseß ein. Hier fand er

den Oberrichter und viele Freunde der Corviner versammelt, die alle mit bangem Vorgefühl dem Ende des Gerichts entgegensahen.

Der Oberrichter ging in düsterm Schweigen im Gemache auf und nieder, sein Auge war zu Boden gesenkt, seine Stirn finster, aber sein Gang hatte die gewohnte Festigkeit.

Als der ehrwürdige Bischof gemeldet wurde, trat er ihm an der Thür entgegen. „Seht Ihr hochwürdiger Herr, daß ich mich in meinen Vermuthungen nicht täuschte!" sagte er mehr mit Kummer als Entrüstung. „Meine Ausschließung bei der Sitzung zeigt mir, worauf es abgesehen ist. Auch Báthory wäre nicht dort, hätten sie sich nicht alle in ihm betrogen, aber er verstand es den Oberthürhüter noch heute irre zu leiten."

„So ist wenigstens Einer dort, der uns Nachricht geben kann! Nur wenige Tage Frist, und die Sache der Grafen ist noch nicht verloren. Szilágyi wird nicht zögern an der Spitze seiner Reiter die Thüren ihres Kerkers zu öffnen ...."

Herr von Országh schüttelte den Kopf ohne zu antworten, auch der Bischof schwieg, und nur die übrigen Anwesenden unterhielten sich in halblauten Gesprächen.

Endlich erschien Báthory. Er trat hastig mit klirrenden Sporen ein, sah sich im Gemache um und rief dann mit zorniger Stimme: „Es ist aus, Freunde! Die Corviner sind unrettbar verloren; aber gerächt sollen sie werden, wie noch kein Mann vor ihnen gerächt wurde, gerächt im Blute dieses Königsbuben und seines ganzen schurkischen Rathes!"

„Ha! Was ist geschehen?" fragten viele Stimmen zugleich. „Welches Urtheil wurde gefällt?"

„Ihr fragt nach dem Urtheil, wo die Kläger auch die Richter waren? Die Corviner sind noch nicht verhört, und doch ist ihr Tod in dem Blutrathe ihrer geschworenen Feinde

beschlossen. Gara, dieser Heuchler, wußte den König bis zur Raserei zu erbittern, während er seine falsche, erbärmliche Maske bis zum letzten Augenblick behielt."

„Konntet Ihr den König nicht besänftigen? Sagtet Ihr nicht, daß den Grafen die Wege zur Flucht noch heute Mittag offen standen, daß sie aber, ihrem reinen Gewissen und der Gerechtigkeit vertrauend, sie verschmähten?"

„Ich sagte ihm alles; ich bat, ich beschwor ihn, — es war vergeblich! Ich weiß nicht, welcher Teufel in ihn gefahren sein muß; es ist kaum möglich, daß ein bloßes Misverständniß ihn in dem Maße erbittern konnte, denn so sehr er die Corviner sonst bevorzugte, mit so grimmigem Haß verfolgt er sie jetzt!"

„Habt Ihr denn nicht auf ein gesetzmäßiges Verhör gedrungen?"

„Ich forderte es im Namen der Landstände und verweigerte meine Stimme, solange Ihr als Oberrichter von Ungarn in dem Rathe fehltet ...."

„Was antwortete der Monarch darauf?"

„Daß es ihm, der Majestät, beliebe, Eure Person und die aller abwesenden Magnaten zu ersetzen."

„Ha! Diese Worte wird er einst schwer bereuen!" entgegnete Herr von Országh. „Der König muß rasen, daß er so blind in sein eigenes Verderben rennt! Welcher Ungar, der die Gesetze seines Vaterlandes kennt, wird diese Eingriffe in seine Rechte gestatten! Sprecht, Báthory, auf welche Gründe stützt man denn eigentlich das Urtheil? Wessen sind sie angeklagt?"

„Angeklagt auf Mord, Meuterei und Hochverrath!" ....

„Mord? ...." wiederholte der Bischof mit Entsetzen. „Dieser Beweis soll ihnen schwer werden."

„Das ist eben der nichtswürdigste Streich; der König hat

sich durch seinen Beichtiger, den verschlagenen bologneser Pfaffen de la Baschino, von seinem Eid, den er in Temesvár den Grafen auf Gottes Wort und Christi Leib geschworen, lossprechen lassen! Nun stehen sie wieder da als Cilly's Mörder, und als solche hat der rachsüchtige König den Tod über sie verhängt."

„Gottes Strafgericht über den falschen Priester, der seine Kirche schändet", sprach der Bischof mit Entrüstung, „der die ihm vom Heiligen Stuhl ertheilte Schlüsselgewalt zu binden und zu lösen in verdammungswürdiger Sache misbraucht!"

„Ja, hochwürdiger Prälat, Ihr habt recht", versetzte Báthory. „Trug der Mann nicht das Priestergewand, ich hätte ihm mein Schwert durch den Leib gerannt, als die unwürdigsten Lehren seine Lippen befleckten: „die Grafen sind Mörder", sagte er zum König. „Mörder stehen den Ketzern gleich, und diesen ist weder Treue, noch Glauben, noch Eid zu halten. Die Könige sind nicht frei und mündig, sie stehen unter Vormundschaft der Kirche, und was sie geloben, ohne diese um Rath zu fragen, das ist gottlos und gesetzwidrig." *)

„Als Mörder des Cilly werden sie also gerichtet?" fragte der Oberrichter.

„Dem Volk gegenüber, das nicht hell genug denkt für die klugen Lehren des königlichen Beichtigers und noch an die Heiligkeit der Eide glaubt, gibt die Meuterei den erwünschtesten Vorwand. Man wird beflissen sein ihm beizubringen, daß die Grafen dem König nach Freiheit und Leben trachteten, weil er ihren ehrgeizigen Plan, die Gräfin

*) Seine eigenen Worte; nach Feßler.

Sarolta zu heirathen, durchkreuzte und sich um die Prinzessin Margaretha von Frankreich bewarb."

„Schändlich!" rief der Oberrichter mit dem Fuße stampfend und roth vor Zorn. „Gottes Fluch und der Hölle Qualen über diese verworfenen Ritter."

„Ja, Országh, Rache soll jetzt auch mein Gebet sein, so oft ich aufstehe und mich niederlege", erwiderte Báthory. „Doch die Zeit verrinnt, und ich verliere Worte statt durch Thaten zu handeln .... Heda!" wandte er sich an sein im Nebenzimmer wartendes Gefolge, „sind die Rappen gezäumt? Meine Leibknappen sollen mich begleiten, sie müssen die schnellsten und besten Renner auswählen!"

„Wie, Báthory, wollt Ihr fort?"

„Sogleich — und zwar auf der Straße gen Süden. Ich will Lärm schlagen und meine Bauern aufsitzen lassen .... Hier ist es aus, mein Verweilen kann nichts weiter nutzen. Komm' ich nicht mehr zur Rettung, so komm' ich doch zur Rache! Unser Schwertergeklirr soll König Ladislaw das ungarische Grundgesetz ins Gedächtniß zurückrufen, das da lehrt die Rechte, Freiheiten und Privilegien der Nation zu ehren! .... Vor der Fronte der Armee will ich ihn fragen, ob seine Priester ihn auch von diesem Eide losgesprochen haben?"

„So geht Báthory! Ich bleibe noch, solange eine Möglichkeit vorhanden ist die Grafen zu retten. Auf diesen Blutrath hin können Magnaten nicht wie gemeine Strauchdiebe dem Beil des Henkers überliefert werden, und ich will doch sehen, ob es Sr. Majestät nicht beim zweiten mal gefällt seinen Oberrichter in so wichtiger Berathung zuzuziehen! Wird meine Anwesenheit hier aber nutzlos, so folge ich Euch nach, und auf dem Schlachtfelde sehen wir uns wieder!"

„Geht Ritter! Euer Beruf gibt euch das Schwert in die Hand; als Bote des Friedens darf ich eure Blutrache nicht gutheißen, aber ich kann auch diese Empörung um der Gerechtigkeit willen nicht verdammen. Geht, indeß ich es versuchen will das Wort der Versöhnung zu predigen!“

Die Herren trennten sich.

Der Bischof begab sich am nächsten Morgen in seinem violetten Sammtgewande, das Kreuz des Friedens auf der Brust, mit schwerem Herzen zum zweiten mal auf die Burg. Der König befand sich mit seinem Beichtvater in der Schloßkapelle, und Vitéz wartete im Vorzimmer auf seine Rückkunft; doch unter allen anwesenden Hofleuten erblickte er nicht ein einziges, den Hunyady befreundetes Gesicht. Sobald der König zurückkehrte, ließ der Bischof sein Gesuch in den demüthigsten Ausdrücken durch den Kämmerling melden, und zu seiner großen Beruhigung wurde er sogleich vorgelassen.

Ladislaw war allein. Bei dem Eintritt des Bischofs erhob er verdrießlich den Kopf. „Ihr habt eine Audienz verlangt, wir sind bereit Euch zu hören, doch macht es kurz Herr Bischof, unsere Zeit ist heute beschränkt.“

„Die Sache, um derentwillen ich mich zu Euer Majestät begab, ist von hoher Wichtigkeit, und die derselben gewidmeten Augenblicke meines Königs sind weder für die irdischen Angelegenheiten, noch auch für das große Buch der Ewigkeit verloren“, entgegnete der Bischof mit ernster Würde, in welche sich zugleich ein leiser Vorwurf über den unfreundlichen Empfang mischte.

„Diese Sache betrifft?“

„Sie betrifft die edeln Grafen von Bisztritz, als deren Sachwalter ich vor Euch, König Ladislaw, im Namen Sr. Eminenz des Primas von Ungarn und des päpstlichen Nuntius hier erscheine.“

Der König runzelte die Stirn. „Da habt Ihr eine schlechte Sache zu der Eurigen gemacht, und wenn Eure Verdienste nicht allgemein bekannt wären, so könntet Ihr durch so unvorsichtige Wahl uns Eure Treue verdächtigen .... Die Grafen sind undankbare, hochverrätherische Vasallen, die unser Ahnherr Sigismund aus dem Staube gezogen, die wir groß machten, damit sie jetzt ihre Macht gegen unser eigenes Haupt wenden!"

„König Ladislaw, die Dankbarkeit steht einem Hunyady so hoch, wie dem Krieger sein Schwert, dem Priester der Ruhm seiner Kirche und dem Monarchen die Krone! .... Wohl hat Euer Ahnherr ihr Haus beglückt und die Heldenthaten ihres Vaters durch Reichthum und Glanz belohnt, aber Ruhm und Ehre gewannen sie durch ihr Schwert, durch die Kühnheit ihrer Herzen und die Stärke ihres Arms: ihr Heldenname ist die Frucht von Arbeit und Blut!"

„Redet den Hochverräthern nicht länger das Wort!" befahl Ladislaw herrisch. „Endlich sind sie ihrer Verbrechen überführt, und nach Urtheil und Recht sollen sie der gesetzlichen Strafe überliefert werden."

„Mein König, die Grafen sind unschuldig; als Priester und Mensch, mit Leben und Seligkeit bürg' ich Euch dafür! Möchtet Ihr und ich einst am Tag des Weltgerichts, wann die große Posaune erschallt, so unschuldig vor den Ewigen hintreten, wie die Corviner es an dem Verbrechen sind, welches die Gottlosen zu ihrem Sturze ersannen."

„Nicht die Anklage ihrer Feinde, ihre eigenen Thaten zeugen wider sie und verdammen sie zum Tode!" antwortete der Monarch in einem Ton, der mehr auf Haß und zornige Erregtheit, als auf festbegründete Ueberzeugung deuten ließ.

„Ihr seid irre geführt, König Ladislaw! Ich kenne die Grafen, von frühester Jugend habe ich sie geleitet; als ihr

Lehrer und Freund liegt ihr Denken und Handeln wie ein offenes Buch vor mir aufgeschlagen .... Hochverrath blieb ihrer Seele fremd, sie sind ihrem Oberlehnsherrn getreu und ehren die Gesetze des Landes! Nicht sie, feige, erbärmliche Creaturen, die Euer Hoflager umgeben, haben den Grafen zum Verderben die Meuterei angestiftet und ihren Marschall bestochen. Gegen diese mein Fürst, richtet Euer Racheschwert, denn von ihnen allein droht Euch Gefahr und Verrath!"

„Schweigt Bischof! Euer priesterliches Gewand paßt schlecht zu dem giftigen Leumund, der Euern geweihten Lippen statt Segensworten entströmt! Nicht ungestraft sollt Ihr die Männer anklagen, deren treuer Ergebenheit wir es allein verdanken, daß Gottes Sonne uns heute noch bescheint."

Der Prälat senkte das Haupt. Er schwieg einen Moment in schmerzhafter Aufregung. „König Ladislaw", sagte er nach einer Pause, „wenn Ihr den Grafen keine Gnade erweisen wollt, so laßt ihnen wenigstens Gerechtigkeit widerfahren; die Gerechtigkeit, auf welche der geringste Verbrecher Anspruch hat, so weit die Gesetze des heiligen Stephan und seiner Nachfolger in Geltung stehen. Ich fordere für sie ein rechtmäßiges Verhör, wo ihre Schuld oder Unschuld öffentlich erwiesen wird — ich fordere es im Namen der Nation, im Namen Eurer eigenen königlichen Ehre; ich fordere es als Mann, als Priester, als Landstand, und ich habe ein Recht es zu fordern!"

„Ein gerichtliches Verhör soll ihnen werden", versetzte der Fürst. „Ungarns erste Magnaten und Reichsbarone haben sich bereits auf unsern Befehl in den Kerker begeben, um sie zu vernehmen und ihre Aussagen zu prüfen. Sie sollen streng und gewissenhaft nach Recht und Urtheil gerichtet werden!"

„Nein, Euer Majestät halten zu Gnaden, Gerechtigkeit wird ihnen nicht! Ihre geschworenen Feinde, ihre Ankläger sind auch zugleich ihre Richter! Euer Reichs- und Hofrichter Országh von Guth ist in Ofen, warum fehlt er bei der Berathung, wo über das Leben von Magnaten abgeurtheilt wird? Warum war ihr Todesurtheil schon ausgesprochen, ehe man daran dachte sie zu verhören? Warum König Ladislaw? Ich will es Euch sagen: weil Ihr der Rache und nicht der Gerechtigkeit Gehör gebt!", erwiderte der Priester mit unerschütterlichem Muth.

„Wer wagt das auszusprechen?" rief der König mit donnernder Stimme. „Priester, Ihr misbraucht unsere Geduld! Fürchtet die Folgen unsers königlichen Zorns!" Er bezwang sich und setzte nach einer Pause ruhiger hinzu, indem sein Auge sich forschend auf den Prälaten heftete: „Woher wißt Ihr, daß die Grafen schon verurtheilt wurden?"

„Durch den Truchseß Emmerich von Báthory, welcher der Sitzung beiwohnte. Durch ihn weiß ich und wissen wir alle, daß Ihr Euch von einem Eide lossprechen ließt, auf den Ihr die heiligen Sakramente genossen habt, und für dessen Unverletzlichkeit Eure ganze Nation vom Freiherrn bis zum Bauern gehaftet hätte ...."

Der König erbleichte. „Ha!" rief er aufspringend, „auch Báthory ein Schurke, ein treuloser Mann! Er soll dafür büßen!"

„Er hat sich dem Machtkreise Euer Majestät bereits entzogen; gestern Abend verließ er Ofen, um seine Vasallen zur Unterdrückung der Tyrannei aufzurufen!"

Der König schien bei dieser Nachricht bestürzt; er schritt mehrmals schweigend durchs Zimmer, und Vitéz, der ihn zu schrecken hoffte, wo jede Bitte, jeder gütliche Vergleich

fruchtlos blieb, fuhr in seinem Eifer fort: „Nicht er allein, auch Rozgonyi, Szilágyi und alle im Süden ansässige Magnaten werden sich für die Sache der Corviner bewaffnen, durch deren Gefangennehmung Ihr die ganze Christenheit gegen Euch in Harnisch setzt. Das Volk ist unzufrieden, die mächtigsten Reichsbarone, durch die Verletzung der Goldenen Bulle beleidigt, stehen in offener Empörung. Glaubt Ihr, wenn Ihr so fortfahrt, und der Tod der unschuldigen Grafen die allgemeine Erbitterung zur Raserei steigert; glaubt Ihr, daß diejenigen, welche jetzt mit verrätherischer Hand die Fackel der Zwietracht entzünden, dann auch Macht, Muth und Willenskraft genug besitzen werden, Euch gegen deren verwüstenden Brand zu schützen? Nein, sie werden und können es ebenso wenig, als sie Euch gegen die Osmanen zu schützen vermochten, unter deren Joch Ihr vielleicht heute schon Euern königlichen Nacken beugtet, wenn Johann Hunyady und seine Heldensöhne nicht waren; — sie werden Euch in der Gefahr umkommen lassen, und, König Ladislaw, ich rufe es Euch jetzt mit prophetischem Geiste zu: Ihr werdet darin umkommen, wenn Ihr die Grafen nicht heute noch freilaßt!"

Das Gesicht des Fürsten, anfangs sehr bewegt, erlangte allmählich einen finstern, gehässigen Ausdruck; er sah den Bischof mit blitzenden Augen kalt und streng an, indem er entgegnete: „Ha! freilassen?! .... statt dessen wollen wir zeigen, daß der Majestät die Macht innewohnt über Tod und Leben der Unterthanen zu gebieten, und denen, welche wagen uns zu drohen, dem Verrathe das Wort zu reden, und die Empörung hochmüthiger und zügelloser Vasallen für gesetzmäßig zu erklären — die Mittel zu nehmen, die ihnen verliehene Macht gegen uns zu richten!" Bei diesen Worten ergriff er die neben ihm stehende Glocke und schellte heftig.

„Ist der Oberthürsteher anwesend?“ fragte er den erscheinenden Kammerherrn in barschem Tone.

„Nein, Euer Majestät!“

„So übergeben wir Euch den Bischof von Großwardein zur gefänglichen Haft; führt ihn sogleich zum Burgvogt ab, der bis auf weitere Instructionen für seine sichere Unterbringung zu sorgen hat.“

Der Ritter sah voll Erstaunen bald auf den jungen Fürsten, bald auf den Bischof, in dessen Miene Ergebung in den göttlichen Rathschluß zu lesen war, und der, ehe er dem Kammerherrn folgte, in ernstem, feierlichem Ton sagte:

„Möge Euer königlicher Zorn auf mein ergrautes Haupt fallen, ich achte die Wahrheit höher als Fürstengunst, und die innere Weihe heiliger als die Zeichen äußerer Macht! Doch gedenkt der ewigen Gerechtigkeit, die den an dem Diener des Herrn begangenen Frevel nicht ungerochen läßt!“

Nachdem der Bischof das Gemach verlassen, ging der König lange mit verschränkten Armen auf und nieder. Gleich schwarzen Gewitterwolken zogen die ihn beherrschenden Gedanken an seinem jugendlich schönen Gesicht vorüber. Mehrmals stand er still und seine Faust ballte sich, als hätte er einen Feind damit zu Boden schlagen wollen. Er war von Natur nicht grausam, aber er war rachgierig, und dieser gefährlichen Leidenschaft entsprangen seine gegenwärtigen energischen Maßregeln; mochten sie nun stichhaltig sein oder nicht, sie zerschmetterten, wohin ihr Donnerkeil für den Augenblick traf. — Fast bereute er den allgemein verehrten Bischof festgenommen zu haben; er wußte, daß dieser Act der Gewaltthätigkeit die ganze Klerisei gegen ihn aufregen und vielleicht die bedeutendsten Folgen nach sich ziehen werde. Gern hätte er den Prälaten freigegeben, wenn er statt seiner

den verhaßten Nebenbuhler Oswald von Rozgonyi in seine Gewalt bekommen hätte.

Die Nachricht von Vitéz' Gefangenschaft fand noch an demselben Tag ihren Weg in das Hunyady'sche Schloß. Die Gräfin Maria, deren Hoffnung auf dieser Audienz beruhte, hatte mit dumpfem Schweigen seine Rückkunft erwartet. Jetzt brach ihr Schmerz mit doppelter Macht hervor, denn von diesem Augenblick an gab sie alles verloren. Sie brachte den Tag in dem bejammernswerthesten Zustande zu; stumm und theilnahmlos für alles, was sie umgab, saß sie da; sie hörte kaum auf die Worte der Umstehenden, ihr Geist schien gebrochen unter einer sie folternden Angst. Das einzige Wort, welches bisweilen ihren Lippen entschlüpfte, war der Name ihres Gemahls. Niemand wußte, was eigentlich in ihrer Seele vorging, bis sie gegen Abend den Entschluß äußerte sich auf die Burg zu begeben. Tief verschleiert, im dunkeln Sammtgewand, von zwei vertrauten Rittern ihres Gemahls begleitet, trat sie ihren Weg an; doch jeder Versuch Se. Majestät zu sprechen blieb vergeblich. Ebenso wurde ihr der Wunsch, ihren Gemahl zu sehen, verweigert, da der König streng befohlen hatte niemand in seinen Kerker zu lassen. Hierauf schickte sie zu ihrem Vater mit der Bitte, zu ihr zu kommen; allein sie erhielt den Bescheid, der Palatin sei zu beschäftigt, um in diesen Tagen für Privatangelegenheiten Zeit übrig zu haben! — Maria erbebte bei dieser Antwort; die schon durch manche Hindeutung in ihr erwachte Ahnung von der Theilnahme ihres Vaters an der Gefangennehmung ihres Gemahls durchdrang sie mit furchtbarer Ueberzeugung.

„So will ich zu ihm!" sagte sie mit unnatürlicher Ruhe. „Ich will bei ihm warten, bis er Zeit hat die Bitte um das Leben seines Eidams von den Lippen seiner Tochter anzuhören."

Der Pfalzgraf war abwesend, und Maria begab sich nach seinem Cabinet, wo sie als Kind, auf einem niedrigen Polster neben ihrem Vater sitzend, manche Stunde lautlos und von ihm unbeachtet zugebracht hatte. Das Andenken daran mischte sich heute mit bittern, fast grauenhaften Empfindungen, denn war ihr Vater bei dem Schicksal ihres Gemahls betheiligt, so betrat sie diese Schwelle heute zum letzten mal.

Der Pfalzgraf trat hastig ein, er war schon von der Anwesenheit seiner Tochter unterrichtet. „Ich bin verwundert dich hier zu sehen, Maria", redete er sie mit einer Miene an, die über ihren Anblick keine Freude ausdrückte. „Es that mir leid deinen Wunsch nicht erfüllen zu können, aber die traurigen Ereignisse der letzten Tage haben mir kaum bei Nacht Ruhe gegönnt."

Maria seufzte; bisjetzt war ihr Auge thränenlos gewesen, bei dem Anblick ihres Vaters löste sich die Angst, welche ihr die Brust zusammenpreßte, und sie brach in heftiges Weinen aus.

„Wie geht es dir, Kind?" fragte der Pfalzgraf theilnehmend. „Deine Natur ist diesem harten Schicksalsschlage nicht gewachsen; aber fasse Muth, du wirst dich mit der Zeit beruhigen, das Unvermeidliche ertragen lernen."

Maria unterdrückte gewaltsam ihr Schluchzen, sie wußte, daß an diesem Moment ihre einzige Hoffnung, daß ein Leben daran hing, welches ihr theuerer als das eigene war. Sie suchte sich daher zu fassen und trocknete ihre Thränen.

„Vater", sagte sie mit leiser aber fester Stimme, „Ihr allein vermögt meinen László noch zu retten! Ihr habt Einfluß auf den König. Vater, auf Euch steht meine letzte Zuversicht, der Versinkende ergreift das schwanke Bret nicht mit größerer Furcht, nicht mit festerm Vertrauen! ....

Bei meinem Glauben an die Gnade des Himmels flehe ich zu Euch um die Rettung meines Gemahls!"

„In dieser Angelegenheit habe ich keinen Einfluß auf den König", antwortete der Palatin kalt. „Die Thaten des Grafen sind unwiderleglich, und Se. Majestät ist entschlossen nicht Gnade, sondern Gerechtigkeit walten zu lassen."

„Aber László ist unschuldig! Vater, Ihr selbst müßt von seiner Unschuld überzeugt sein, denn Ihr kennt seine Gesinnung, die lauter und pflichtgetreu, der Verstellung und des Betrugs unfähig ist; der Gedanke an Hochverrath lag seiner edeln Seele so fern wie der meinigen heute das Glück!"

„Nein, Maria, ich kannte ihn immer als einen ehrgeizigen Mann, der sich schon in Belgrad durch seine Rachgier zum Morde des Cilly hinreißen ließ, und der heute ein Königsmörder wäre, wenn die Tapferkeit der Ritter den kecken Angriff nicht zurückschlug .... Danke Gott, daß sein Arm gelähmt, und dein Name nicht mit dem schwärzesten aller Verbrechen gebrandmarkt ist! Verlange nicht von mir, daß ich einem Hochverräther und Königsfeind das Wort rede!"

„Ihr werdet mich nimmer von seiner Schuld überführen. Vater, beim allmächtigen Gott schwör' ich zu Euch, mein Gemahl ist unschuldig! Für diesen Glauben will ich noch heute in den Tod gehen!" rief die Gräfin voll Angst.

„Das ist ein thörichter, ein falscher Glaube; ich weiß es besser, denn ich sah sein Treiben, und vergebens suchte ich ihn auf einen andern Weg zu leiten. Nein, nein, meine Pflicht als erster Beamter meines Königs verbietet mir einen Rebellen zu vertheidigen."

Maria überrieselte ein Frostschauer, ihre Lippen waren bleich, und ihre Glieder bebten; aber gewaltsam die furcht-

bare Aufregung bemeisternd, entgegnete sie mit sicherer Stimme: „Vater, Ihr vergeßt, daß der, von dem Ihr redet, Euer Eidam, daß er der Gemahl Euers Kindes ist! Um der Barmherzigkeit willen, denkt nicht an den Verräther, denkt an den Mann, den Ihr Sohn nennt!"

Der Pfalzgraf wandte sich verdrießlich ab und brummte unverständliche Worte zwischen den Zähnen. „Das sind Dinge, die du nicht zu beurtheilen verstehst", sprach er ungeduldig. „Wenn er mein Sohn wäre, ich könnte und würde doch nichts für ihn thun. Er ist ein treuloser Verräther, der seine ruchlose Hand nach der Krone meines Königs ausstreckte, den ich verabscheue und verachte, der, wenn der Monarch nicht hochherzig und gerecht wäre, mich mit in sein Verderben gezogen hätte .... Wie, kannst du es vor dir selbst, vor deiner eigenen Ehre rechtfertigen, für einen Verbrecher um Schonung zu flehen? Kannst und darfst du hinfort noch einen Mann lieben, der Schmach und Schande über dich bringt, den jeder treue Unterthan verachtet? .... Nein, Maria, vergiß ihn, der dich elend machte, der deiner unwürdig ist und — sei stark, wie es die Weiber deiner Vorfahren waren!"

Maria zuckte zusammen bei den Worten des unnatürlichen Vaters. Sie sank in den Stuhl zurück, das Blut trat so gewaltsam nach ihrem Herzen, daß sie unter seinen Wallungen vergebens nach Athem rang. Einen Moment schloß sie die Augen und wähnte zu sterben. Mit welcher Wonne erfüllte sie dieser Gedanke! O, es war ja alles verloren, und ihr edler, hochherziger Gemahl sollte als gemeiner Verbrecher den Tod leiden! .... „Meine Mutter!" flüsterte sie nach einer Pause mit tonloser Stimme und fast im Schmerze vergehend, „o so hilf du mir! Dein Kind

fleht zu dir, sieh aus den lichten Höhen herab und gib ihm Worte ein, die Kraft haben das Herz dieses Mannes zu erweichen, damit mein Kind ihm nicht fluche, das er zur Waise macht, ehe es noch das Licht der Welt erblickt!"

Der Pfalzgraf fuhr wild auf. Diese Worte griffen in sein Inneres; er sah mit einem halb angstvollen, halb zornigen Blick auf dieses an Leib und Seele gebrochene Weib, auf sein Kind, das in Gram verging, das auf die Knie sank und die Arme flehend zu ihm erhob. Haß, Reue und Mitleid kämpften in ihm, doch während nach und nach das letztere Gefühl die Oberhand gewann, rief er, seine Tochter vom Boden erhebend, mit einer Stimme, die seine Erschütterung verrieth: „Es ist zu spät, Maria! Bei Gott, ich kann nichts für ihn thun! Ich sah den König niemals so im Zorn; sein Grimm verlangt ihren Tod, er will kein Wort zur Rechtfertigung der Grafen hören. Wollte ich dennoch für sie bitten, ich würde damit nur meine Treue verdächtigen und mir selbst die Pforten des Gefängnisses öffnen, statt sie daraus zu befreien. Denke an den Bischof von Großwardein, sein Schicksal liefert dir den Beweis!"

Die Gräfin erhob sich; ihr Vertrauen zu den Menschen war erschüttert, nur bei ihrem Gott allein suchte sie noch Hülfe! Sie wollte ihrem Vater die kalte, zitternde Hand reichen, sie wollte es in dem Gefühle, daß sie ihn heute zum letzten mal sah, um für diese Welt Abschied von ihm zu nehmen; aber die Hand bebte unwillkürlich zurück — sie schauderte, es war ihr unmöglich sich ihrem Vater zu nähern. Sie wandte sich ab, und indem sie es that, flehte ihr emporgerichteter Blick zum Schöpfer um Vergebung für die erloschene Kindesliebe.

Als sich die Thür hinter ihr schloß, warf Gara sich in seinen Stuhl. Gewissensbisse nagten an seinem Herzen. „Bin ich ein Teufel?“ rief er mit dumpfem Stöhnen, „daß ich mein Kind, mein eigenes Fleisch und Blut morde?“ .... Er fuhr mit der Hand durch die ergrauten Haare, sprang auf und durchschritt in ruheloser Hast das Zimmer. „Wie, hat mich ihr Anblick denn um alle Fassung gebracht, daß ich vor meinem eigenen Thun und Treiben zurückschaudere? Erschlug Hunyady nicht meinen Vetter, und verdient sein ehrgeiziges Streben nicht den Tod?“ Der Palatin stand still; nach einer Pause fuhr er mit festerer Stimme fort: „Wir schritten beide vorwärts, einem Ziel entgegen, wo der Weg sich verengt und zuletzt nur noch Einem Raum gestattet. Er oder ich! hieß die Losung — wer kann mich verdammen, wenn ich dieses verhaßte Geschlecht, das meine vieljährigen Verdienste in Schatten stellte und mir bei allen meinen Unternehmungen hindernd in den Weg trat, beiseite schiebe? Ich übe nur das Wiedervergeltungsrecht für den Mord des Cilly .... Maria ist heute außer sich, doch Weiberherzen sind aus zähem Stoffe geformt; sie wird sich beruhigen, ihn vergessen, und ich — habe triumphirt!“

Gara versank in Nachdenken, plötzlich erhob er den Kopf und blickte auf die Uhr: „Ich sollte dem König ja das Todesurtheil zur Unterschrift einhändigen! Den Unmündigen und Schwachen darf man keine Frist gönnen, ihre Entschlüsse sind auf Sand gebaut, und Reue folgt unerwartet dem Ingrimm .... Das Mittel wirkte diesmal gut, der Rausch hält länger vor, als ich anfangs zu hoffen wagte ....“

Nach diesen Worten verließ er das Gemach.

Die Grafen von Hunyady waren inzwischen von ihren Feinden verhört. Herr von Thuróczy selbst schrieb ihre Antworten nieder; da sie aber die ihnen zur Last gelegten Ver-

brechen fest und bestimmt leugneten, so wollte man sie zwingen ihre Namensunterschrift auf leere Blätter zu setzen.*) Graf Ladislaw, über diese gemeine List empört, zerriß das Blatt, verweigerte seine Unterschrift und verlangte einen Feind zum gerichtlichen Gotteskampf nach damaligem Brauch und Herkommen.

Diese bei unerwiesenen Verbrechen dem Missethäter zustehende Forderung ward ihm verweigert und dem König sein Betragen selbst im Kerker noch als rebellisch geschildert. So in jeder Weise falsch berichtet, sprach der hintergangene Monarch schon am zweiten Tage das Todesurtheil über beide Grafen aus, und der dritte Abend ihrer Gefangenschaft ward vorläufig zur Vollziehung desselben festgesetzt. Das stattgefundene Gespräch mit dem Bischof von Großwardein brachte indeß seinen Entschluß wieder zum Wanken; so sehr die kühnen Drohungen des Prälaten ihn auch entrüsteten, so blieben die Nachrichten von den sich um seinen Thron zusammenziehenden Gefahren doch nicht ganz ohne Wirkung. Ja, der Eindruck derselben wurde noch verstärkt, als ein Ritter nach dem andern Ofen heimlich verließ, und sein Kämmerling ihm am Abend meldete, daß Herr von Rozgonyi mit mehreren tausend Reitern nahe bei Hatvan stehe und das Gerücht seiner Vereinigung mit der Bande der Bratrik verlaute. — Ladislaw fing an ernstlich über die Folgen der beabsichtigten Gewaltthat in Sorge zu gerathen. Er ließ Gara augenblicklich rufen, doch dieser, der auch die augenscheinlichste Gefahr unberücksichtigt ließ, wo der Tod der Corviner in Aussicht stand, rieth unter diesen kritischen Verhältnissen zum schleunigen und entschiedenen Handeln. Schreck mußte nach seiner Meinung die Empörung am schnellsten

*) Nach Feßler.

dämpfen, und die Hinrichtung der Grafen ihren Vasallen jeden Grund zu weiterm Vordringen nehmen.

„Nein, Gara", antwortete der König auf die Gründe des Palatins, „wir halten Euern Rath für gewagt und müssen dem Drange der Umstände nachgeben. Der Tod beider Grafen würde die Aufregung ihrer Anhänger zur Raserei steigern und ungescheut die Fahne der Empörung bis in unsere Hauptstadt tragen. Rozgonyi, Báthory und Szilágyi können ein Heer von einmalhunderttausend Mann ins Feld stellen; auf Országh dürfen wir nicht rechnen; der Erzbischof von Gran und der päpstliche Nuntius haben sich für die Verräther erklärt, und mit ihnen sind die Banderien der Prälaten und die Kreuzlegion für uns verloren. Solcher Streitmacht können Giskra's Böhmen und die deutschen Söldlinge nicht standhalten .... Nein, an Ladislaw, dem Hauptrebellen, bin ich entschlossen das Urtheil so schnell als möglich vollziehen zu lassen, aber Matthias mag noch unter dem Beil des Henkers fortleben, bis ich sehe, welchen Verlauf die Angelegenheit nimmt. — Ladislaw's Tod soll ihnen meine entschlossene Haltung verkündigen, und Matthias' Leben ihre Tollkühnheit zügeln. Solange der Graf lebendig in unsern Händen ist, werden die Rebellen aus Rücksicht für ihn keine entscheidenden Schritte zu unternehmen wagen, und wenn auch nichts Anderes, so gewinnen wir hierdurch doch Zeit neue Streitkräfte aus Oesterreich und Böhmen heranzuziehen."

Gara war entschieden anderer Meinung, allein der König setzte die seinige diesmal mit seltener Consequenz durch.

Bangen Vorgefühls unterschrieb der betrogene, rachsüchtige Monarch das Urtheil, welches den Ban von Dalmatien und Kroatien Ladislaw Hunyady, Erbgrafen von Bisztritz, ohne rechtliches Verhör zur Hinrichtung durchs Schwert verurtheilte.

Gegen Mittag des dritten Tags begab sich der Palatin unter Vortritt eines Herolds und gefolgt von mehreren Rittern selbst in das Gefängniß, um dem Grafen sein Urtheil, das noch an demselben Abend vollzogen werden sollte, vorzulesen. Auf dem Antlitz des Gefangenen lag ernste Ruhe, während er mit Aufmerksamkeit zuhörte. Nachdem Gara geendet, trat tiefes Schweigen ein; jeder der Anwesenden fühlte den verhängnißschweren Moment und ehrte den Eindruck, den er auf den mächtigen Magnaten hervorbringen mußte. Selbst den Palatin überrieselte es kalt, als Ladislaw mit der ihm innewohnenden, stolzen Würde sein Auge langsam zu ihm erhob und mit fester Stimme fragte:

„Wird mein Bruder mit mir sterben?“

„Nein!“ entgegnete Gara, ohne daß es ihm gelang seiner Stimme eine sichere Haltung zu geben und den durchdringenden, kalten Blick des jungen Grafen, der jeden Vorwurf gegen seinen verrätherischen Schwiegervater verschmähte, zu ertragen. „Euer Bruder bleibt gefangen; er ist gerichtet, aber die Vollziehung des Urtheils wird auf Befehl Sr. Majestät noch hinausgeschoben .... Habt Ihr noch Bestimmungen vor Euerm Tode zu treffen?“

„Erstens verlange ich einen Priester, und dann wünsche ich eine Zusammenkunft mit meinem Bruder.“

Gara sann einen Moment nach. „Die erste Bitte“, versetzte er in bestimmtem Ton, „ist nur billig und soll Euch sogleich gewährt werden. Ich werde Se. Hochwürden den Bischof de la Baschino beauftragen lassen sich in Euern Kerker zu begeben ....“

„Nein!“ unterbrach ihn der Graf mit einiger Heftigkeit, Gara's List durchschauend, ihm einen Geistlichen zu senden, der ränkevoll genug war, um nach seinem Tode zur Beschwichtigung des Volks Zugeständnisse von Reue und Schuld-

bewußtsein zu erfinden, die nie über des Grafen Lippen gekommen waren. „Nein, nicht ihn verlange ich, der würdige Bischof von Großwardein, mein Lehrer, soll meine letzte Beichte vernehmen und mich zum Tode vorbereiten.“

„Der Bischof von Großwardein befindet sich in gefänglicher Haft.“

Ladislaw fuhr auf, sein rasches Blut stieg ihm zu Kopf, eine heftige Rede schwebte auf seinen Lippen, doch, war es das Gefühl seiner Ohnmacht oder das Bewußtsein seines nahen Todes, das mit dunkler, geheimnißvoller Macht im Hintergrunde seiner Seele auftauchte — das herrische Wort erstarb, und wie der gefesselte Leu die erhobene Tatze mit tiefinnerm Schmerze zurückzieht, so senkte der stolze Mann im Vollgefühl seiner gelähmten Kraft das schöne, gedankenschwere Haupt.

„Also auch er! ...“ waren die einzigen Worte, die seinen Lippen entflohen.

„So verzichtet Ihr auf jeden geistlichen Zuspruch?“ fragte der Palatin.

„Ja!“ war die kurze Antwort. „Welchen Bescheid habt Ihr mir in Betreff meiner zweiten Bitte zu ertheilen?“

„Augenblicklich gar keinen; Se. Majestät hat jedem Unbefugten den Zutritt zu Euerm Gefängnisse streng versagt, ich werde indeß soviel als zulässig Eure Bitte unterstützen, denn es liegt in meinem eigenen Interesse Euch jeden billigen Wunsch zu gewähren.“

Der Graf hielt es unter seiner Würde auf diese heuchlerische Rede etwas zu erwidern, sein kalter Blick sagte dem Palatin mit leicht verständlicher Beredsamkeit, welchen Werth er seiner Empfehlung beilege.

Als die Ritter sich entfernt hatten, trat Ladislaw ans

Fenster. Sein Blick überschaute lange die schöne, heiter und lachend vor ihm ausgebreitete Gegend, dann erhob er sich langsam zu den ungemessenen, lichtvollen Fernen des Himmels, als hätte er sich mit diesem gedankenvollen Blick von der einen Welt losreißen und der andern, neuen, sich ihm bald erschließenden Heimat zuwenden wollen! „Also heute zum letzten mal soll das goldene Licht mir scheinen; morgen, wenn ich aus tiefem Schlaf erwache, leuchtet mir eine andere Sonne! .... O mein Schöpfer, sei du mein Führer auf der dunkeln, unbekannten Bahn zwischen Abend und Morgen, zwischen dem Schlaf, welchen die Menschen Tod nennen, und dem Erwachen in deinem Reich!" .... Er versank in tiefes Nachdenken.

„Sterben ist leicht, und kühn habe ich dem Tode auf Ungarns Schlachtfeldern ins Auge geschaut, aber in der Fülle der Jugend und Kraft aus diesem Leben voll kühner Thaten gerissen zu werden, wo alle Entwürfe unausgeführt wie keimlose Saatkörner im Busen begraben bleiben; ein geliebtes Weib trostlos, ohne ein Wort, ohne eine Thräne, ohne einen letzten Blick des Abschieds zurückzulassen; zu scheiden, ohne mein Kind nur einmal in meine Arme geschlossen zu haben, das ist schwer! .... Und wie hinweggerissen? Als Verbrecher, als Hochverräther, als Feind meines Königs, für den ich im Kampf blutete und noch vor wenigen Tagen unverzagt in den Tod gegangen wäre! So beschimpft, gebrandmarkt, ausgestoßen, von Henkershand zu sterben; ja, das ist bitter! .... Aber wird die Nachwelt denn auch wirklich glauben, daß Johann Hunyady's Sohn ein ehrloser Rebell gewesen? Reden die Siege an der Morawa und bei Belgrad nicht eine andere Sprache, und werden meine Thaten nicht gegen die Verleumdungen meines eigenen Schwiegervaters zeugen? Ja, sie werden es, auf diesen Glauben hin sterbe ich:

die Geschichte ist eine unbestechlichere Richterin als das Herz eines verblendeten Königs! ...." Er hielt inne.

„Was hälfe es auch", begann er wieder nach einer Pause, „wenn das Ziel des Lebens noch eine kurze Spanne Zeit hinausgeschoben würde? Entrinnen können wir ihm nimmer! Ist es nicht feig und des Menschen unwürdig, ein unbekanntes aber gewisses Uebel zu scheuen, eben weil es unbekannt ist? Nein, mit freiem, ungebeugtem Geiste ihm entgegenzuschreiten, das ist der Würde des Mannes gemäß. Und ist der Tod denn wirklich ein Uebel? Im Uebel liegt ein Rückschritt, der Tod aber leitet uns vorwärts auf der Bahn der Vollendung. Er ist ein Abwerfen der Fessel, die unser besseres Selbst der Sinnenwelt unterordnet .... Aber wenn dem wirklich so ist", fuhr er nach kurzer Pause fort, „warum scheuen denn die Menschen den Tod? .... Warum? Weil er alle Fäden gewaltsam zerschneidet, die sie als selbstbewußte Wesen an die irdische Welt knüpfen, weil er alle Harmonien zerstört, allem Streben ein Ziel setzt und den wesenlosen Geist hinausstößt in ein Reich, das er in der Hülle dieses Körpers wol ahnen, aber nimmer begreifen kann! Und dennoch steht die Ahnung, daß wir die Bürger einer andern Welt sind, mit dem bessern Theil unserer Natur in wunderbarem Zusammenhange: sie wird um so gewaltiger in uns, je reiner unser Streben ist. In den Momenten erhabener Tugend, wo wir uns selbst bezwingen, und der Geist über den Körper herrscht wie ein Herr über seinen Knecht, da steht sie wie ein lichter Seraph uns zur Seite; sie schrumpft in ein Nichts zusammen, sobald die Erde mit ihren Genüssen uns überwindet! .... Darin", setzte er mit der Stimme siegender Ueberzeugung hinzu, „liegt die Gewährleistung eines zweiten, vollkommenern Lebens!"

Während diese ernsten Gedanken den jungen Grafen in seinen letzten Stunden beschäftigten, drehte sich der Schlüssel in der schweren, eisenbeschlagenen Thür, und Matthias wurde hereingeführt. Der Burgvogt und zwei ihn begleitende königliche Herolde zogen sich ehrfurchtsvoll zurück, um die kurze, den Brüdern gegönnte Frist nicht durch ihre Gegenwart zu stören. Beide Grafen sanken sich in stummem Schmerz an die Brust; Ladislaw sah seinen Bruder lange an, er erschrak fast über dessen verändertes Aussehen.

„Matthias, du weißt alles! Es ist unsere letzte Umarmung; ein Wiedersehen und Scheiden fürs ganze Leben!"

Matthias nickte schweigend; er vermochte kein Wort hervorzubringen. Seine Seele war stark, aber diese Stunde hatte sie gebrochen. Er drückte das Haupt gegen die Schulter seines Bruders und — weinte.

Auch Ladislaw stand verstummt vor ihm — sein Blick war nach innen gekehrt, sein Geist rang vergebens nach jener ruhigen Resignation, welche die Welt überwindet und den Menschen, wenn auch alles andere von ihm genommen wird, allein zur dunkeln Pforte der Ewigkeit begleitet. „Matthias", sagte er endlich nach langer Pause, „unsere Augenblicke sind kurz, wir haben noch viel zu besprechen; wer der Grenze der Zeitlichkeit so nahe steht, lernt ihre Dauer würdigen. Matthias, vierundzwanzig Jahre vergaß ich diese Lehre ...."

Sein Bruder richtete sich empor, der noch eben seine Züge entstellende Kampf wich allmählich, und sein Gesicht gewann Ruhe und Festigkeit. Beide Brüder sprachen lange miteinander, ernste Gedanken und feierliche Gelübde mochten ihre Seelen bewegen, denn obgleich äußerlich gefaßt, waren sie doch im Innersten tief erschüttert, als nach halbstündigem Zusammensein der Herold leise an die Thür klopfte.

Ladislaw stand auf. Er preßte seinen Bruder wieder=

holentlich an seine Brust. „Matthias, du wirst leben! Ich sterbe in der Hoffnung, daß du das Werk vollenden wirst, welches Johann von Hunyady begann und das ich fortzusetzen hoffte! Erhältst du die Freiheit wieder, so gedenke deines Schwurs, lebe und wirke für uns beide, werde ein Retter des Vaterlandes und — ehre das Andenken deines Bruders!“ ....

Matthias drückte schweigend seine Hand, und Ladislaw fuhr fort: „Räche dich an keinem meiner Mörder, ich verzeihe allen und überlasse sie ihrem eigenen Richter!“

„Nein! — rief Matthias auffahrend, und sein Auge funkelte wild. „Ich verspreche alles, alles, aber dies nicht! Ladislaw, es wäre feig und ehrlos, wenn ich es thäte; o mein Bruder, jedem braven Ungar muß das Herz bluten, wenn er den tapfersten Sohn seines Vaterlandes zur Richtstätte führen sieht! Ich, dich sterben sehen und schweigen, wenn ich die Macht hätte, diese verruchte That, zu der die Sonne nicht scheinen darf, zu rächen? Nein Ladislaw, das wäre mehr als ein Gott im Himmel verlangen kann!“ .... Matthias hielt inne, doch gleich darauf schwand die Erregung aus seinem Antlitz, und sein Haupt sank auf die Brust. „Ha, wozu auch dieses Versprechen? Auch ich werde sterben: Gara's Haß fordert zwei Opfer. Ich weiß, ich folge dir bald nach! .... Was schadet es auch? Das Blut von Hunyady's Söhnen wird nicht umsonst auf dem Blocke des Henkers verspritzt; ich sehe im Geiste, wie ihr Tod die Sklavenfessel der Tyrannei zerbricht! Ladislaw, wir sterben, allein über unserer Richtstätte wird eine neue, glücklichere Zeit heraufdämmern, eine Zeit, wie der Ungar sie seit der Herrschaft des großen Ludwig vergebens erwartete! ....“

Ladislaw seufzte schwer, er fühlte die Kraft und den Heldengeist in sich dieses glückliche Zeitalter für sein Volk heraufzubeschwören, doch diese Kraft lag gebunden, und diesen Geist sollte der Stahl des Nachrichters noch heute für immer aus seiner Wohnstätte vertreiben. Doch Ladislaw's Vaterlandsliebe war größer als sein Trieb zum Leben, sie würde einen Leonidas aus ihm gemacht haben, wenn er einen Xerxes zum Feinde gehabt hätte, und sich selbst vergessend, entgegnete er ohne Bitterkeit:

„Matthias, wenn du in prophetischem Geiste sprächest, so wollte ich mein eigenes Glück gern opfern und freudig sterben; ich wollte das Beil des Henkers küssen und den Urtheilsspruch segnen, der meinen Tagen ihr Ziel setzt! Statt des Rebellen würden Ungarns Söhne dann ihren Erretter in mir sehen, aus dessen Blut der Baum ihrer freien Institutionen herrlich emporwüchse! ....“

Matthias sah seinen Bruder mit unbeschreiblicher Seelenqual an; er wollte seine feste Haltung bewahren, aber er kämpfte vergebens gegen den Schmerz, der ihn fast übermannte. „Ladislaw“, rief er außer sich, „o daß ich nichts für dich thun kann, daß du hier ohne Hülfe sterben mußt, während Szilágyi Macht genug hätte alle Kerker dieses ungerechten Königs zu sprengen! .... Fluch auf sein gottvergessenes Haupt! O, wären diese Worte Blitze, um ihn und seine ganze Rotte zu vernichten!“

„Still, Matthias! du kennst meinen Willen. Meine letzten Gedanken gehören meinem Schöpfer, kein Haß soll sie beflecken, und ohne Groll muß ich scheiden, will ich das Haupt frei zu ihm erheben! .... Rettung — nein, die ist nicht zu erwarten“, setzte er nach kurzer Pause gefaßt hinzu. „Kein Bote kann bis heute Abend von Temesvár zurück sein; glaube mir, Gara berechnete seine Zeit genau, er

verstand sich besser darauf als ich. Nein, nein, mit dieser Welt ist es aus! Die Träume meiner Jugend, die Tage des Glücks, sie liegen weit, weit hinter mir! .... Was ist der Mensch? Ein Wort, und alles, das Sinn und Geist bisher in den Zauberkreis der Welt bannte, fällt von ihm! — Mein Bruder, du kannst nichts mehr für mich thun als beten, damit Gott meiner Seele eine Freistatt im Himmel gewähre, und dann Matthias — noch einen Wunsch, es ist der letzte, aber auch der theuerste deines sterbenden Bruders: Erhältst du deine Freiheit wieder, so sei ein treuer Beschützer meines armen Weibes! Den Schmerz um sie kann kein Gebet erleichtern, er lastet schwer auf meiner Seele."

„Ja, mein Bruder", antwortete Matthias bewegt, „werde ich frei, so will ich sie schützen — sie soll mir theuer sein, als wäre sie meines eigenen Blutes!"

„Siehst auch du sie nicht wieder", fuhr Ladislaw in feierlichem Ernste fort, „dann bleibt ihr das Kloster Sancta-Clara als einzige Zuflucht!"

„Hast du keinen Auftrag an sie? Möchtest du sie nicht sehen?"

„Nein!" erwiderte Ladislaw mit gesenktem Haupte. Ihr Jammer würde mir das Herz zerreißen, und ich muß sterben wie Johann Hunyady's Sohn: Mein Vater lächelte, als er starb!"

Doch ungeachtet seiner scheinbaren Festigkeit bebte der starke Mann bei dem Gedanken an seine Maria, und nur mit Mühe konnte er fortfahren: „Tröste sie, Matthias, und bringe ihr meinen Scheidegruß! Ist mein Kind ein Sohn, so sorge du, daß er ein echter Ungar werde, der Gott fürchtet, den König ehrt, und Vaterland und Ruhm höher achtet als sein Leben! Sage ihm

einst, daß sein Vater unschuldig starb, und daß ihm der Beruf obliegt, durch seine treuen Dienste fürs Vaterland allen braven Ungarn den Beweis dieser Unschuld zu liefern; sage ihm, Matthias, daß er sich seines ruhmreichen Namens und der Verdienste seines Großvaters würdig zeige! Der Segen seines Vaters, der nie das Glück empfand dieses Kind an seine Brust zu drücken, ruhe auf dem Haupte der schuldlosen Waise!" Er stockte und wandte sich zur Seite; vielleicht sollte sein Bruder die in seinem Auge schimmernde Thräne nicht sehen. „Und nun will ich beten, denn ich habe nichts weiter auf dem Herzen. Geh, mein Bruder, die Gnade des Herrn lenke den tödlichen Schlag von dir ab! ...."

Die Heldenbrüder hielten sich lange eng umschlossen. „Geh, Matthias, die Trennung währt nicht ewig!" sagte Ladislaw, der seine Stärke schwinden fühlte und sich nicht gern erweichen lassen wollte. „Geh, dort oben gibt es ein Wiedersehen!"

Matthias' Seele war in ihren Grundfesten erschüttert. Er wandte sich ab, aber sein Auge kehrte wieder und wieder auf diese edeln, männlich schönen, lebensvollen Züge zurück, die unter dem Schlage des Henkers so bald erstarren sollten! .... Diese Stunde reifte ihn zum starken, unbezwinglichen Mann; sollte er seinen Kerker jemals wieder frei verlassen, so kannte er den Weg, der vor ihm lag, ohne Wanken wollte er ihn verfolgen, weder Liebe noch Haß sollte sein Ziel ihm entrücken.

Elftes Kapitel.

Es war schon in der Abendstunde, als auf dem Platze vor der Hofburg eine ungewöhnliche Regsamkeit herrschte; Magistratspersonen und königliche Herolde sah man in Gruppen beieinander stehen und Befehle ertheilen, während Zimmerleute einem Orte gegenüber, der damals Frispalota hieß, ein Blutgerüst errichteten. Alles ging mit geheimnißvoller Stille und Schnelligkeit her, und berittene, in der Nähe haltende Knechte waren bemüht das Volk, welches durch dies ungewöhnliche Schauspiel angezogen, sich allmählich anzusammeln und die dabei thätigen Personen in weitem Kreise zu umgeben begann, zurückzutreiben.

„Sagt mir doch, um aller Heiligen willen, was hat dies alles zu bedeuten?" fragte Janko, ein geborener Siebenbürger, der sich erst seit kurzem in der Raizenstadt niedergelassen hatte, seinen Bekannten, Meister György, welcher eben über den Platz schritt und einen bedeutungsvollen Blick auf die grauenhafte Vorrichtung warf.

„Was soll's zu bedeuten haben?" antwortete jener mit leiser Stimme, „als daß sie die edeln Grafen von Bisztritz zu ihren Vätern senden .... Das Herz im Leibe könnte einem bluten, wenn man nur daran denkt!"

„Aber hier?" meinte der andere. „Ich denke, es ist Brauch, daß die Verbrecher auf dem St.-Georgsplatze gerichtet werden?"

Der Meister zuckte die Achseln. „Ja, wenn's nur mit dem Verbrechen so seine Richtigkeit hätte; doch da steckt der Knoten, den sie nicht vor jedermann auflösen können.

Seht, darum haben sie auch nicht das Herz die Grafen auf der von alters her bestimmten Stätte und zur gehörigen Zeit hinzurichten. Wenn alles so mit rechten Dingen zugeht, muß die Sonne, nicht der Mond zu solchem Hochgericht leuchten."

„Warum sind die mächtigen Magnaten denn eigentlich verurtheilt? Es muß ein großes Verbrechen sein, wenn's so vornehmen Herren ans Leben geht!"

Meister György schüttelte den Kopf über die Unwissenheit und den einfältigen Glauben seines Bekannten. „Das gäb' eine lange Geschichte, und Ihr würdet es am Ende doch nicht begreifen", entgegnete er mit selbstgefälliger Ueberlegenheit. „Zu so etwas bedarf's einer gewissen Kenntniß, die man erst erlangt, wenn man öfters mit den Herren vom Hof verkehrt. Ihr wißt doch, mein großes Geschäft an der Synagoge bringt mich mit Rittern und Baronen alle Tage in Verbindung ...."

„Ja, das weiß ich wohl; Euer Geschäft hat Ruf in der Stadt, und mancher Anfänger möchte Euch um die würdige Ausstattung Euers Hauses beneiden ... Doch, Meister Gevatter, ich meine blos, warum sie die vornehmen Grafen hinrichten wollen?"

„Ja, das ist's eben; Ihr habt doch von der Schlägerei gehört bei dem neulichen Turnier — ich konnte leider nicht hingehen, denn die Nachfrage nach meinen Lanzenstäben (es sind bekanntlich die härtesten und besten aus echtem Hainbuchen- und Eschenholz) ging bis zum letzten Augenblick — da, behaupten sie nun, haben die Grafen dem König ans Leben gewollt; andere, welche die Sache aber genauer kennen, wollen wissen, daß das alles eitel Trug und Lüge ist, und ihre Feinde die Ruhestörer waren, um die edeln Herren bei Sr. gnädigen Majestät zu verleumden."

Janko hörte mit offenem Munde zu. „Der Erzmärtyrer

Stephanus möge uns Menschenkinder vor solcher Todsünde bewahren!" rief er mit andächtiger Bekreuzigung. „Es wäre ein schlimmes Verbrechen, so stattliche Ritter unschuldig zum Tode zu führen!"

„Ja, und das Aergste ist, man sagt, unser hochwürdiger Palatinus, der eigene Schwiegervater des Grafen von Hunyady, habe seine Hand dabei im Spiel. Doch es ist ein schlimmes Ding von so etwas zu reden; ein unvorsichtiges Wort kann einen ehrlichen Mann um Freiheit und Leben bringen .... Also reinen Mund gehalten Gevatter, denn hier gibt's überall Aufpasser und Schelme!"

Janko sah seinen Gefährten betroffen an. „Der edle Palatin —" wiederholte er mehrmals. „Es ist kaum glaublich .... Die großen Herren müssen ein weiteres Gewissen haben als ehrsame Bürger; ihnen geht manches durch, wofür diese an den Galgen kämen!"

„Seht doch, wie das Volk zusammenläuft und die Köpfe schüttelt!" unterbrach ihn Meister György. „Von der Geschichte wissen noch mehr Leute als Ihr und ich. Die Herolde werden den Haufen da bald auseinander treiben! Kommt fort von hier, es paßt sich nicht zu der Würde eines Altmeisters, sich unter Lehrburschen und Knechten herumzustoßen. Ich finde kein Gefallen an solchen Hinrichtungen; wenn es aber zu etwas kommt — ich meine immer, die mächtigen Verwandten der edeln Grafen werden das nicht so stillschweigend hingehen lassen — so will ich auch auf eine Hand voll blanker Goldgulden nicht achten und meinen Mann stellen, wie es einem wohlhabenden Bürger der Stadt Ofen zukommt! Wißt, Gevatter, so etwas trägt zehnfache Früchte, es verschafft Ansehen unter den Nachbarn, macht die Leute von einem reden und erwirbt neue Kundschaft. Ich habe es immer so gehalten, und wie

Ihr seht, sind meine Speculationen von gutem Erfolg gewesen.“

Hier trennten sich die ehrsamen Bürger. Sobald Meister György dem Siebenbürger aus dem Gesicht kam, mischte sich dieser unter die Menge, um das sich vorbereitende Trauerspiel in nächster Nähe mit anzusehen.

Ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln, die Hinrichtung geheim zu halten, füllte sich der Platz doch mehr und mehr mit Zuschauern.

Gleich nach Sonnenuntergang wurde der König auf dem Balcon des Palastes sichtbar. Um ihn versammelt sah man die Großwürdenträger des Reichs in kostbaren Gewändern, mit Schwert und Streitkolben bewaffnet, sowie eine Menge von Geistlichen, Magnaten und Rittern. Ja, selbst der Palatin, der bis zum letzten Augenblick den vom Schicksal schwer geschlagenen Brutus heuchelte, scheute nicht den Anblick seines eigenen ruchlosen Werks. Nur zwei Männer fehlten zum größten Misfallen des Königs in dem hohen Kreise der Kronbeamten, obgleich ihre Anwesenheit in Ofen kein Geheimniß war, nämlich der Erzbischof von Gran, Cardinal Primas von Ungarn, und der Reichs- und Hofrichter Herr Országh von Guth.

Gleich nach dem Erscheinen Sr. Majestät öffneten sich die Thore der Hofburg, und in der Mitte eines langen Zugs von Bewaffneten erschien unter Vortritt des Burgvogts der gefangene Ban von Dalmatien und Kroatien. Er trug ein golddurchwirktes Gewand, dasselbe, welches ihm der König zu Temesvár als Zeichen seiner Versöhnung geschenkt hatte. Seine breiten Schultern umfloß ein langer Purpurmantel, der die stattliche Gestalt fast bis zur Ferse einhüllte.

Die Hände auf den Rücken gebunden, aber mit festem, sicherm Schritt und ruhigem Antlitz ging der vierundzwanzig-

jährige, schöne Mann auf das schwarzbehangene Blutgerüst zu. Kein Schuldbewußtsein lag auf seiner gewölbten Stirn, aus der die blonden Locken gestrichen waren, die ungehindert über Schultern und Nacken herabflossen. Das Auge sah frei und heiter nach allen Richtungen umher, nur als es der Zinnen seines eigenen Schlosses ansichtig ward, dort, wo sein geliebtes Weib jetzt vielleicht im Schmerz um ihn verging, zog ein dunkler Schatten über des Grafen Antlitz, und wie vor seinen eigenen Gedanken erbebend, wandte er schnell das Haupt.

Am Fuß des Blutgerüstes übergab ihn der Burgvogt in herkömmlicher Form dem versammelten ofener Magistrat und dieser dem Henker, welcher in seiner gewöhnlichen Tracht, mit rothen Beinkleidern, nackten Armen und einer Maske vor dem Gesicht, seines Opfers harrte.

Der Blutrichter befahl dem Grafen niederzuknien, allein Hunyady, der den König umgeben von den Herren seines Hofs erblickte, trat an den Rand des Gerüstes vor, und während sein Auge in ernster Ruhe bald auf dem König, bald auf dem Palatin haftete, sprach er mit lauter, bei dem tiefen Schweigen der Menge klar und deutlich über den weiten Platz hallender Stimme:

„In wenigen Augenblicken trete ich vor den Richterstuhl des allmächtigen Gottes, den Johann Hunyady mich fürchten lehrte; bei meinem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an die Erlösung meines Heilandes wiederhole ich hier im Angesicht des Volks, für dessen Freiheit und Ehre, für dessen Glauben ich auf Ungarns Schlachtfeldern blutete, daß ich unschuldig sterbe! Mein Herz blieb rein von den Verbrechen, die ich jetzt mit dem Tode eines Rebellen bezahlen soll. Gott ist mein Zeuge, daß ich noch gestern freiwillig mein Leben für Vaterland und König hingegeben hätte ....

er, der in die Herzen der Menschen blickt, verzeihe dem König und allen meinen Feinden, wie ich ihm und ihnen verzeihe!" *)

Hierauf trat der Graf zurück, fiel auf die Knie und bot seinen Nacken dem tödlichen Streich dar. In demselben Augenblick rief der Herold, welcher die Verbrechen der Hinzurichtenden verkündet:

„So werden die aufrührerischen Feinde des Königs bestraft!"

Lautes Schluchzen und hin und wieder das Gemurmel der Unzufriedenheit begleitete diese Worte.

Der Scharfrichter schob die Fülle der goldenen Locken zu beiden Seiten weg; sein Schwert zückte durch die Luft, aber dreimal hieb er fehl, ohne den Unglücklichen zum Tode zu treffen. **) Der dritte Schlag warf ihn zu Boden, das Blut floß aus seinen Wunden und überrieselte Antlitz und Gestalt; aber dennoch raffte sich der starke Mann empor, und mit bleichen, furchtbar entstellten Zügen, in seiner Kraft gebrochen, wankte er einige Schritte vorwärts zum Balcon des Königs, indem er mit gedämpfter Stimme sprach:

„König, des Büttels Arm straft Euern Herold Lügen, der größte Missethäter hat nach altem Brauch sein Verbrechen nach dem dritten Streich gebüßt; wer darf über mich Unschuldigen den vierten gebieten? ...."

Erstaunt, betäubt und keines Wortes mächtig saß der Fürst in der Mitte seiner Großen, das Auge starr auf den Grafen gerichtet, der sich noch gewaltsam aufrecht erhielt,

---

*) Nach Feßler.

**) Nach einigen überfiel den Scharfrichter beim Anblick des unschuldigen jungen Mannes eine heftige Angst, die seine Streiche unsicher machte; nach der Chronik Cilly hatte er die Instruction, dem armen Ladislaw vorher etliche Verwundungen beizubringen.

obgleich seine Lebenskraft sich mit dem aus den Wunden unaufhaltsam ergießenden Blutstrom von Augenblick zu Augenblick schwächte.

„Das ist Gottesgericht, das ist sein gerechtes Urtheil!" hörte man einzelne aus der Menge erst leise und dann lauter rufen; doch indem sie den Grafen jauchzend und schreiend umdrängten, brach dieser zusammen, und einen letzten, hinsterbenden, vorwurfsvollen Blick zum König emporgerichtet, sank er, sich in seinen langen Mantel verwickelnd, lautlos zu Boden.

Auf drohende Winke vom Palaste herab sprengten bewaffnete Knechte unter das dem Hinsinkenden zu Hülfe eilende Volk und trieben es gewaltsam auseinander, während der Henker auf Befehl der vollziehenden Richter mit dem vierten Streich auf der Erde dem jugendlichen, hoffnungsvollen Leben des Helden ein Ende machte.

Der König und seine Hofleute zogen sich vom Balcon zurück. Der Leichnam wurde in ein schwarzes Tuch gehüllt und einstweilen in die Magdalenenkirche gebracht, um mit Anbruch des nächsten Tags auf dem Adlerberge in der Fronleichnamskapelle unter den Leichen der Staatsverräther eingescharrt zu werden.

Das Volk strömte immer zahlreicher hinzu; die zufällige oder absichtliche Verlängerung der Hinrichtung vermehrte seinen Ingrimm, und der Henker, auf den es sich in der ersten Wuth stürzte, mußte unter zahlreicher Bedeckung in Sicherheit gebracht werden.

Die magyarischen Bürger von Ofen und die aus den Weingärten heimkehrenden Arbeiter rotteten sich zusammen, fingen an ganz laut auf dem Richtplatz zu schreien: Hunyady sei unschuldig gestorben; hätten sie alle nur darum gewußt und wäre er öffentlich bei hellem Tag auf den St.-Georgs-

platz zur Hinrichtung geführt, sie würden ihn gewaltsam mit den Waffen in der Hand dem Tode entrissen haben. *) Drohungen gegen seine Mörder ausstoßend, zogen sie durch die Gassen der Stadt und vors königliche Schloß, dem Leichnam folgend, den man eben zur Kirche trug.

„Was bedeutet der Lärm?“ fragte der Monarch, der bei dem Volksaufruhr den Kopf zu verlieren begann. „Gara, seht was sie wollen und beschwichtigt das Volk!“

„Mein Fürst, gebt mir nur Befehl, und die Lanzen Eurer Kriegsknechte sollen die zügellose Bande bald auseinander treiben!“

„Nein, Gara, braucht keine Gewalt, des Blutes floß heute genug; sucht die Menge im Guten zur Ruhe und Ordnung zurückzuführen. Die Worte des verstockten Corvin haben sie aufgeregt; da er todt ist, werden sie bald zur Besinnung kommen.“

„Ich wünschte, sein Bruder läge neben ihm in der Magdalenenkirche! Mein König, es wäre um Euch und uns alle besser bestellt!“

Der Fürst schien ungeduldig: „Gara, Ihr kennt meine Gründe; er soll uns als Geisel bleiben, um ihre Partei zu beschwichtigen, im Fall der Tod des ältern sie zu Widersetzlichkeiten verleitet. Geht jetzt und verliert keine Zeit!“ setzte er mit leicht gereizter Heftigkeit hinzu.

Der Palatin schüttelte den Kopf, und während er das königliche Gemach verließ, murmelte er zwischen den Zähnen: „Worte soll ich brauchen, wo nur die gewaltsamste Strenge fruchten würde! Der König kennt sein eigenes Volk nicht; diese halben Maßregeln werden alles verderben; sie wirken nicht besser als der Windstoß in eine Flamme — lieber lasse

*) Nach Engel.

man dieselbe in sich selbst verglimmen, will man nicht stark genug hineinblasen, um sie auf einmal zu erlöschen."

Auf Befehl des Palatins mußten Truppen in verschiedenen Abtheilungen durch die Stadt ziehen. Proclamationen wurden erlassen, worin den Bürgern bei strenger Strafe befohlen war dafür zu sorgen, daß ihre Angehörigen die Häuser nicht verließen. Dies, sowie mehrere gefängliche Einziehungen stellten zwar die Ruhe für den Augenblick her, allein die dumpfe, in der Stadt herrschende Gärung, die sich bald dem ganzen Lande mittheilte, konnte durch solche Mittel nicht unterdrückt werden, ja, sie steigerte sich noch bedeutend, als der König am Tag nach der Hinrichtung des Grafen von Bisztritz eine Urkunde vollzog, in welcher Johann von Hunyady im Grabe gelästert, und die seinen Söhnen zu Temesvár eidlich angelobte Verzeihung für gewaltsam erzwungen erklärt wurde.

Die nächste Folge dieser falschen Maßregel war, daß der zur Berathung über den Beginn des Türkenkriegs ausgeschriebene Reichstag auf dem Rákosfelde fast ganz unbesucht blieb und somit das letzte Mittel fehl schlug, durch welches der König die Aufmerksamkeit von den Ereignissen zu Ofen abzulenken und die aufgeregten Gemüther zu besänftigen gehofft hatte. Diese offene Widersetzlichkeit aller Prälaten und der Mehrzahl der Magnaten, von denen jene sich durch die Gefangennehmung des ehrwürdigen Bischofs von Großwardein, diese durch die ungesetzliche Hinrichtung des Grafen von Bisztritz in ihren Rechten beleidigt fühlten, öffnete dem Monarchen endlich die Augen über den wahren Zustand des Landes. In allen Gegenden des Reichs sammelten sich Misvergnügte, und der Ausbruch eines furchtbaren Bürgerkriegs, der schon in einzelnen Scharmützeln begann, schien unvermeidlich. Ladislaw's gefährlichster Feind, der mächtige und

kriegserfahrene Ban Michael Szilágyi von Horoghszeg wurde bald der Mittelpunkt der ergrimmten Barone, unter dessen Panier sie, der Rache und des Siegs gewiß, sich täglich zahlreicher scharten.

Die erste Nachricht von der Gefangennehmung der Grafen brachte Oswald von Rozgonyi nach Temesvár; noch heiß von dem schnellen, unausgesetzten Ritt, mit staubbedecktem Reitkleide erschien er vor Szilágyi, der sich gerade bei seiner Schwester aufhielt. Der alte Ritter hatte kaum die ersten Worte vernommen, als die Gräfin, zufällig von der Ankunft einiger Herren aus Ofen unterrichtet, ins Zimmer trat.

„Fahrt fort, Herr von Rozgonyi!“ sprach nach gegenseitigen Begrüßungen der alte Ritter mit bebender Lippe. „Die Gräfin muß es früher oder später doch vernehmen, sie hat einen Geist, den die Schläge des Schicksals nicht beugen können.“

Die Gräfin sah Rozgonyi betroffen an, und so schonend er sie auch auf die schweren Ereignisse vorzubereiten suchte, so vermochte er dennoch nicht den überwältigenden, alle Hoffnungen der unglücklichen Mutter niederschmetternden Eindruck der Thatsache zu mildern, der um so furchtbarer war, je unerwarteter die Nachricht sie traf. — Als sie vor kurzem Ofen verließ, war das letzte Wort des Königs an sie ein Wort der Huld und Gnade gewesen; seinem Schwur vertrauend, hatte sie ihre Söhne unter seinem Schutz vollkommen sicher geglaubt, und obgleich ihr die Trennung schwer fiel, so lagen doch Argwohn und Zweifel ihrer Seele fern!

Ueber die jetzt zu ergreifenden Maßregeln war man anfangs verschiedener Ansicht; das zärtliche, angstvolle Mutterherz der Gräfin fand in der Ferne keine ruhige Minute, sie wollte

augenblicklich nach Ofen aufbrechen, selbst zum König gehen, um ihn an seinen Schwur in Temesvár zu erinnern.

„Das wäre thöricht!" rief Szilágyi. „Ich kenne Se. Majestät; auf diesem Wege richtet Ihr nichts aus, und Eure Abreise von hier würde nur die Beschleunigung wirksamer Mittel verzögern. Nicht durch Worte, sondern durch Thaten, an der Spitze meiner bewaffneten Scharen will ich den wortbrüchigen Fürsten an seinen Eid erinnern — ihn fragen, nach welchem Paragraphen der Gesetztafel er sich befugt glaubt geheime Verhaftsbefehle gegen Ungarns Magnaten zu erlassen ...."

„Und meine Söhne sterben indeß auf dem Blutgerüst!" unterbrach ihn die von furchtbaren Ahnungen gequälte Mutter. „Nein, Eure Hülfe könnte zu spät kommen, laßt uns zuerst den Weg der Güte versuchen!"

Doch Elisa wurde überstimmt, alle kamen darin überein, daß bei einer That, die wie diese mit Vorbedacht geschehen war, jedes Wort um Schonung verloren sei, und Widerstand nur allein fruchten könne. Szilágyi war überdies der Meinung, daß, wenn der König auch gewagt habe die Grafen gefangen zu setzen, er doch nimmermehr daran denken werde sie ohne ein förmliches, aus Reichsbaronen bestehendes Gericht öffentlich und in herkömmlicher Weise richten zu lassen. „Ihr habt nichts zu fürchten", setzte er zur Gräfin gewandt hinzu, „denn mag Se. Majestät beabsichtigen, was er will, die Magnaten werden die Unschuld der Corviner anerkennen und sie freisprechen!"

„Aber wäre dem nicht so ...." entgegnete die Gräfin.

„So gewinnen wir wenigstens Zeit, und ich bin gewiß, mit meinen Scharen noch früh genug in Ofen einzurücken!"

Auch Rozgonyi trat ihm bei; obgleich seine Erwar-

tungen weniger sicher waren, so sah er doch ein, daß hier keine andere Wahl blieb.

In Betreff der jungen Gräfinnen wurden sogleich mehrere vertraute Ritter in Torstáh's Begleitung und mit sicherm Geleit versehen nach der Hauptstadt gesandt, unter deren Schutz beide Damen nach Temesvár aufbrechen sollten. Rozgonyi hätte am liebsten das Geschäft selbst übernommen, allein er wollte augenblicklich weiter, um seine Mannschaften für die Sache der Hunyady aufzubieten.

Als er die dargereichte Hand der Gräfin beim Abschied ehrfurchtsvoll küßte, sagte er ernst und bewegt: „Ich war der Ueberbringer einer schweren und traurigen Nachricht, möchte nichts von dem erschütternden Eindruck auf denjenigen zurückfallen, der die Sache Eurer tapfern Söhne zu der seinigen macht!"

„Herr von Rozgonyi", antwortete die Matrone mit jener Innigkeit, welche ein treuer Freund im Unglück schnell einflößt; „die Botschaft hat mich bis ins Mark getroffen, doch der Bote war trotzdem willkommen! Ich erkenne mit dankbarem Herzen den mir und meinen Söhnen durch die Schnelligkeit Eurer Reise geleisteten Dienst und würde es gern sehen, wenn Ihr wenigstens einen Tag in meinem Hause von den Strapazen derselben ausruhtet. Nehmt meine Gastfreundschaft an und dann geht, und Gott, der gerechte Richter menschlicher Thaten, segne die Sache, für welche Ihr das Schwert zu ergreifen im Begriff steht!"

Rozgonyi lehnte ihr Anerbieten ab; noch in derselben Stunde setzte er seine Reise fort.

Die zur Abholung beider Gräfinnen nach Ofen gesandten Ritter langten wenige Stunden vor Ladislaw's Hinrichtung an. Sie waren Zeugen des grauenhaften, tief ergreifenden Actes, und das verspritzte Blut ihres verehrten Feldhaupt-

manns entflammte sie zur glühendsten Rache, deren frischer Eindruck sich nach ihrer Rückkunft allen abwesenden Vasallen des Grafen durch ihre treue Schilderung seines heldenmüthigen Todes und des unwürdigen, grausamen Betragens König Ladislaw's mittheilte.

Ihres eigentlichen Auftrags konnten sie sich nur zum Theil entledigen; Maria war nämlich nach der erschütternden Zusammenkunft mit ihrem Vater erkrankt, und obgleich Sarolta ihre ganze Ueberredungskraft anwandte sie zu bewegen, trotzdem die Reise in einer geschlossenen Sänfte anzutreten und in Temesvár Schutz und Trost in der Liebe ihrer Angehörigen zu suchen, so war sie doch, noch unbekannt mit dem Schicksal ihres Gemahls, fest entschlossen, ihn weder im Leben noch im Tode zu verlassen.

„Nein, Sarolta, nimmermehr!“ rief sie in gereiztem, tief ergriffenem Gemüthszustand, „ich bleibe in seiner Nähe, nur mein eigener Tod kann mich von meinem László scheiden!“

„Wenn aber unser theurer László dir voranginge, wenn er stürbe ....“ fragte Sarolta mit einer Stimme, die vor Bewegung fast zu ersticken drohte, „wie dann Maria?“

Maria holte tief Athem. „Dann ....“ erwiderte sie mit einer Ruhe, die Sarolta für sie zittern machte, „dann wäre mein liebster Platz an seinem Grabe. Um keinen Preis der Welt würde ich auf dieses letzte, einzige Glück verzichten.“ Sie sah ihre Schwägerin durchdringend an. Sarolta wandte sich weg, sie konnte diesen traurig fragenden Blick nicht ertragen, und ihre Thränen stürzten unaufhaltsam hervor.

„Sarolta“, sprach Maria mit feierlicher Stimme, „László ist todt! .... Bei allem, was dir theuer ist, beflecke deinen Mund in so heiliger Sache durch keine Lüge; gestehe mir die Wahrheit, ich will alles wissen! ....“

„Er ist todt!“ antwortete die junge Gräfin mit dumpfem Ton.

Maria bebte zusammen. Kein Ausruf, keine Klage entfloh ihren Lippen; keine Thräne erleichterte die Qualen ihrer Brust. Sie saß unbeweglich, die Hände gefaltet und schien leise zu beten.

Sarolta wagte nicht sie zu stören. Es lag etwas so Heiliges und Verklärtes in dem Blick dieses in all seinen Hoffnungen geknickten jungen Weibes, daß sie auch nicht einmal ein Trostwort an dasselbe zu richten wagte.

Nach langer Pause bat Sarolta leise und zärtlich: „Nicht wahr, Maria, du wirst nach Temesvár reisen? Denk' an die gute Mutter, sie liebt dich so innig, dein Anblick soll sie über den Sohn trösten, den sie verlor!“

„László's Stelle kann niemand ersetzen; nichts kann, nichts soll über seinen Verlust trösten! .... Sarolta, wenn ich Trost in irdischen Dingen finden könnte, ich würde ihn zurückweisen!“

„Aber du wirst reisen?“ wiederholte die Gräfin liebevoll, welche Gott dankte, daß Maria nicht nach der Art des Todes fragte.

„Nein, Sarolta, ich bleibe! Fühle ich mich erst kräftiger, so sollen sie mir sagen, wo er begraben liegt, damit ich täglich zu ihm gehen kann ....“

„So bleibe auch ich; ich kann dich jetzt nimmermehr verlassen! Wäre die Mutter hier, sie würde meinen Entschluß nur gutheißen.“

Maria schüttelte den Kopf. „Du darfst nicht bleiben, du mußt heute noch fort!“

„Und du mit dem Gram im Herzen hier in dem öden Schlosse allein?“

„Ich gehe nach Altofen zu den Nonnen von Sancta-Clara“,

entgegnete Maria, ohne zu ahnen, daß dies ihres Gemahls letzte Bestimmung gewesen war.

Sarolta sah sie überrascht an: „Maria, du wolltest dich von uns trennen? Nein, das kann nimmermehr dein Ernst sein!“

Maria's Gedanken weilten bei einer Scene ihres vergangenen Lebens. „O, nun soll plötzlich wahr werden, was wir einst im Muthwillen sprachen!“ flüsterte sie mit thränenlosem Auge, aber mit einer Stimme, der man trotz der Ergebung die innere Gebrochenheit anmerkte. „Kurz vor unserer Verheirathung, als ich mit László auf den Wällen von Hunyad lustwandelte, fragte er mich in seiner übermüthigen Laune: «Marischka, was würdest du thun, wenn ich dir jetzt untreu würde? Vor Gram sterben oder weiter leben und dir einen bessern Ritter zum Gemahl erkiesen?» «László, ich würde ins Clarissenkloster zu Altofen gehen, wo ich einen Theil meiner Kindheit verlebte», erwiderte ich, «um zu beten, daß Gott dem treulosen Mann seine Sünde in jenem Leben nicht anrechne» .... Sarolta“, fuhr die unglückliche Frau fort, „seine Liebe war wie das echte Gold im Schose der Erde. Mein Glück ist mit dieser Liebe auf ewig zertrümmert! Ja, ich will ins Kloster gehen und beten, daß Gott seinen Gebeinen stille Ruhe und seinem Geiste die ewige Seligkeit verleihe .... daß er uns einst dort oben wieder vereinige!“

„Für immer willst du ins Kloster gehen und den Schleier nehmen?“

„Ich weiß es nicht. Wenn Gott mich und mein Kind am Leben erhält, so will ich ihn bitten mir einen weisen, ihm wohlgefälligen Entschluß ins Herz zu geben.“

Vergebens suchte Sarolta alle möglichen Gründe hervor, um ihre Schwägerin zur Reise zu bestimmen — diese

beharrte fest auf ihrem Willen. Mit gleicher Entschiedenheit bestand sie auch darauf, daß Sarolta noch an demselben Abend abreise, nachdem dieselbe sie in jenes Kloster gebracht hatte, dessen Aebtissin sie schon lange kannte, und welche die tiefgebeugte Gräfin mit mütterlicher Zärtlichkeit empfing.

Sarolta's Reise ging in ununterbrochener Eile vorwärts, sie gönnte sich kaum eine kurze Rast; die Angst, wenigstens einen Bruder zu retten, und das glühende Verlangen, den andern an dem doppelt meineidigen König gerächt zu sehen, trieb sie unaufhaltsam weiter! ....

Die Gräfin Elisa von Hunyady befand sich eben in dem großen Rüstsaal ihres Gemahls mit den ihr befreundeten und untergebenen Rittern zur Berathung versammelt, als der Thurmwart von Temesvár durch den langgezogenen, gellenden Ton seines Horns die Ankunft nahender Gäste verkündete. Ein Knappe, der sogleich auf die Zinnen geschickt wurde, um zu erkunden ob es die erwarteten Gräfinnen seien, kehrte sehr bald mit der Meldung zurück, daß, ohne die Herankommenden deutlich zu erkennen, er doch Damen in den vordern Reihen des Zugs unterscheide.

Die Matrone erhob sich schnell von ihrem Sitze. „Sie sind es!" rief sie zwar mit scheinbarer Fassung, aber Gabriel von Verona, welcher ihr zur Seite stand, bemerkte, daß sie ein heftiges Zittern überfiel.

„Fasset Muth, gnädige Frau!" flüsterte er ihr zu. „Der Herr hat Euch Kraft verliehen; welches Schicksal Euch auch treffen mag, tragt es mit Ergebung!"

„Seid unbesorgt, ehrwürdiger Herr, mein Glaube an die Weisheit und Gerechtigkeit des Weltenlenkers ist unerschütterlich!" entgegnete die Gräfin, indem sie, gefolgt von den versammelten Rittern, vor das Burgthor hinaustrat. Auf allen Gesichtern zeigte sich angstvolle Spannung, man

fühlte, daß in jedes einzelnen Brust schwere Sorgen unter der äußern, kühnen Haltung verborgen lagen.

Als Sarolta die Gräfin gewahrte, hielt sie schon im äußern Hof an. Der ihr zunächstreitende Ritter hob sie aus dem Sattel, und sprachlos eilte sie ihrer Mutter entgegen.

„Gott sei Dank, daß du hier bist, meine Tochter", sagte die Matrone, sie in ihre Arme schließend; vergebens blickte sie sich aber dann nach ihrer Schwiegertochter um. „Wo ist Maria, und welche Nachricht bringst du von meinen Söhnen?"

„Maria fühlte sich krank; sie wollte Ofen nicht verlassen. Ich habe sie in das Kloster von Sancta-Clara gebracht", antwortete Sarolta unter dem Druck der zweiten Frage, mit unbeschreiblicher Beklommenheit.

„Sie wollte wol aus László's Nähe nicht fort?" fragte die Gräfin. „Ich finde das natürlich, aber warum blieb sie nicht im Schlosse, Helene würde ihr eine treue Krankenpflegerin gewesen sein! .... Und deine Brüder, Sarolta, was hast du von ihnen gehört? In welcher Stimmung ist der König?"

„O, meine Mutter!" rief diese, plötzlich in Thränen ausbrechend. „Matthias ist noch gefangen, aber László ...."

„László!" wiederholte die Matrone, indem sie der Tochter forschend ins Angesicht sah und die Ahnung seines Todes sie durchbebte. „László .... was ist's mit ihm? Um Gottes willen, rede!"

„Mutter, László ist ...." sie konnte das Wort nicht hervorbringen und sank schluchzend an die Brust der alten Gräfin.

„Er ist todt! Mein Sohn ist todt!" rief diese erbleichend.

„Ja", erwiderte Sarolta mit thränenerstickter Stimme.

„Am Abend des Largi- und Smaragditags ward mein Bruder auf Befehl des Königs enthauptet. . . .“

Es entstand eine lange Pause; dieses eine inhaltschwere Wort traf alle Versammelten mit der Gewalt eines unabwendbaren, schweren Verhängnisses. Alle waren von gleichem Entsetzen gelähmt, und Wuth, Haß, Rache, Schmerz und Verzweiflung, wie sie in den verschiedenen Personen vorherrschten, konnten sich erst nach geraumer Zeit Luft machen. Alle unter ihnen, selbst diejenigen, welche dem Hause Hunyady weder verwandt noch enger befreundet waren, hatten doch in dem Grafen ihren verehrten Herrn, ihren Beschützer oder Waffenbruder verloren, dessen kaltblütige Besonnenheit als Feldherr sie zu Ruhm und Ehre geführt, dessen löwenherzige Tapferkeit sie so oft zur Begeisterung entflammt, und dessen edles Herz für den höchsten wie für den geringsten seiner Untergebenen in warmer Liebe geschlagen hatte! Vom Greise bis zum Kinde gab es keinen im ganzen Schlosse, der dem furchtbaren und unverdienten Schicksal des hochherzigen, allgemein geliebten Mannes nicht eine Thräne nachweinte! Vor allen war jedoch die Mutter des Unglücklichen zu beklagen: starr und bleich wie ein Marmorbild stand sie da; ihr Herz blutete, aber sie trug ihr Geschick mit einer Seelengröße, die einer römischen Matrone zur Zeit Coriolan's nicht unwürdig gewesen wäre.

Der alte Ban von Horoghszeg war der erste, der Worte fand: „Der arme Junge!“ rief er, indem er sich die Thränen aus seinem grauen Bart strich. „Ich schäme mich nicht dieser weibischen Thränen; er ist ihrer werth. Als ich ihn das letzte mal hier zu Pferde steigen sah, war er so frisch wie die Maien zur Pfingstzeit! Er hat seinem alten Lehrer Ehre gemacht, denn nie gab es einen bravern Kämpen! Dafür will ich ihm aber auch eine Grabmusik

anstimmen, worüber er und alle Heiligen im Himmel ihre Freude haben werden! Ha, eine Grabmusik, die diesem meineidigen König in die Ohren klingen soll, als wären es die Posaunen des Jüngsten Gerichts!"

Die Matrone richtete sich empor; die Starrheit wich aus ihren Zügen, Ruhe legte sich darauf, und jede Linie deutete Entschiedenheit und Kraft an. „Ja", sagte sie mit einer Stimme, die kein Zittern verrieth, „solange ich in Ungewißheit über das Schicksal meiner Kinder schwebte, war ich muthlos und verzagt, die Gewißheit des furchtbaren Unglücks hat mich zum Handeln gestählt. Diesen glühenden Schmerz, der mir im Busen brennt, können Klagen und Thränen nicht dämpfen; durch Thaten will ich meinen Sohn betrauern! Das blutige Schwert, das sonst den ehrwürdigen Fürsten dieses Landes zum Schutz diente, das jahrhundertelang die Völker zur Freiheit für Herd und Glauben aufrief, will ich jetzt durchs Land tragen lassen *), um sie zur Rache zu begeistern: einer Rache, die der Verruchtheit, der schwarzen Heuchelei, dem gottvergessenen Gericht dieses Königs gleichkommen soll! Kein schwaches Weib — männlich und stark will ich aus diesen Hallen treten, die Mannen meines verewigten Gemahls unter sein ruhmreiches Banner versammeln und nicht ruhen, bis ich die Tyrannei dieses meineidigen Königs gebrochen, ihn, der unwürdig ist über ein edles Volk zu gebieten, der durch diesen Verrath ein Schandfleck für Ungarns Geschichte geworden, aus dem Lande seiner Väter verjagt und meinen Sohn Matthias in meine Arme zurückgeführt habe!"

Alle anwesenden Ritter schwuren bei Ehre und Leben

---

*) Der Aufruf zur Insurrection geschah in frühern Jahrhunderten durch das Herumtragen von blutigen Schwertern.

die Gräfin in diesem Entschlusse zu unterstützen und ihr unter allen Wechselfällen des Kriegs zur Seite zu stehen. Während sie sogleich eine förmliche Kriegserklärung gegen den König erließ, ergingen noch an demselben Tage Aufrufe zur Waffenhülfe an die mächtigsten, den Corvinern befreundeten Magnaten. Mit der Verbrüderung der Bratriks und Pongrácz von Szent-Miklós, Obergespan von Liptau, der früher gleichfalls das Räuberhandwerk getrieben und noch jetzt mit jener mächtigen Brüderschaft ein geheimes Einverständniß unterhielt, wurde ein Bund geschlossen, wonach beide Theile alle ihnen in dem letzten Kriege abgenommenen Raubschlösser zurückerhalten, dafür aber der Hunyady'schen Partei treulich beistehen und in den nördlichen Gebirgsgegenden den Krieg für sie führen sollten.

Im Süden wurden die Rüstungen mit noch viel größerm Nachdruck betrieben; an alle den Hunyady unterthänigen Ortschaften erließ Elisa den Ruf zum Waffendienst; mit ihrem Hausschatz und den Einkünften ihrer sämmtlichen Ländereien warb sie fremde Söldlinge aus Ungarn, Polen und Böhmen, die unter Báthory's Oberbefehl in der Richtung gegen Ofen vorrückten, indeß Szilágyi mit seinen zahlreichen Heerscharen in Siebenbürgen einfiel.

Diese drohenden Rüstungen, von denen täglich neue, erschreckende Nachrichten in der Hauptstadt einliefen, hemmten einstweilen die verrätherischen Entwürfe der Anti-Hunyady'schen Partei und besonders des Palatin, der noch immer in den König drang Matthias gleichfalls hinrichten zu lassen. Ernstlich besorgt, wandte jedoch Ladislaw für den Augenblick seine ganze Aufmerksamkeit auf die zu ergreifenden Vertheidigungsmaßregeln; aus seinen Erbländern Böhmen und Oesterreich wurden Truppen herbeigezogen, und Giskra von Brandeis erhielt Befehl, sich nach Oberungarn zu begeben, um dort

den rebellischen und räuberischen Baronen gegenüber die Ruhe aufrecht zu erhalten.

Das ganze Land kam in Aufruhr. Zwei große Parteien standen sich feindlich gegenüber, und jeder, nur einigermaßen in die Verhältnisse eingeweiht, mußte sich bewußt werden, daß er sich am Vorabend großer Ereignisse und ernster Kämpfe befand, die nur mit dem gänzlichen Untergang einer dieser Parteien enden konnten.

Die schwierige Lage des Königs sollte bald durch ein ganz unerwartetes Ereigniß noch bedeutend gesteigert werden; ehe wir dessen jedoch erwähnen, müssen wir den Faden der Erzählung an einem andern Punkt anknüpfen.

Zwölftes Kapitel.

Wir verließen Helenen in einem Augenblick verzweiflungsvoller Ungewißheit. Ihr Jammern und Rufen verhallte ungehört, und bald sah sie ein, daß ihr nichts Anderes übrig blieb, als sich mit Geduld in ihr Schicksal zu ergeben.

Der Lärm heftiger Männerstimmen, der von unten herauftönte, ging allmählich in dumpfes Gemurmel über und erstarb nach und nach gänzlich. Die Hausthür wurde mehrmals geöffnet und geschlossen, und dann blieb alles stumm wie das Grab. Helene erwartete Sándor's Rückkehr lange vergeblich; sie sehnte sich danach und fürchtete sie auch zugleich, denn obschon sie sich den Augenblick, wo er wieder in ihr Zimmer treten und ihre Entscheidung fordern würde, hundertmal vorstellte, so war sie doch nicht im Stande einen

festen Entschluß zu fassen. „Ja“ konnte sie nicht sagen, und ein „Nein“ schnitt ihr jede Möglichkeit ab den Grafen Matthias noch einmal zu sehen.

In diesem Zustand schwankender Ungewißheit brachte sie fast den ganzen Tag allein zu; erst gegen Abend trat Hantscha wieder ein, um sie mit Speise zu versehen. Helene lief der Alten entgegen.

„Frau, hat die Hinrichtung stattgefunden?“ fragte sie mit der Angst, welche sie so lange vergeblich zurückgedrängt hatte.

„Ich weiß von keiner Hinrichtung“, antwortete jene in mürrischem Ton, der bewies, daß, wenn sie es auch wüßte, für Helenen dennoch wenig Hoffnung bliebe irgendetwas aus ihr herauszubringen. „Wartet es nur ab, der Ritter wird Euch darüber gewiß Auskunft geben können.“

„Wann kommt der Ritter zurück?“

„Ich weiß es nicht, er hat keine bestimmte Zeit angegeben.“

„Weshalb entstand vorhin der Lärm im Hause?“

Die Alte sah sie von der Seite an. „Ihr habt heute viel Fragen auf der Zunge und thätet gut, sie bis zu des Herrn Ankunft aufzusparen. Er wird es nicht ungern sehen, wenn Ihr ein Wörtchen mehr an ihn richtet.“

„Frau, bin ich noch immer in diesem Hause eine Gefangene?“

„Ihr seid keine Gefangene, nur hinauslassen darf ich Euch nicht. Herr Sándor meint es gut mit Euch, und ich dächte, Ihr solltet gern zufrieden sein, wenn so ein schmucker Rittersmann Euch zu seinem Liebchen einfangen wollte!“ setzte sie hinzu, während sie Helenen vom Kopf bis zur Zehe mit musternden Blicken betrachtete, als hätte sie sagen

wollen: „Ich weiß nicht, was er an diesem bleichen Gesicht findet!“

Helene wandte sich ab, und die Frau verließ das Zimmer.

Der Abend rückte vor, die Sonne berührte die Grenzlinie des Horizonts — wenn sie untergegangen war, sollten die Grafen sterben! .... Helenens Angst stieg auf den höchsten Grad.

„Ha! warum ließ ich Hantscha hinaus?“ rief sie in dumpfem Schmerz. „Sie ist alt, und ich bin jung; wäre sie im Hause allein, ich hätte mich gewaltsam des Schlüssels bemächtigen und mir den Ausgang verschaffen können!“ Aber sie wartete vergebens, die Frau kam nicht wieder, und die Dunkelheit brach ein. Verzweiflungsvoll öffnete sie das schmale, mit kleinen Scheiben versehene Fenster; ihr schwebte einen Moment die Möglichkeit vor auf diese Weise zu entfliehen, doch in ihrer Hast hatte sie nicht an die quervorliegende Eisenstange gedacht, welche man durch das angelaufene Glas kaum bemerkte, und die, wenngleich nur dünn, doch beim Mangel jeglichen Werkzeugs ihrer Kraft standhielt. Sie blieb am offenen Fenster und starrte in die Ferne. Vielleicht erlitt der Graf eben den tödlichen Schlag; Helene bedeckte das Gesicht mit den Händen, ächzte laut und sank auf den nahe stehenden Schemel.

Entfernter, von vielen Stimmen herrührender Lärm drang bald darauf an ihr Ohr. In der Erwartung von den Vorübergehenden vielleicht etwas über die Hinrichtung der Grafen zu erfahren, die als ein wichtiges Ereigniß die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte, trat sie wieder ans Fenster und horchte, doch das Geschrei verhallte in der Ferne, die späten Ruhestörer mußten einen andern Weg eingeschlagen haben. Nur hin und wieder durchkreuzten noch einige Wanderer eilig die Gasse, aber auch schon aus dieser, zur jetzigen Zeit unge-

wöhnlichen Erscheinung, sowie aus deren lebhaften Geberden konnte sie auf irgendein befremdendes Ereigniß in der Stadt schließen, dessen Aufregung sich wie die schwachen Wellenschläge einer fernen, tosenden Brandung bis in diese verödeten Regionen fühlbar machte. Da ihr Fenster im Giebel und mehr der hintern Seite des an und für sich schon zurückgebauten Hauses zulag, so konnte sie auch von den Gesprächen dieser Nachtschwärmer nichts deutlich vernehmen; sie schloß daher entmuthigt das Fenster und warf sich auf ihr Lager, ohne Ruhe und Schlaf zu finden.

Es verging eine längere Zeit, ohne daß sich irgendetwas in Helenens äußerm Verhältniß änderte, desto schwankender und wechselvoller war aber die Stimmung ihres Innern. Bald hielt sie den Grafen für todt, und tiefer, endloser Gram senkte sich in ihre Seele; sie empfand in solchen Momenten nur den Wunsch, diesem qualvollen Dasein entrückt und mit ihm in jenem Leben vereinigt zu sein; bald durchdrang sie wieder die Hoffnung, daß er noch lebe. Sie wußte ja nichts Bestimmtes über seinen Tod; zwar hatte Sándor von der Hinrichtung gesprochen, aber konnte sie auch der Wahrhaftigkeit seiner Aussage vertrauen? In dieser nagenden Ungewißheit blieb ihr einziges Bestreben heimlich zu entkommen; aber alle Plane scheiterten an der Wachsamkeit der Alten, ja, auch der Gedanke, sich gewaltsam der Schlüssel zu bemächtigen, wurde unausführbar, seitdem Helene die Bemerkung machte, daß sie und die Frau nicht die einzigen Bewohner des Häuschens waren. Schon oftmals hatte sie Männertritte und Stimmen gehört; doch in dem Glauben, daß es Sándor sei, dessen Gegenwart sie jetzt, nachdem das Schicksal der Grafen möglicherweise erfüllt war, mehr denn je scheute, wagte sie sich anfangs bei solchen Gelegenheiten nicht aus ihrem Zimmer, da der Ritter sich jedoch

niemals blicken ließ, schloß sie zuletzt, daß die gehörten Tritte wol von fremden Männern herrühren möchten. Diese Vermuthung bestätigte sich bald, denn als sie eines Morgens in den Garten hinabging, gewahrte sie durch die offen stehende Thür des untern Gemachs zwei in gewöhnlicher Söldnertracht gekleidete Männer, die, den Rücken nach ihr hingewendet, mit Würfelspiel beschäftigt schienen.

Als sie wieder ins Haus zurückkehrte, begegnete ihr einer der beiden Krieger. Auf den ersten Blick erkannte sie trotz seines veränderten Anzugs Miklós den Gulyás, welcher sich auf ihrer Reise so sorgsam gegen sie gezeigt hatte. Auch er erinnerte sich ihrer; Blick und Geberde verriethen sein Erstaunen über ihr Hiersein, zugleich erwärmte ein so freundliches Lächeln seine harten Züge, daß in Helenen das alte Vertrauen wieder erwachte, und sie augenblicklich den Entschluß faßte, bei ihm Hülfe zu suchen. Neue Hoffnung belebte ihr Antlitz; doch sei es, daß er ihre Absicht verstand und eine Unvorsichtigkeit von ihrer Seite fürchtete — genug, indem sie auf ihn zuschritt und die Lippen öffnete, legte er eilig den Finger auf seinen Mund und zeigte nach der offenen Thür.

„Still, Lajos ist dort!" flüsterte er leise.

„Ich habe eine Bitte an Euch!" antwortete Helene ebenso sacht. „Wollt Ihr sie mir erfüllen?"

„Ein andermal, wenn er fort ist!" Doch da sie bei dem neuen Aufschub ihres langersehnten Wunsches traurig den Kopf senkte, setzte der Gulyás hinzu: „Auf den Abend, wenn es angeht!"

Das junge Mädchen nickte, und beide gingen ihres Wegs.

Es wollte nicht Abend werden, und Helenen kam es vor,

als hätte noch kein Tag, ungeachtet ihrer gleichmäßigen Stille und Einförmigkeit, so lange gedauert.

Endlich brach die Dunkelheit herein, im Hause ward es still, sie setzte sich ans Fenster und lauschte. Ihre Geduld wurde aber auf eine schwere Probe gestellt, und es mußte schon sehr spät sein, als endlich leise an ihre Thür geklopft wurde. Sie hatte niemand heraufkommen hören und schrak unwillkürlich zusammen, doch sobald sie Miklós' Stimme erkannte, öffnete sie, und der junge Hirt trat ein. Er sah sich scheu im Gemach um, als trüge er Sorge von einem unberufenen Zeugen gesehen zu werden.

„Ihr wolltet vorhin etwas von mir", hob er an; „ich merkte es wohl, aber ich konnte nicht eher heraufkommen!"

„Wenn es Euch möglich ist, so verhelft mir zur Flucht!" rief Helene, indem sie ihn bittend ansah. „Euer Hiersein flößt mir Hoffnung ein, ich weiß, Ihr seid dem Mitleid nicht unzugänglich, denn als ich auf Eurer Puszta übernachtete, waret Ihr der einzige, welcher mir Freundlichkeit erwies. Soviel es in meinen Kräften steht, will ich es Euch lohnen, aber gebt mir Mittel und Wege an die Hand von hier fortzukommen."

„Das wird schwer halten", sagte der Mann ernst. „Ich wollte Euch gern helfen, wenn ich nur könnte!"

„Ach, Ihr könnt gewiß, wenn Ihr nur wollt!" bat Helene mit flehender Stimme.

Der Mann schüttelte den Kopf. „Ich dachte mir bald, daß es sich um so etwas handelt, denn die alte Hantscha erzählte schon lange, daß die fremde Dame fort wollte, aber damals wußte ich nicht, daß von Euch die Rede war."

„Ja, ich muß fort von hier!" entgegnete Helene. „Da der Ritter abwesend ist, begreife ich nicht, warum es Euch unmöglich wäre mir zur Flucht behülflich zu sein!"

„Mein Herr würde es bald erfahren, ich stehe in seinem Dienst und muß seinen Befehlen gehorchen."

„Wißt Ihr denn nicht, daß der Ritter mich gewaltsam hier zurückhält, ohne daß er ein Recht über mich hat?"

„Ich glaub's wohl, und wenn's nur ginge, wollt' ich Euch gern das Thor öffnen. Um den Ritter möcht's noch sein, aber der alte Lajos würde es den übrigen Kameraden erzählen, und unter ihnen wäre ich verschrien, so lange ich lebte, und dürfte mich nicht wieder in der grünen Ebene blicken lassen. Zu der Fahne, zu der man geschworen, soll man halten! so ist's Brauch unter den Gulyásen .... Mit unserm Kopf sollen wir für Euch haften, bis der Ritter zurückkommt!"

„Wo ist denn Euer Herr?" fragte Helene. „Seit der Lärm im Hause entstand, habe ich ihn nicht wiedergesehen."

„Er wohnt jetzt nicht in der Stadt. Der Oberrichter soll ihm auf der Spur sein, aber Herr Sándor wußte dessen Leuten glücklich zu entwischen. Seitdem wagt er es nicht sich hier blicken zu lassen."

„O, wenn dem so ist, könnt Ihr es seinetwegen dreist unternehmen, wer weiß, ob er dann sobald wieder zurückkommt. Der Oberrichter ist ein gefährlicher Feind, gegen den es Ritter Sándor nicht aufnehmen kann."

„Ja, das denkt Ihr Euch so, ich hab' aber gehört, daß er hier von mächtigen Herren geschützt wird."

„Miklós", versetzte Helene schnell und mit bewegter Stimme, „Ihr könnt mir gewiß etwas über das Schicksal der Grafen von Bisztritz sagen! Habt Ihr nichts von den Hinrichtungen gehört, die an dem Tage, wo der Lärm im Hause entstand, stattfanden?" Ihr Herz klopfte angstvoll, als sich des Mannes Lippen öffneten, der nicht ahnte,

daß von seiner Antwort das Glück ihres Lebens abhing und mit Ruhe erwiderte:

„Ja, ich weiß es wohl, der ist auch hingerichtet, ich war selbst dabei und sah zu. Das muß man ihm lassen, er starb so muthig, als hätte er sein ganzes Leben in unserer Ebene zugebracht. Dreimal schlug der ungeschickte Henker zu, und dreimal bog er den Nacken, als gält's die Riemen seiner Halsberge zuzuschnallen."

Helene lehnte gegen die Wand; starr und bleich vor Entsetzen hörte sie diese Schilderung. „Er .... er .... wer war es denn?" fragte sie angstvoll, aber leise. „Beide Grafen wurden gefangen und ...." Die Stimme versagte ihr den Dienst, sie preßte die Hand auf die Brust und rang nach Athem.

„Nein, nur der eine ist hingerichtet, der andere sitzt heute noch gefangen."

„Welcher von beiden? Um der Barmherzigkeit willen, sagt schnell, wie er hieß."

„Das weiß ich nicht!"

„Wie sah er aus? Hatte er dunkelbraune Haare oder blonde?"

„Nein, er hatte blonde, lange blonde Locken, die ihm über die Schultern herabfielen."

Helene erhob den Kopf; unwillkürlich falteten sich ihre kalten Hände. „O, Gott sei Dank!" rief sie in einem Ton, der die ganze Tiefe ihrer Empfindung ausdrückte. „Er lebt also noch, ich werde ihn wiedersehen! .... Aber die Gräfin Maria!" fügte sie schmerzerfüllt hinzu. „O, die Arme, wie wird sie diesen furchtbaren Schlag ertragen! .... Also der schöne, ritterliche Graf todt! Wie kühn und stattlich sah er aus, als ich ihn bei der Jagd in der Hitze der Verfolgung erblickte! Wie glücklich, wie voll Ueber-

muth und Laune stand er kurz darauf an der Seite seines Weibes! .... Ach, ich ahnte nicht, daß ich ihn da zum letzten mal sah! Arme Maria, auch du ahntest nicht, daß das Glück, vor dessen Uebermaß du den Schöpfer vergessen zu können fürchtetest, in wenigen Stunden entfliehen, und endloser Jammer deine Brust erfüllen würde!" Helene versank in Wehmuth, und eine Thräne nach der andern rollte über ihre Wangen und fiel, von ihr selbst kaum bemerkt, auf den Boden. Doch als fürchte sie, die kostbare Zeit könnte nutzlos entfliehen, strich sie sich plötzlich mit der Hand über die Stirn, um die trüben, vor ihrer Phantasie schwebenden Bilder zu verscheuchen. Sie blickte auf; das schwarze Auge des Gulyás war ihrem wechselvollen Ausdruck gefolgt und zeigte in seiner wachsamen Scheu fast nicht minder tiefe Melancholie als das ihrige.

Betroffen über sein gedankenvolles Aussehen und demselben vielleicht einen falschen Grund unterschiebend, sagte sie mit sanfter Freundlichkeit:

„Miklós, ich möchte Euch keine Unannehmlichkeiten bereiten, aber seit ich weiß, daß der zweite Graf von Bisztritz noch lebt und gefangen ist, liegt mir noch viel mehr an meiner Freiheit. Ihr sollt alles haben, was ich besitze, und vielleicht kann ich Euch einen edlern Herrn verschaffen, als Euer jetziger ist."

„Ich brauche keinen Herrn, ich kehre auf meine Puszta zurück und vertausche diesen Lederkoller wieder mit meiner Gatya und dem Schafpelz!"

„Ihr wollt Euch also nicht erbitten lassen und mir zur Flucht verhelfen?" fragte Helene kummervoll zu ihm aufblickend.

Der Mann starrte sie an. „Gern — gern — wenn ich nur mein Wort nicht gegeben hätte! Wäre heute meine

Dienstzeit zu Ende, so wollte ich Euch morgen angesichts des Ritters aus dem Hause befreien, und wenn er mir alle seine Lanzenreiter auf den Nacken schickte. Doch solange ich sein Brot esse, darf ich ihm nicht untreu werden!“

Helene war in Verzweiflung. Fast schämte sie sich noch weiter in den Mann zu dringen und sein Rechtsgefühl durch ihre Bitten irre zu leiten, und doch übertönte der Wunsch, von hier fortzukommen, alle andern Stimmen in ihrer Brust.

„Aber wißt Ihr denn, daß der Ritter diese Rücksicht gar nicht verdient?“ entgegnete sie lebhaft. „Er selbst wurde zum Verräther an seinem Herrn, der viel gnädiger gegen ihn war als er gegen Euch; mich, ein freies Mädchen, hält er hier gefangen, um mich zu zwingen ihn zu heirathen, obgleich er weiß, daß ich ihn verabscheue. Wenn Ihr mich rettet, thut Ihr nur ein gutes Werk, das Gott der Herr Euch einst lohnen wird.“

Der Mann stand mehrere Secunden trotzig und schweigend da. Helene sah ihm ängstlich nach den Augen, aber sie konnte nicht errathen, was in seiner Seele vorging. Endlich rief er entschlossen:

„Es sei drum — ja, ich will Euch retten! Wollt Ihr jetzt gleich fort, so folgt mir!“

„Aber auf welche Art? Wie könnt Ihr es machen?“ fragte Helene, außer sich vor Freude. „Ist denn niemand im Hause?“

„Sie sind beide da, doch ein Schlag vor den Kopf soll ihnen das Aufstehen ersparen.“

Helene trat entsetzt einen Schritt zurück: „Nein, um diesen Preis nicht! Lieber bleibe ich gefangen, und wäre es bis ans Ende meiner Tage.“

Der Mann sah sie verwundert an; er begriff kaum, was ihr solchen Abscheu einflößte. Die Hirten in den Wäldern

und in den Ebenen von Ungarn hatten, so wild und räuberisch ihre Lebensweise auch war, dennoch gewisse Begriffe von Ehre und Recht unter sich zur Geltung gebracht, denen sie sich mit Stolz unterwarfen, und deren Verletzung Schande und Tod nach sich zog. Der Gulyás diente treu dem Herrn, welchem er sich einmal mit Leib und Leben verbürgte; ein Wanderer, dem er die Gastfreundschaft geboten, konnte bei ihm so sicher ruhen wie in der Hütte eines Arabers, mit dem er Salz und Brot getheilt. Dagegen war jeder Fremde, der schutzlos in sein Bereich kam, nicht viel besser berathen, als wäre er dem hungerigen Wolf in den Rachen gelaufen, denn das Band, welches den Menschen an den Menschen knüpft, galt dem Gulyás nicht viel.

„Nein“, wiederholte Helene noch einmal, „ich möchte die Freiheit nicht, wenn sie einem Menschen das Leben kostet!“

Der Hirt zuckte die Achseln. Er fühlte keine Reue; denn nachdem er einmal sein Wort gegen seinen Herrn gebrochen, hielt er den Todtschlag für etwas zu Geringfügiges, um die Schale des Unrechts noch tiefer senken zu können. „Wißt Ihr ein anderes Mittel, so nennt es, denn Ihr habt mein Versprechen, und es soll Euch gehalten werden!“

„Wenn ich diese Eisenstange nur zerbrechen könnte“, bemerkte Helene, zum Fenster tretend, „so wollte ich mich mit Hülfe des Bettuches schon hinablassen.“

Der Mann folgte ihr; er rüttelte an der Stange. „So geht's nicht“, versetzte er nach einer Pause. „Dazu bedarf es einer Feile, aber wenn Ihr Geduld habt, so will ich Euch dieselbe verschaffen. Ihr müßt dabei jedoch vorsichtig sein; zum Glück schläft Mutter Hantscha auf der andern Seite! .... Wißt Ihr denn auch Bescheid, daß Ihr während der Nacht Euern Weg durch die Stadt findet?“ fügte er nach einer Pause hinzu.

Daran hatte Helene in der That noch nicht gedacht. Ihr war eigentlich jeder Weg gleich, denn sie wußte überhaupt nicht, wo sie ein Unterkommen suchen sollte. „Ich hoffe, es wird ein Nonnenkloster in der Nähe sein, wo man mich für eine Nacht aufnimmt", antwortete sie nicht ohne Bangigkeit.

Miklós schüttelte den Kopf. „Ihr wollt dem Ritter entfliehen und könntet in noch üblere Gesellschaft gerathen", sagte er mit mehr Besonnenheit, als man ihm von seinem Standpunkt aus zutrauen konnte. „Um diese Zeit ist es nichts für ein junges Frauenzimmer auf der Straße, denn Diebsbanden treiben sich umher, und wir gehen nicht aus, ohne die Hand am Fokos zu haben, den wir in der grünen Ebene nur mitnehmen, um die wilden Bestien zu bezwingen."

„Ich werde es dennoch wagen müssen!" meinte Helene mit einer Stimme, welche die Besorgniß, die seine Worte ihr einflößten, nur schlecht verbarg.

„Wenn es Euch recht ist, so könnte ich Euch einen andern Vorschlag machen, freilich müßtet Ihr dann noch einen Tag länger hier verweilen."

„Und der wäre?"

„Morgen Nacht, sobald Lajos fort ist und Hantscha schläft, bringe ich Euch Feile und Brechstange, ich selbst will Euch bei der Arbeit helfen, denn Eure kleinen Finger möchten damit schwerlich zu Stande kommen. In der Nacht darauf bleibt Lajos hier, und ich gehe weg, und wenn Ihr Euch solange geduldet, so will ich draußen auf Euch warten und Euch, im Fall Ihr keine Freunde oder Anverwandte hier habt, zu einer alten Muhme bringen, die in der Nähe nach den warmen Bädern zu wohnt. Bei ihr könnt Ihr

bis zum Morgen oder, wenn Ihr wollt, auch noch länger bleiben."

„Wenn nur der Ritter nicht vorher zurückkehrt, so möchte ich Euer Anerbieten gern annehmen!" entgegnete Helene. „Wird man auch bei Tage die durchgefeilte Stange nicht sehen?"

„Nach dieser Seite kommt selten jemand", erwiderte Miklós. „Ich fürchte vielmehr, daß man in der Stille der Nacht das Feilen hört, und muß Mutter Hantscha vorher zu einem Trunk einladen, wie ihn die Hirten bei uns zubereiten. Nippt sie davon nur einen Becher voll, so würde sie nichts vernehmen, und wenn man vor ihren Ohren die große Kanone abfeuerte, welche Mohammed zum Sturm auf Konstantinopel vom Meister Urbar anfertigen ließ."

Helene ging inzwischen zu ihrem Päckchen und holte eine kleine, gestrickte Börse, welche ihre ganze Baarschaft enthielt. Als der Hirt gehen wollte, reichte sie ihm dieselbe:

„Nehmt, was ich habe; es ist nur wenig, vielleicht bin ich später im Stande Euch den großen Dienst zu lohnen, den Ihr mir zu erweisen bereit seid."

Miklós betrachtete die Börse. „Darum bin ich meinem Herrn nicht untreu geworden", sagte er finster. „Er gab mir auch Geld, und wenn ich noch mehr haben will, so kann ich es mir leicht verschaffen — ich leide keine Noth."

Helene nahm überrascht und durch diese Antwort gedemüthigt die Börse zurück; diese Art von Uneigennützigkeit hatte sie bei einem halbverwilderten Hirten nicht erwartet.

„So nehmt dies zum Zeichen meiner Dankbarkeit", sprach sie und zog eine goldene, von der Gräfin Maria erhaltene Nadel aus ihrer Halskrause.

Der junge Hirt empfing das Geschenk, welches ihm Freude

zu bereiten schien, und entfernte sich ebenso leise, wie er gekommen war.

Ehe Helene sich zur Ruhe legte, dankte sie ihrem Schöpfer inbrünstig auf den Knien für die Rettung des Grafen Matthias und die endliche Aussicht auf ihre eigene Befreiung. Wenn sie auch über Maria's Lage die tiefste und aufrichtigste Betrübniß empfand und dem hochherzigen Grafen und seiner unglücklichen Gemahlin manche Thräne des Mitgefühls nachweinte, so konnte das Schicksal derselben dennoch ihr eigenes Glück nicht ganz verdunkeln, und zum ersten mal nach langer Zeit schlief sie getröstet und hoffnungsvoll ein.

Der nächste Tag verging gleich den frühern ohne jegliche Unterbrechung. Helene fühlte sein Gewicht weniger drückend als sonst, denn der Abend brachte ihr die Werkzeuge zur Rettung. Zur bestimmten Stunde kam Miklós und feilte die Stange an beiden Seiten durch, befestigte sie dann aber wieder sorgsam mit einer Schnur, damit man bei Tage die Vorbereitung zur Flucht, welche am nächsten Abend bewerkstelligt werden sollte, nicht wahrnähme.

Die Furcht, daß der Ritter noch möglicherweise zurückkehren und das ganze Vorhaben vereiteln konnte, blieb Helenens Hauptsorge bis zum letzten Moment. Allein das Glück war ihr diesmal günstig, und an dem zerschnittenen, mehrmals zusammengeknüpften Bettuch kam sie mit Leichtigkeit hinab. Den kleinen Zaun, welcher das vordere Gärtchen einfriedigte, hatte sie bald erklettert, und draußen harrte Miklós.

„Kommt ohne Furcht, Euch soll kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden!“ flüsterte er, sich ihr schnell nähernd. „Meine Muhme erwartet Euch.“

Helene hüllte sich dichter in ihren Mantel, denn die Nachtluft wehte sie scharf und kalt an, während sie mit schnellen

Schritten an der Seite ihres Begleiters die winkeligen Gassen durcheilte.

„Habt Ihr vielleicht gehört, in welchem Theil der Königsburg der Graf von Bisztritz gefangen sitzt?" fragte sie nach einer Pause.

„Er ist nicht mehr im königlichen Schlosse; nach der Hinrichtung seines Bruders brachten sie ihn in den Thurm der Stephansburg. Vom Hause meiner Muhme aus könnt Ihr das alte Gebäude übersehen."

Das traf sich glücklicher, als Helene zu hoffen gewagt hatte. „Wer bewacht ihn dort?" fragte sie weiter.

„Das kann ich nicht sagen, aber soviel die Muhme neulich erzählte, wohnt dort ein alter Burgcastellan ...."

Nach ziemlich langem Gehen erreichten sie ein baufälliges Haus, dessen Thorweg trotz der späten Stunde noch offen stand. Sie traten ein, und da innen alles stockfinster war, so folgte Helene ihrem Führer, der hier vollkommen Bescheid zu wissen schien, indem sie mit den Händen mühsam an der Wand entlang tappte, bis sie am Ende des langen Flurs auf den Hof gelangten. Das nächtliche Halbdunkel machte diesen Ort, der schon an und für sich wüst und unreinlich aussah, noch unheimlicher. Fässer und alte Geräthschaften lagen zwischen Schutthaufen übereinander geworfen und gewährten in ihrem halbverwitterten Zustand das Bild tiefer Armuth, welche, sobald sie mit Unordnung und Unsauberkeit gepaart ist, dem Beschauer einen unüberwindlichen Ekel einflößt. Rohes Gelächter schallte aus dem Hinterhause, und der durch die Thürspalten fallende Lichtschimmer bezeichnete ihre Richtung. Miklós stand still, horchte einige Minuten und klopfte dann laut genug an, um das Geräusch innerhalb zu übertönen.

Eine Frau öffnete; heiße, dicke Luft drang den Ankom-

menden entgegen. „Muhme, ich bringe Euch das Fräulein, habt Ihr ein Stübchen in Bereitschaft?"

„Tretet nur näher, es ist alles in Ordnung", entgegnete die Frau.

Der erste Blick des jungen Mädchens fiel auf eine wilde Gruppe von Männern und Weibern, welche theils auf der Erde kauerten, theils auf Schemeln rings um den Herd herum saßen und an ihren struppigen Haaren, ihren schwarzen, leuchtenden Augen und gelben Gesichtern der Mehrzahl nach als Zigeuner zu erkennen waren.

Helene sah sich ängstlich nach ihrem Begleiter um. „Ihr bleibt doch hier!" bat sie mit scheuer Geberde.

„Bis gegen Morgen, dann muß ich fort; aber seid unbesorgt, Euch soll keiner etwas zu Leide thun. Sie alle da wissen, was sie von Miklós und seinem Fokos zu halten haben .... Muhme", fuhr er zu der Frau gewendet fort, welche sich durch Anstand und Kleidung von ihren Gästen merklich unterschied, „bringt das Fräulein von hier weg! Wo soll sie die Nacht über bleiben?"

„Dort in der Kammer", antwortete die Angeredete, auf ein anstoßendes Gemach deutend.

„Ihr werdet freilich etwas gestört werden", bemerkte der Gulyás zu Helenen, „denn dies wilde Volk pflegt die halbe Nacht hindurch zu toben, aber Ihr könnt ganz ruhig sein, gegen Morgen verlassen sie alle das Haus, und solange einer von ihnen noch zu blicken ist, bleibe ich hier."

Helene reichte dem Hirten die Hand. „Gott der Herr möge Euch Euer Mitleid vergelten", sagte sie mit sanfter Stimme. „Wenn der Graf von Hunyady erst aus seinem Gefängniß befreit ist, so soll er von Euch hören. Er kennt mich und ist reich genug, um den mir erwiesenen Dienst zu belohnen .... Ich sehe Euch morgen doch wieder?

Denn gern möchte ich wissen, wo Ihr später aufzufinden seid."

„Wenn Ihr morgen noch hier bleibt, so komme ich her", erwiderte Miklós.

Helene sann einen Augenblick nach. „Im Fall mir Eure Muhme so lange Obdach gewährt, nehme ich ihre Gastfreundschaft wenigstens noch für einen Theil des Tages an."

Sie wurde durch den Anblick des ihr angewiesenen Zimmers überrascht, denn alles bildete hier durch Sauberkeit einen auffallenden Contrast zu dem übrigen, von ihr durchschrittenen Theil des Gebäudes. Ihr Lager war mit blendend weißem Linnen bedeckt, und die Möbel, obgleich alterthümlich und nur dürftig vertheilt, zeigten Spuren ursprünglicher Eleganz.

Helene würde sich hier ganz behaglich gefühlt haben, hätte sie nicht, ungeachtet der beruhigenden Versicherungen des Gulyás, bei dem wilden Lärm im Nebenzimmer eine furchtsame Scheu empfunden, die trotz ihrer Müdigkeit während der ersten Stunden keinen Schlummer in ihre Augen kommen ließ. Dennoch stand sie am Morgen frisch und heiter auf; ihre Bewegungen hatten wieder jene Leichtigkeit und Elasticität, welche die Hoffnung verleiht, und mit mehr Sorgfalt, als es in der letzten Zeit zu geschehen pflegte, ordnete sie ihre einfache Kleidung und ihre schönen, glänzenden Locken.

Hiermit fertig, sah sie sich nach dem Ausgang um. Im anstoßenden Gemach war jetzt alles still; sie öffnete die Thür, und obgleich man bei der frischen Morgenluft das Lüften des Zimmers nicht versäumt hatte, so war dennoch die dicke Atmosphäre vom gestrigen Abend nicht gewichen, und Helene beschleunigte ihre Schritte, um diesem Gemach, das mit seinen geschwärzten Wänden eher einer Räucherkammer oder

Räuberhöhle, als der Gaststube einer Herberge ähnlich sah, bald zu entkommen.

Sie konnte weder ihre Wirthin, noch sonst jemand entdecken; nachdem sie sich im Hausflur vergeblich umgeschaut hatte, wurde sie endlich durch eine zänkische Stimme zu einer halbangelehnten Thür geleitet. Sie öffnete und trat in eine geräumige Küche, an deren entgegengesetztem Ende die Muhme des Hirten mit Kochen und Backen beschäftigt war und die wenigen Augenblicke, in welchen sie ihre Aufmerksamkeit dem dampfenden Kessel entziehen konnte, dazu anwandte einem vor ihr stehenden Küchenjungen durch Wort und That ihren Ingrimm fühlbar zu machen.

Sobald sie Helenen gewahr ward, verloren sich die Falten von ihrer Stirn. „Wie? Seid Ihr schon aufgestanden? Ihr tragt gewiß Verlangen nach dem Frühstück?"

Helene hatte in der That noch nicht daran gedacht, da es ihr aber geboten wurde, nahm sie es dankbar an.

„Wartet nur zwei Minuten, so sollt Ihr alles erhalten! Komm, Janó, sieh nach dem Brei, während ich das Fräulein bediene! Rühr dich, Junge! Gibst du aber nicht Acht und läßt ihn wieder anbrennen, so schlage ich dir die heiße Kelle um die Ohren!" Nach dieser eindrucksvollen Drohung brachte sie Helenen den Frühtrank.

„Ich kam eigentlich, um zu fragen, nach welcher Richtung hin der Stephansthurm liegt?" sagte das junge Mädchen. „In diesem Stadttheil bin ich nicht bekannt."

„Wollt Ihr nach der Stephansburg?"

„Ja!"

„Nun, so wird Euch Janó am besten den Weg zeigen können. Die Burg ist hier ganz in der Nähe."

„Ihr werdet den Knaben aber nicht leicht entbehren", entgegnete Helene.

„Den ungeschickten Tölpel kann man immer entbehren, ich seh' ihn stets lieber gehen als kommen, und geschähe es nicht um der Barmherzigkeit willen, so hätte ich ihn mir schon lange vom Halse geschafft."

Helene, die kein Behagen an der Unterhaltung ihrer Wirthin fand, beeilte sich soviel als möglich mit dem Frühstück und winkte dann dem Knaben, der ihr im Grunde gar nicht so tölpelhaft vorkam. Er schien nicht unzufrieden seiner undankbaren Beschäftigung überhoben zu sein, und nachdem sich das junge Mädchen in ihren Shawl gehüllt und den dichten Schleier vors Gesicht gezogen hatte, traten beide ihre Wanderung an.

„Hast du keine Aeltern mehr?" fragte Helene unterwegs den Knaben, dessen bleiches, mageres Gesicht ihr Mitleid rege machte.

Janó schüttelte den Kopf.

„Bist du mit der Wirthin jenes Hauses verwandt?"

„Meine Mutter war ihre Base."

„Du bist nicht gern bei ihr, nicht wahr?"

„Ich weiß nirgends anderswohin", antwortete das Kind, die Frage umgehend. „Wenn ich erst groß bin, so will mich Miklós mit in die Heide nehmen, aber jetzt kann er mich noch nicht brauchen."

Helene seufzte. Wie viel Aeltern sehen ihr einziges Kind ins Grab sinken, dessen Leben sie vergeblich mit allen Schätzen der Erde zurückerkaufen möchten, und dieser arme, verlassene Knabe wurde so fühllos durch die Welt gestoßen, sein Stück Brot ihm mit Murren gereicht! Und doch hatte es auch für ihn Wesen gegeben, die einst sein Lächeln mit Wonnethränen begrüßten und gewiß freudig das eigene Leben für das ihres Kindes geopfert hätten!

„Mein Junge, ich möchte gern etwas für dich thun",

sprach Helene mit beklommenem Herzen, „doch ich bin selbst heimat= und obdachlos. Nimm diese kleine Gabe und vergiß nie, daß dort oben der Vater derer wohnt, die auf Erden allein stehen. Bete oft zu ihm, er verläßt keines seiner Kinder!“

Sie gingen schweigend weiter; nachdem sie um eine Ecke gebogen hatten, blieb der Knabe plötzlich stehen und rief: „Hier ist die Stephansburg!“ dabei deutete er auf ein düsteres Gebäude aus grauem, verwittertem Gestein, zwischen dessen langen Spalten sich dicke Moose und Epheugeranke hinzogen. Die Burg war in vollkommen unregelmäßigem Stil erbaut und schien verschiedenen Zeitperioden anzugehören. Ein runder, schwerfälliger Thurm, welcher das Hauptgebäude schützte, mochte als ältester Theil in ein graues Alterthum hinüberreichen. Ringmauer und Graben waren jetzt eingestürzt und verschüttet, ohne eine andere Spur als die des wüsten Verfalls zurückgelassen zu haben.

Helenens Herz schlug fast hörbar, als sie an dem geschwärzten Gemäuer hinaufschaute. Also dies war der traurige Aufenthalt des Grafen! Sie suchte vergeblich nach einem Fenster, durch welches sie ihn vielleicht erblicken könnte. Kleine, schmale Löcher, die das Sonnenlicht kaum durch das dicke Mauerwerk hindurchdringen ließen, waren die einzigen Unterbrechungen des nackten Gesteins. Wie langsam mußten ihm die Tage in diesem öden Aufenthalt hinschleichen, und vielleicht sollten sich auch ihm diese schwerfälligen Thore nur öffnen, um von hier aus zur Richtstätte geführt zu werden!

Helene rang nach Fassung. „Geh' mein Kind“, bat sie den Knaben, welcher sie verwundert ansah, „ich danke dir für deine Mühe, aber ich finde den Weg nun allein.“ Es ward ihr erst wohl, als sie sich unbemerkt wußte, denn

ihre heftige Bewegung scheute selbst den beobachtenden Blick eines Kindes.

Der Platz war ganz menschenleer, und soweit die alte Burg freistand, ging sie um dieselbe herum, in der Hoffnung, irgendjemand anzutreffen, der ihr Bescheid sagen und ihr Eingang verschaffen könne. Doch niemand ließ sich sehen, und nachdem sie vergeblich eine Zeit lang gewartet, sah sie sich endlich genöthigt an das Thor zu klopfen. Helenens Hand zitterte, als sie den Klöppel ergriff, und unwillkürlich ließ sie wieder los, denn obgleich sie nicht die ganze Gefahr dieses Wagnisses und die möglicherweise für sie daraus entstehenden Folgen begriff, so bebte sie doch vor dem Gedanken der Lüge zurück. „Es ist ja für ihn!" flüsterte eine Stimme in ihrem Herzen, und alle Schwierigkeiten dieses Vorhabens waren vergessen. Für ihn würde sie alles wagen, für seine Rettung Tod und Schande vor den Menschen ertragen, und muthig griff sie zum zweiten mal an den hölzernen Klöppel und schlug damit kräftig gegen die Pforte.

Nach wenigen Augenblicken öffnete ein Waffenknecht; sie trat in einen kleinen Hof, und zu ihrer Ueberraschung war es hier keineswegs so todt und still, wie das Aeußere des verödeten Gebäudes vermuthen ließ. Mehrere Krieger saßen und standen im Hof herum, theils beschäftigt, theils sich in der Sonne streckend. Auch an den schmalen Fenstern des untern Geschosses zeigten sich neugierige Köpfe.

Helene wandte sich an den ihr zunächststehenden Mann und bat ihn, sie zum Gefängnißwärter zu führen.

Der Mann sah sie verwundert an. „Ihr meint wol den Burgcastellan", versetzte er, während mehrere seiner Gefährten hinzutraten. „Der alte Kerkermeister ist schon lange todt, und Gefangene gibt es hier nicht weiter."

„Ich denke der Graf von Bisztritz sitzt in diesem Thurm“, erwiderte Helene.

„Ja wohl! Der steht aber unter der besondern Aufsicht des Burgcastellans.“

Helene sann einen Augenblick nach. „So führt mich vor denselben; ich habe einen Auftrag an ihn“, fügte sie mit Entschlossenheit hinzu.

Der Mann sah sie von oben bis unten an. „Wartet hier, ich will Sr. Gestrengen Meldung davon machen.“

Helene zog ihren Schleier dichter vor das Gesicht, sie hielt den Ring fest zwischen ihren Fingern und erwartete die Rückkunft des Kriegers, während seine Kameraden sie musternd in einiger Entfernung umstanden.

„Se. Gestrengen will Euch vor sich lassen, folgt mir nach der Halle!“ sagte der Mann, nach wenigen Minuten wieder zu ihr tretend.

Helene ging mit dem Führer quer über den Hof zu einem halbverfallenen Säulengange, der sie einige Stufen hinauf zur Halle führte.

Bei ihrem Eintritt kam ihr ein Ritter in mittlern Jahren entgegen. Sein Anblick hatte nichts Schreckenerregendes, und doch erbleichte Helene, sowie sie den Kopf erhob und den Schleier zurückschlug, denn am obern Ende der Halle gewahrte sie zwischen mehreren Rittern Kilian, den Lieblingsnarren des Königs, welcher zugegen gewesen, als Ladislaw ihr den Ring schenkte, und der auf dem Maskenballe zu des Grafen Matthias Verdruß die Liebenden in ihrem vertraulichen Beisammensein belauscht hatte.

„Ihr verlangtet mich zu sprechen“, begann der Ritter, nachdem er eine Secunde vergeblich auf ihre Anrede gewartet.

Helene überlegte in der peinlichsten Angst, was sie thun sollte; ein Wort von Kilian, der sie auf den ersten Blick

wiedererkennen mußte, konnte ihre Absicht aufdecken und sie der Unwahrheit überführen. Doch was sagen, welchen andern Grund für ihr Kommen angeben? Zu fremd in der Kunst der Intrigue, fehlte ihr jede passende Ausrede, vor allem scheute sie aber den Gedanken, sich durch eine ungeschickte den Weg zum Grafen zu verschließen. Vielleicht würde Kilian, der eben durch seine Witze die Lachlust der Umstehenden erregte, sie gar nicht bemerken — in dieser Hoffnung wollte sie es auf alle Fälle wagen. „Matthias Corvinus Graf von Bisztritz sitzt in dieser Burg gefangen", entgegnete sie mit einer Schüchternheit, die kaum die Worte über ihre Lippen kommen ließ. „Ich begehre von Euch Einlaß zu seinem Gefängniß; dieser Ring des Königs wird Euch den Beweis liefern, daß es mit dem Willen Sr. Majestät geschieht."

Der Ritter nahm den Ring und betrachtete ihn aufmerksam, dann schüttelte er bedächtig den Kopf.

In diesem Augenblick hatte sich Kilian von den Herren losgemacht und stand neben Helenen.

„Was gibt's, Herr Ritter?" fragte er, mit der dem Narren erlaubten Vertraulichkeit seine Hand auf die Schulter des Burgvogts legend. „Bei meiner Gugel und meinem gesegneten Narrenscepter, die Dame da sollte ich kennen! Ha, einen Ring! zeigt mir den Ring; auch den Finger kenne ich, der ihn trug. Der Ring zeiht den Finger der Treulosigkeit, denn dieser ist an jenem zum Verräther geworden! .... Herr Ritter, weißt du die Moral dieses Räthsels?"

„Geh', Kilian", gebot der Burgvogt streng, „erzähle den Herren die angefangene Geschichte vom Khalifen Harun Al-Raschid zu Ende und laß deinen Fürwitz bei ernsten Dingen .... Nein", wandte er sich dann zu Helenen, die in unbeschreiblicher Verlegenheit dastand und mit halb furcht-

samer, halb bittender Miene auf des Königs Narren blickte. „Nein, ich kann Euerm Begehr nicht willfahren; ich habe den Befehl niemand ohne schriftliches Begleitungsschreiben von Sr. Majestät oder vom Palatin von Gara zum Grafen von Bisztritz zu lassen.“

In all ihren Hoffnungen niedergeschlagen, stand Helene ohne ein Wort der Erwiderung da, doch Kilian, der ihren Blick auf sich zu ziehen wußte, erhob ihren Muth von neuem, indem er sie durch ein Zeichen des Einverständnisses zum Sprechen ermunterte.

„Se. Majestät schien anderer Meinung zu sein“, bemerkte sie nach kurzer Pause, erröthend bei ihrer kecken Lüge. „Sein Fingerring sollte jeden andern Ausweis überflüssig machen.“

„Höre, Herr Ritter, deine Gewissenhaftigkeit könnte König Ladislaw sehr ungelegen kommen; glaubst du nicht, daß es Fälle gibt, wo man lieber einen Ring als einen schriftlichen Befehl vorzeigt?“

„Wer bürgt mir dafür, daß der Ring wirklich aus den Händen des Königs kommt?“

„Bei meinen Eselsohren!“ rief Kilian mit Pathos, „ich kann nicht so sicher für meine Narrheit und deine Weisheit bürgen, als dafür, daß ich ihn wol hundertmal am Finger Sr. Majestät sah!“

Als der Ritter noch immer unentschlossen blieb, zog ihn der Narr beiseite und flüsterte ihm einige Worte zu, von denen Helene nichts verstand, die aber auf den Burgvogt nicht ohne Eindruck blieben.

„Wenn du nicht die Wahrzeichen des Erzschelms an dir trügest, so könnte man bisweilen an deiner Narrheit irre werden“, antwortete derselbe, durch das Gehörte sichtlich umgestimmt, indem er Helenen mit einer Miene betrachtete, in

die sich theils eine gewisse rücksichtsvolle Scheu, theils Widerwillen und Verachtung mischte.

„Der Erzschelm und der Narr haben auch etwas Verwandtes in ihrem Blut", erwiderte Kilian. „Jener herrscht durch die Sünde, dieser durch die Gugel, und ihr Gebiet erstreckt sich so weit die Sonne scheint, die Luft weht und die Erde Frucht trägt .... Herr Ritter, unter welche Herrschaft begibst du dich? Huldigst du der Narrenkappe oder ...."

„Schweig!" versetzte der Burgvogt, der eben mit einem seiner Diener sprach und auf die geschwätzigen Worte des Lustigmachers nicht achtete. „Und Ihr", fuhr er zu Helenen gewandt fort, „wartet hier, bis der Schließer kommt, er soll Euch zum Grafen hinaufführen. Den Ring behalte ich aber als Ausweis zurück, ich werde ihn nur einem königlichen Herold gegen Austausch eines schriftlichen Befehls ausliefern.

Helene war hiermit einverstanden; was lag ihr jetzt, nach Erreichung ihres Zwecks, noch an dem Ringe? In unbeschreiblich seligem Gefühl hätte sie den Narren an ihre Brust drücken und ihm für den Dienst danken mögen, den er ihr so unerwartet erwiesen hatte! Dieser schien sie kaum mehr zu bemerken. „Herr Ritter, wie lange wirst du den Corviner noch bei dir behalten?" fragte er nach einer Pause. „Die Hofjunker singen sich Lieder von seiner Erhöhung, und der menschenfreundliche Palatin hat schon zwei Nächte nicht mehr geschlafen, weil er nicht recht weiß, wohin die staatsklugen Leute den höchsten Platz verlegen .... Wenn er die Weisheit des Narren und nicht die seines edeln Nebenbuhlers zu Rathe zöge, so würde ich ihm vorschlagen, gleich den alten Auguren aus dem Flug der Raben oder der ihnen verwandten Arten zu schließen, die jetzt in ganzen Zügen von hier aus schnurstracks nach Süden fliegen."

Der Schließer trat ein, und nachdem er seine Instruction vom Burgvogt erhalten, verließ Helene in seiner Begleitung die Halle. Mit einem großen Schlüssel voranschreitend, führte er sie durch einen gewölbten Gang und dann eine endlos scheinende, steinerne Wendeltreppe hinauf.

„Hier ist es!“ sagte Helene tief Athem schöpfend, als sie einen Absatz oder vielmehr einen kleinen Treppenflur erreichten, wo ihr Blick zuerst auf eine eisenbeschlagene, fest verriegelte Thür fiel.

„Nein, noch nicht! Es geht noch höher hinauf!“ brummte der Mann, dem das Treppensteigen die Brust zu beengen schien. „Sie haben Sorge getragen, ihn schon auf Erden dem Himmel so nahe als möglich zu bringen. Dreißig Schuh tiefer hätten sie ihn auch sicher gehabt, und die Schinderei für unsereinen wäre weniger groß gewesen!“ Mit diesen Worten setzte er seinen Weg fort.

Auch die letzte Treppe war bald erstiegen; der Mann steckte den Schlüssel ins Schloß, Helene bebte vor Aufregung, als er die Thür öffnete, sie hineinschob und hinter ihr wieder zuschloß. Wie an den Boden gewurzelt blieb sie auf demselben Fleck stehen. Der Graf saß, ihr den Rücken zugewandt, am Tisch, sein edles Haupt ruhte auf der gestützten Hand. In der Voraussetzung, daß es der Burgvogt sei, blieb er in seiner Stellung unverändert, doch als sich niemand näherte, drehte er langsam den Kopf. Wie mit einem elektrischen Schlage schwand plötzlich der Ausdruck gleichgültiger, kalter Ruhe, und ein freudiger Glanz zuckte über seine Züge.

„Helene!“ rief er aufspringend, und beide lagen sich in stummem Entzücken in den Armen. Es war zugleich ein Augenblick unnennbarer Wonne und tiefen, endlosen Wehs — ein Augenblick, wie er nur durch schwere, bittere Leiden

erkauft wird! Geraume Zeit verging, ehe sie zu sprechen vermochten.

„Auf diese Freude hoffte ich nicht mehr im Leben!“ sagte endlich Hunyady und preßte von neuem das geliebte Mädchen an sich. „Dein Anblick wirft den ersten Lichtschimmer in das Dunkel meines Kerkers .... Seit dem Tode meines Bruders habe ich schwere Tage durchlebt!“

Helenens Antwort lag in ihrem Blick, der langsam und traurig durch die freudlose Zelle glitt. „O Matthias, wer hätte gedacht, daß wir uns so wiedersehen würden!“

„Aber wir sehen uns wieder — und das ist genug! Komm, laß mich dir noch einmal tief, tief ins Auge schauen; dieser Blick soll mir vorschweben, wenn der meinige erlischt .... Sprich, durch welche Macht gelang es dir zu mir zu kommen?“

Indem Helene ihre Thränen trocknete, erzählte sie, wie sie sich Eingang verschafft hatte .... „Aber dennoch“, setzte sie schnell hinzu, „wäre mein Plan ohne Kilian gescheitert, denn der Burgvogt erklärte niemand ohne schriftlichen Befehl vom König oder vom Palatin zu Euch lassen zu dürfen.“

Des Grafen Augenbrauen zogen sich bei Erwähnung von Gara's Namen finster zusammen, doch ein Blick auf Helenen besänftigte seinen auflodernden Zorn. „Ja, Kilian birgt unter Gugel und Narrenjacke einen scharfen Verstand und ein ehrliches Herz“, erwiderte er. „Ich kenne ihn lange, schon als Page konnte ich auf seine List und Ergebenheit rechnen. Aber du, meine Helene, setztest dich meinetwegen in Gefahr und wagtest dich in diese düstere Burg? O, so hast du mir auch vergeben! .... Mein Unrecht gegen dich erhöhte die Kerkerpein, ich bereue es bitter und gäbe viel darum, könnte ich jene Stunde aus deiner und meiner Erinnerung verbannen!“

„Still!“ bat Helene tief erröthend, indem sie ihm mit gesenktem Auge die Hand reichte. „Gott ist mein Zeuge, daß ich Euch alles verziehen habe! Doch nun laßt uns von dem reden, was mich eigentlich herführt, denn die Minuten sind kostbar. Graf, ich muß Euch retten — Ihr dürft nicht länger hier bleiben! Sagt mir nur, auf welche Weise es geschehen kann!“

Hunyady sah sie ernst an, dann antwortete er mit fester Stimme: „Jeder Fluchtversuch von hier ist unmöglich!“

„O nicht doch!“ unterbrach ihn Helene; „ich kann Euch Werkzeuge verschaffen, mit denen Ihr die eisernen Gitter vor Euerm Fenster durchbrecht.“

Der Graf schüttelte den Kopf.

„Ich beschwöre Euch, weist den Gedanken an Rettung nicht zurück!“ rief sie angstvoll bittend. „Könnt Ihr denn wissen, wie lange Eure Gefangenschaft noch währt oder welches Ende Eurer wartet? Denkt an Graf Ladislaw ....“ fügte sie, von tiefem Schmerz ergriffen, hinzu, „denkt an sein furchtbares Los und sinnt auf Mittel zur Flucht!“

„Helene, weil ich an ihn, an meinen unglücklichen Bruder denke, darum sind mir alle Wege zur Flucht verschlossen! Jeder Versuch würde an der Höhe und Festigkeit dieses Kerkers scheitern; wäre dem aber auch nicht so, ständen mir die Thüren offen, ich würde dennoch jede Rettung verschmähen. Nach dem Turnier konnten wir beide entfliehen — Báthory und Országh hatten dafür gesorgt — aber wir blieben, wir gaben uns das Wort unser Schicksal wie Männer zu erwarten. Flucht hätte Schuldbewußtsein verrathen, unser Gewissen war rein, wir vertrauten der Gerechtigkeit des Königs und unserer guten Sache. Mein Bruder hat sein Wort mit dem Tode besiegelt, er wußte zu sterben wie ein Held, der seines großen Vaters würdig war! Ich müßte

mich verachten, wollte ich jetzt fliehen und das meinige brechen! ....“

„Aber Ihr werdet auch sterben!“ fiel ihm Helene verzweiflungsvoll ins Wort.

„Wenigstens will ich zeigen, daß ich den Tod nicht fürchte. Wenn ihn der König über mich verhängt, wie sich erwarten läßt, ja, so werde auch ich sterben; ich bin jeden Augenblick bereit das Los meines schuldlosen Bruders zu theilen. Ich weiß, daß ich nicht nutzlos sterbe: die Corviner fallen, und Ungarn wird frei!“

Helene drückte die gefalteten Hände vors Gesicht; Ton und Blick des Grafen sagten ihr, daß jedes Wort fortan vergeblich sei. Auch in ihren Adern floß Heldenblut, und ihr Geist vermochte sich wol zu jener Höhe zu erheben, wo das Leben nicht als edelstes Gut erscheint, und wo ein vorwurfsvolles Leben uns viel schmachvoller dünkt als der Tod. Aber dennoch blieb sie ein Weib, ein Weib, das nicht für sich, das für ihren Geliebten zittert, und ihre Thränen flossen lautlos, aber heftig.

Matthias sah sie lange an. „Helene, wirst du nicht einst mit Stolz auf mein Grab blicken, wenn der Tod der Corviner das Joch sprengt, das schmachvoll auf diesem schönen Vaterlande lastet? Oder sprich, würdest du mich mehr lieben, wenn ich mein Wort bräche und meinem Bruder treulos würde?“

„O Matthias, für mich würde ich auch so denken“, entgegnete Helene, „und wenn ich statt Eurer hier stände, auch so handeln; aber für Euch, nein, für Euch vermag ich es nicht! Ich kann nicht sagen: bleibt! wenn jeder Pulsschlag meines Herzens nach Eurer Freiheit und Euerm Leben verlangt. Ich kann nicht wünschen, was mich zum elendesten Geschöpf auf Erden macht!“

Matthias wollte das liebende Mädchen in seine Arme schließen, doch sie wich ihm aus und schüttelte traurig den Kopf. „Nein, Graf", sagte sie in feierlichem Ton, „dieses Glück gehörte schönern Stunden an, sie sind mir für ewig entflohen! .... Ich kam nicht in Euern Kerker, um die Wonne der Liebe in Euern Armen zu suchen; nein, Matthias, wäre dies meine Absicht gewesen, die Lüge, welche mir Eingang verschaffte, würde wie ein Schandmal auf meiner Stirn brennen. Ich kam, um Euch zur Rettung zu verhelfen; diese Absicht scheitert an Euerm Willen, ich kann nichts für Euch thun und", setzte sie vom Schmerz übermannt hinzu, „mein Auftrag ist zu Ende! .... Lebt wohl, Graf Matthias, wenn es sein muß, für ewig! .... Gott der Herr nehme Euch in seinen Schutz!" Sie reichte ihm die bebende Hand und wollte sich schnell entfernen.

„Nein!" rief Hunyady, sie zurückhaltend und sie dennoch in seine Arme und an seine Brust drückend, „nicht so darfst du mich verlassen! Willst du mir das einzige, das letzte Glück auf Erden so schnell entziehen? Helene, ich habe Stunden, Tage, Wochen in dumpfem Hinbrüten zugebracht; der Gedanke an unsere widerrechtliche Gefangennehmung, der Verrath des Palatins, der schmachvolle Tod meines Bruders brannten wie glühendes Eisen auf meinem Herzen und verwandelten mir die thatenlose Einsamkeit zur Hölle. Ha! ich stand Qualen aus, wie sie Prometheus am Felsen nicht furchtbarer erdulden konnte, und unter diesen Qualen, unter dem Bewußtsein nichts für meinen Bruder, nichts für mein armes Vaterland und für meine eigene, verrathene Sache thun zu können, erwartete ich täglich meinen Tod! Erst die Ueberzeugung, daß dieser Tod die Früchte bringen werde, die ich im Leben zu ernten nicht berufen bin, daß es meine Mission sei für mein Vaterland — nicht zu wirken

und zu kämpfen, sondern — zu sterben; erst dieser Gedanke söhnte mich mit meinem Schicksal aus! Auch der Tod wird mich zum Helden stempeln! Durch ihn erschüttert der Tyrann die Grundfesten seines Staats, zeigt der ganzen Nation, daß er ihre Rechte verachtet, ihre Freiheiten mit Füßen tritt, und die ganze Nation wird nicht blos als Rächer der Corviner, sondern zur Aufrechthaltung ihrer freien Verfassung aufstehen! .... Bleib, Helene, auch ich darf nicht mehr im süßen Rausche der Zärtlichkeit den ernsten, vor mir liegenden Pfad vergessen; das schmachvolle Ende meines Bruders hat mein Geschick für immer entschieden!" Er hielt inne. Helene sah ihn an; er trug sein Haupt stolz wie ehemals, aber der Glanz aus seinem Auge war gewichen und hatte einer düstern Schwermuth Platz gemacht. Ein tiefes Weh zuckte durch ihr Herz, während Matthias nach einer Pause langsam und bedeutungsvoll hinzufügte: „Mag ich leben oder sterben, es sei fürs Vaterland; ihm weihte ich mich in jener ernsten Stunde, wo mein Bruder sein edles Haupt auf den Henkerblock legte .... Auch du, Helene, vermagst etwas für dein Vaterland zu thun: mich kannst du nicht retten, im Gefängnisse erwarte ich den Ausgang, und sollte ich diesen Entschluß auch mit einem baldigen Tode bezahlen; aber meinen Freunden Rozgonyi, Kanisay, Bodó und den übrigen sei zur Rettung behülflich! Durch den Schließer erfuhr ich ihre Gefangennehmung, und wenn sie noch in der Königsburg sitzen, so ist ihre Flucht nicht unmöglich!"

„Wie ich erst gestern hörte, sind sie noch alle in den dortigen Gefängnissen vertheilt", versetzte Helene, ihren trüben Blick zu ihm erhebend, „nur der Bischof von Großwardein ist dem Primas Cardinal zur gefänglichen Haft übergeben .... Graf Matthias, ich bin gern zu allem bereit, was Euch nützlich werden kann — mit meinem Leben möchte

ich das Eurige erkaufen! Sagt mir nur, wie ihre Flucht zu bewerkstelligen ist!"

Der Graf sann einen Augenblick nach. „Die Gefängnisse sind, soviel ich weiß, in den Thürmen nach der Wasserstadt zu, aber keine der Zellen liegt so hoch, daß man sich nicht an Stricken hinablassen könnte. Es käme nur darauf an, die Fenstergitter zu erbrechen ...."

„O, das geht gewiß!" fiel ihm Helene ins Wort. „Ich will ihnen Werkzeuge verschaffen, die Eisenstangen können sie durchfeilen und aus den Fenstern an zusammengeknüpften Bettüchern entkommen. Ich selbst war gefangen und wurde auf diese Weise befreit!"

„Du gefangen?" fragte Hunyady aufspringend und ihr betroffen ins Antlitz sehend. „Ha! wer wagte es, ein schuldloses Weib gefangen zu halten? O, warum bin ich nicht frei — und wäre es der König selber gewesen, er sollte diese Verruchtheit mit dem Leben bezahlen!"

„Nicht der König", entgegnete Helene. „Was könnte dem auch meine Freiheit oder Gefangenschaft nützen? Nein, Sándor von Graveneck hielt mich gefangen; doch das ist jetzt Nebensache. Sagt mir lieber, an wen ich mich wenden kann, um in die Burg Einlaß zu erhalten."

„Graveneck, der Schurke!" murmelte Matthias. „Helene, weshalb hielt er dich gefangen? .... Ich könnte ihm meinen Dolch in das verruchte Herz stoßen, wenn ich an die Absicht denke, die ihn zu diesem Bubenstück bewog", setzte der Graf, welcher Sándor's Geständniß am Ballabend in der That belauscht hatte, zähneknirschend hinzu. „Nein, laß die Gefangenen ruhig in ihren Kerkern, es würde dich nur neuen Gefahren aussetzen! Eile ins Schloß zurück, verlaß Marien und Sarolta nicht wieder, und sobald sie von Ofen abreisen, so geh' mit ihnen nach Hunyad, dort bist du am

sichersten geschützt .... Auf welche Weise kamst du denn in Graveneck's Gewalt?"

„Das will ich Euch alles nachher erzählen", erwiderte Helene, auf die seine Rede einen peinlichen Eindruck machte. „Jetzt beantwortet erst meine Frage, wie ich am leichtesten in die Burg gelange?"

„Nein, Helene, deine Sicherheit ist mir mehr werth als alles andere!"

„Meine Sicherheit ist in keiner Weise bedroht, denn der Ritter hat die Stadt lange verlassen. Eilt Graf", bat sie in ihn dringend, „die Minuten sind kostbar, der Schließer wartet vor der Thür, und die Strenge des Burgvogts wird uns keine lange Frist gestatten. Sagt mir, an wen soll ich mich wenden?"

Matthias dachte nach. „Ich wüßte keinen, dem die Wege in der Burg bekannter wären als Kilian", sprach er endlich, ihren Bitten nur mit Widerstreben nachgebend. „Ihm stehen alle Thüren offen, und auf seine Treue kann ich bauen. Gib ihm dieses Pfand zum Beweise, daß der Auftrag wirklich von mir kommt." Der Graf löste bei diesen Worten eine goldene Kette los, die er unter seinem Oberkleide trug. „Theile ihm meinen Plan mit; es wird seinem sinnreichen Kopfe nicht schwer werden die Kerker zu erforschen — vielleicht ist es möglich den Gefangenen von den Zinnen oder einer höher gelegenen Zelle oder auch möglicherweise von unten aus die Werkzeuge an Stricken oder Stangen zuzustellen. Wenn die Rettung gelingt, so bringe ihnen meinen Gruß und ermuntere sie in meinem Namen zum einmüthigen Handeln."

„Das soll geschehen! Von hier aus will ich Kilian sogleich aufsuchen."

„Aber vergiß nicht, an dich zu denken! Helene, um

Gottes willen, unternimm nichts, wodurch du dich selbst in Gefahr bringst!" rief der Graf voll Besorgniß und fast bereuend seinen Wunsch ausgesprochen zu haben. „Ueberlaß Kilian die weitere Ausführung, er ist verschlagen und kann sich leicht aus der Schlinge ziehen."

Helene nickte mit dem Kopfe, und um ihn von ihrer Angelegenheit abzubringen, bemerkte sie schnell: „Wißt Ihr denn, daß alle Eure übrigen Freunde Ofen verlassen haben, und nur der Oberrichter noch hier blieb? Man ist allgemein auf den Ausbruch des Bürgerkriegs vorbereitet; noch gestern hört' ich davon sprechen, daß alle Landherren ihre Bauern wehrhaft machen, und überall im Norden, in Böhmen und Oesterreich Truppen geworben werden!"

Matthias' Auge leuchtete bei dieser Nachricht: „Erfuhrst du nichts von meiner Mutter? Was hat sie zu thun beschlossen? .... und wie ertrug sie und die arme Maria den Tod meines Bruders?" setzte er in verändertem Ton hinzu.

„Ich weiß es nicht!" antwortete Helene nicht ohne Verlegenheit.

„Du weißt es nicht? Warst du denn nicht bei meinen Geschwistern?"

„Nein — soviel ich weiß haben sie Ofen lange verlassen."

Matthias' Erstaunen wuchs: „Ich verstehe dich nicht. Sag' mir, was ist es mit Graveneck, und warum bliebst du nicht bei meiner Schwester?"

Helene sann einen Moment nach. „Der Marschall hat Euch verrathen, meine Gegenwart, obgleich ich in der That nicht mit ihm verwandt bin, wäre für die Gräfinnen fortan lästig gewesen, und darum verließ ich sie am Tag Eurer Gefangennehmung", entgegnete sie, ließ jedoch aus Zartgefühl Sarolta's Unfreundlichkeit unerwähnt.

„Helene, warum thatest du das? Wußten sie, daß du gingst?"

„Ich weiß es nicht!"

„Und du kehrtest wieder in das Haus des Marschalls zurück?"

„O, wie könnt Ihr das glauben?" unterbrach sie ihn lebhaft. „Ich verabscheue den Marschall, ich verachte ihn aus mehr als einem Grunde, nimmermehr würde ich zu ihm gehen!"

„Wie kamst du denn mit seinem Bruder zusammen?"

„Vater Gabriel, ein Pauliner-Eremit, den ich kenne, versprach, mir ein Unterkommen in einem Nonnenkloster zu verschaffen, zu ihm wollte ich mich nach Eurer Gefangennehmung begeben, als ...."

„Helene", fiel ihr der Graf mit der ihm eigenen Scharfsicht ins Wort, „wann hatte Vater Gabriel dir das versprochen? Ich weiß, du sahst ihn am Tag der Jagd, aber damals wußtest du ja noch nichts von Graveneck's Verrath."

Helene erwiderte nichts.

„Du schweigst? — ich errathe deine Absicht. Ha! ich konnte es fast denken! Helene, du würdest das Schloß verlassen haben, auch ohne die Vorfälle, welche sich beim Turnier ereigneten?"

Helene erröthete lebhaft, aber sie schwieg noch immer. Nach kurzer Pause sah sie auf, der Graf stand vor ihr, sein dunkles Auge, das gewöhnlich so frei und sicher unter den Brauen zu blicken pflegte, zeigte einen schnell wechselnden Ausdruck.

„Helene, du hattest das Vertrauen zu mir verloren, du wolltest mich heimlich verlassen — ha, ich verdiente es nicht besser!" fügte er vorwurfsvoll und reuig zugleich hinzu.

Sie konnte nicht Nein sagen, aber in ihrem gesenkten Auge zitterte eine Thräne.

Der Graf wandte sich weg. „Und was geschah, als du zu dem Mönch gingst?“

„Vater Gabriel war verreist; ich wußte nicht wohin; der Abend brach ein, ich wollte ein Unterkommen für die Nacht suchen, als Sándor hinter mir herkam und mich zwang ihm zu folgen. Er brachte mich in ein kleines Haus in einer mir unbekannten Gegend der Stadt, wo ich bald einsah, daß ich eine Gefangene war.“

Der Graf hatte das kleine Gemach mehrmals mit klirrenden Schritten durchmessen. „Und dann —“ fragte er, plötzlich stehen bleibend mit schlecht unterdrückter Wuth, indem er sie streng und finster ansah. „Sprich, was sagte der Bube? Was verlangte er von dir?“

Durch die Rauheit seines Tons eingeschüchtert, erhob Helene ihr sanftes Auge bittend zu ihm.

„Nun? .... du schweigst! Ha, der Schurke, wäre er hier ich könnte ihn mit Füßen treten! .... Sprich, hat er dich in irgendeiner Weise beleidigt?“

„Nein“, versetzte Helene leise und beklommen. „Ich sah ihn nur einmal, denn er mußte gleich darauf, von dem Oberrichter verfolgt, die Stadt verlassen. Aber die Ungewißheit und der Schmerz über Euer Schicksal machten mir diese Zeit zur qualvollsten meines Lebens. Graf, man ließ mich wochenlang in dem Wahn, daß auch ihr hingerichtet wäret, und was ich dabei empfand, vermag kein Wort zu schildern!“ Helene holte tief Athem. „Erst vor wenigen Tagen erfuhr ich durch einen ehemaligen Hirten, der mich diese Nacht befreite, die Wahrheit.“

„Erst diese Nacht?“ wiederholte Matthias, in dessen Blick sich Zärtlichkeit mit einer ihm sonst völlig fremden

Wehmuth mischte. „Und wo bleibst du nun? Ich weiß, du bist in der Stadt fremd."

„Der Hirt brachte mich zu seiner Muhme, die hier in der Nähe wohnt, sowie ich aber mit Kilian gesprochen habe, will ich Vater Gabriel aufsuchen."

„Ein Hirt sorgt für sie, und das Haus seiner Muhme ist die einzige Zuflucht derer, die ich mit meinem Leben beschützen möchte!" sprach der Graf in tiefer Bitterkeit .... „Ja, thue das", fuhr er nach einer Pause fort. „Geh' zu dem Priester oder noch besser, geh' zu dem Oberrichter Országh von Guth, er ist mein Freund, er und seine Gemahlin werden dir gern Schutz verleihen, wenn du ihnen sagst, daß du bisher bei meiner Mutter und meinen Geschwistern warst."

„Der Oberrichter ist Euer Freund, doch was hat das mit dieser Angelegenheit zu schaffen? Wird er deshalb eine Fremde berücksichtigen, die zwar im Dienste Eurer Mutter stand, aber weder von dieser noch von den jungen Gräfinnen eine Fürsprache bringt?" Es lag durchaus nicht in Helenens Absicht dem Grafen wehe zu thun, sie liebte ihn viel zu sehr, und doch traf ihn die Wahrheit dessen, was sie sagte, mit hartem Vorwurf. Er kannte sein Unrecht gegen sie, aber er fühlte auch, daß der begangene Fehler nie wieder gut zu machen war. „Nein, ich will lieber Vater Gabriel aufsuchen, in einem Nonnenkloster finde ich Schutz, und mein Herz wird endlich den ersehnten Frieden erlangen!"

Matthias sah sie fragend an, es lag eine seltsame Unruhe in diesem forschenden, wachsamen Blick. Obgleich er wußte, daß sie für ihn verloren war, daß, ob er lebe oder sterbe, er sich fortan nur der großen Sache seines Vaterlandes weihe, so flößte der Gedanke, daß diese Trennung

von ihr ausgehen und sie ihm durch eine andere Macht als seinen eigenen Willen entzogen werden könnte, dem herrschsüchtigen und stolzen Mann einen unbegreiflichen Schrecken ein.

„Helene!" rief er heftig. „Du denkst doch nicht daran den Schleier zu nehmen?"

„Graf, ich hätte vielleicht lange daran gedacht", entgegnete sie wehmüthig, „wäre dies nicht den religiösen Ansichten meines theuern Pflegevaters zuwider. Vater Valentin hielt wenig von Klöstern; er glaubte, daß es Gott wohlgefälliger sei, unter seinen Mitmenschen zu leben und auch ohne äußerlichen Zwang den rechten Weg zu finden."

In diesem Augenblick wurde an die Thür geklopft.

„Das ist der Schließer! Ich muß fort!" flüsterte sie erbleichend. „O Matthias, wann und wo sehen wir uns wieder?"

Der Graf fuhr zusammen. „Versprich mir, daß du deinem Wort getreu bleibst!" bat er sie fest anblickend, aber mit unmerklichem Beben der Stimme. „Helene, ich weiß nicht, ob und wo wir uns wiedersehen, aber nimm meinem Herzen nicht die letzte Hoffnung! Was wäre mir die Freiheit, was die Welt, wenn ich dich vergebens in ihr suchte, und die Mauern eines Klosters uns für immer trennten!"

„Glaubt Ihr, ich könnte mit den heiligsten Gelübden ein leichtsinniges Spiel treiben? Heute darf ich ohne Sünde, ohne Vorwurf an Euch denken, nach empfangener Weihe wäre es ein Verbrechen, und doch wüßt' ich im voraus, daß ihr nicht die Macht innewohnte diese Liebe in mir zu tödten! .... Matthias, wir müssen jetzt scheiden, lebe wohl! wenn es sein muß, ja, dann auf ewig! ...." Sie sah ihn mit bleichem Antlitz und mit tiefem, unaussprechlichem Weh an; es war, als sollte ihr besserer Theil von ihr genommen werden.

Der Graf rang nach Fassung; er dachte an den Tod seines Bruders, an sein Gelübde, er wollte standhaft bleiben, wie ein Mann auch die letzte Probe bestehen; allein ein Blick auf Helene, das Bewußtsein, daß der Moment gekommen sei, wo er sich vom theuersten Glück der Erde losreißen mußte, drängte alle seine Entschlüsse in den Hintergrund. Mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit preßte er sie an sich; das in Schmerz aufgelöste Mädchen weinte an seiner Brust. Sie wollte sich aus seinen Armen losmachen, doch fest hielt er sie umklammert. „Laß mich los, Matthias, ich muß fort!“ bat sie leise, aber er schien sie nicht zu hören.

Da wurde noch einmal und stärker als vorhin an die Thür geklopft.

Er ließ sie plötzlich los, seine Züge waren starr und fahl, seine Lippe zuckte, seine Brust arbeitete heftig: der Kampf war furchtbar und erschütternd.

Helene vermochte den Blick nicht von ihm zu wenden. „Mein Gott, ich kann ihn so nicht verlassen!“ rief sie mit halberstickter Stimme.

Der Graf wollte lächeln, aber dieses Lächeln hätte ihrem Herzen blutige Thränen auspressen können; es war verzerrt und grauenhaft wie das Lachen der Verzweiflung. „Matthias, sieh mich nicht so wild an, du brichst mir das Herz! Nur einen Blick der Liebe noch, den letzten aus diesem Auge, in dem mein Himmel, in dem mein alles lag!“

Der Graf stöhnte laut. Noch einmal faßten seine heißen Hände die ihrigen, noch einmal zog er sie an sich. „Habe Dank, daß du gekommen bist!“ rief er mit dumpfer Stimme. „Soll ich sterben, war dies mein letzter Schmerz, mein letztes Glück auf Erden — so bete, daß es bald geschieht! ....“

Er warf sich auf den Schemel, vergrub das Gesicht in

seine Hände, und während Helene der Thür zuwankte, hörte sie, wie er, der stolze, der starke Mann, gleich einem Kinde laut schluchzte! ....

Dreizehntes Kapitel.

Helenen wollte das Herz fast brechen, als sie den Schlüssel in dem rostigen Schlosse drehen hörte, und die innere Stimme ihr zurief: Jetzt ist er dir für diese Welt entrissen, mit dem letzten Lebewohl hast du ihn auf ewig verloren! Sie zog den Schleier über das Gesicht, unaufhaltsam, ihrer Sinne kaum mächtig, eilte sie die Wendeltreppe hinab, ohne das Rufen ihres Führers zu hören, der ihr vergebens zu folgen suchte. So gelangte sie in den Hof und schritt mechanisch, ohne nachzudenken, weiter.

„Wo wollt Ihr hin?“ fragte sie einer der Männer, als sie plötzlich vor einer verschlossenen Thür stehen blieb.

„Ist dies nicht der Ausgang?“ entgegnete Helene, wie aus einem Traum erwachend.

„Dort herum“, und er wies mit der Hand nach der Pforte. Helene ging weiter; erst als die grauen Thürme hinter ihr lagen, fing sie an sich ihres Zustandes bewußt zu werden. Der Platz vor der Burg war noch so öde wie vorhin; vergebens sah sie sich nach einem Menschen um, der ihr den nächsten Weg zur Königsburg zeigen konnte. Erschöpft von der heftigen Gemüthsbewegung und nicht wissend, wohin sie ihre Schritte zuerst lenken sollte, setzte sie sich auf die Stufen des nächsten Hauses, und anstatt

einen Entschluß zu fassen, verfiel sie in düsteres Sinnen. Auf einmal fühlte sie eine Hand schwer auf ihrer Schulter; sie sah auf, und ihr matter Blick begegnete dem sonst so lustigen Auge des Narren, der sie mit wehmüthiger Theilnahme betrachtete.

„Ha, junge Dame, wenn man Euch lange in die traurigen Augen schaut, so könnte man beim Andenken an alle Kobolde, die je Hahnenkamm und Eselsohren trugen, schier auf acht Tage die witzigen Einfälle vergessen und als Narr ohne Narrheit einhergehen!“ sagte der Lustigmacher mit erzwungenem Lachen. „Ich wartete schon lange in jener Straße auf Euch, aber Narren fehlt Geduld, und da Ihr nicht kamt, zog ich vor Euch aufzusuchen .... Wie geht's dort oben im Thurm? Aus dem alten Brummbär unten ist wenig herauszubringen, er lacht über die tollsten Streiche, aber bleibt dabei zähe und schweigsam wie ein Brahmane im dritten Stadium seiner Priesterschaft.“

„Es geht dem Grafen wie einem, der das Leben überwinden muß, und der am Morgen denkt, daß er den Abend nicht mehr sehen wird“, antwortete Helene, ohne ihre Schwermuth bemeistern zu können.

„Fasset Muth, junges Fräulein. Es mag nicht so schlecht mit ihm stehen, als Ihr denkt. Ich hörte neulich den König zum Palatin sagen, daß er den Grafen schonen wolle, um durch seine Freilassung den Grimm seiner Sippschaft zu besänftigen.“

„Kann ich Euerm Wort vertrauen?“ fragte Helene, deren Züge ein schwacher Hoffnungsschimmer belebte.

„So wahr ich meiner Gugel vertraue, unter deren Panier ich Hofknechten, Thoren und Heuchlern zum Trotz der Wahrheit schon manches Treffen geliefert habe!“

„Kilian, ich war eben im Begriff Euch aufzusuchen,

denn Ihr meint es aufrichtig mit dem Grafen, Ihr nehmt theil an seiner guten Sache — ich weiß, Ihr seid kein Freund derer, welche ihn zu verderben trachten."

„Wer Euch das sagt, hat der Narrheit ein Todtenlied gekrächzt", erwiderte Kilian ausweichend. „Sie hält es mit jedermann, ihre Liebe und ihr Haß sind wie die Stacheln an einer Distel, die ...."

„Ihr selbst ließt es mich vorhin beim Burgvogt aus Euern Worten errathen", unterbrach ihn Helene. „Kilian, wer Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, der sollte die garstige Maske verschmähen .... Werft sie wenigstens jetzt von Euch und scheint, was Ihr seid, denn ich habe ein ernstes Wort mit Euch zu reden, und, bei Gott! mein Geist ist heute zu stumpf und mein Herz zu schwer, um aus den Schlacken witziger Spöttereien die echten Goldkörner der Wahrheit herauszulesen."

Kilian sah sie gutmüthig lächelnd an. „Und trotz des stumpfen Geistes und schweren Herzens seid Ihr weiter vorgedrungen, als Narrenweisheit es erlauben sollte; doch es sei, und wenn sich nur etwas in meiner Apotheke vorfände, das Euer krankes Herz zu heilen vermöchte, bei der Weisheit König Salomo's, ich wollte Euch gern einen Blick in dies Laboratorium gestatten."

„Wolltet Ihr? Gebt mir Hand und Wort, daß Euch der Wille nicht fehlt, denn die Macht dazu habt Ihr in der That", rief Helene mit einer Lebhaftigkeit, die Kilian bald überzeugte, daß ihren Worten eine bestimmte Absicht zum Grunde lag.

„Hahaha! der Schuster soll bei seinem Leisten und der Narr bei seiner Narrheit bleiben, oder sie gerathen beide aufs Glatteis!" versetzte er mit einem seltsamen Luftsprunge. „Nein, meine Schellen müßten meinen Witz zuvor

zu Grabe läuten, ehe ich mich durch Euer hübsches, trauriges Gesicht so fangen ließe!"

Helene sah ihn freundlich an: „Kilian, Mitleid macht die Scharfsicht nicht zu Schanden; beide finden auch unter einer Gugel in Eintracht Platz, wenn nur ein biederes Herz ihnen zur Seite schlägt .... Ich spreche in der That Eure Hülfe für den Grafen von Hunyady an. Durch mich sendet er Euch einen Auftrag und zum Zeichen, daß ich wahr rede, gab er mir diese Kette für Euch. Täuscht nicht das Vertrauen, das er in Euch setzt!"

Der Narr besah die Kette, wie ein Kind ein Spielzeug besieht, dann verbarg er sie in der Tasche seines Kleides. „Zur Winterszeit, wenn Schnee die Erde bedeckt, nützt die Einsaat wenig", entgegnete er, listig mit den Augen blinzelnd. „Der kluge Landmann bewahrt sie, bis die Frühlingssonne den Boden durchwärmt, dann trägt sie ihm hundertfältige Früchte! .... Diese Kette sahen noch mehr Leute als Ihr und ich am Halse des Grafen, und wollte ich sie heute umhängen, sie würde mich schwerer drücken als der Stahlreif den Sklaven, aber ihre Zeit wird kommen wie die Zeit der Saat! Ich werde dann diese Kette mit Stolz tragen, und mancher wird mich darum beneiden .... Jetzt sagt, was der Graf von mir begehrt, denn der Dienst muß der Gabe würdig sein."

„Ihr sollt der Kette zu Ehren verhelfen, damit Ihr sie bald tragen könnt. Euch ist dann so gut gedient wie ihm", antwortete Helene mit einer Wehmuth, die wenig zu dem scherzhaften Sinn ihrer Worte paßte.

„Wie kann das geschehen?" fragte Kilian neugierig.

„Wenn Ihr mich unterstützt die gefangenen Freunde des Grafen zu befreien!"

„Ein Wagstück, das uns ihnen beigesellen kann.“

„Ich fürchte keine Gefahr und bin gern bereit die schwierigste Rolle dabei selbst zu übernehmen, wenn Ihr mir nur mit Rath und That beistehen wollt.“

„Glaubt Ihr, ich lasse mich durch ein Weib beschämen?“ fiel ihr Kilian ins Wort. Ich führe zwar statt des Schwertes den Narrenkolben, habe aber dennoch den Arm und das Herz eines Mannes, und für den Grafen will ich weder jenen schonen, noch dieses engherzig verschließen!“

Helene reichte ihm die Hand. „Er wußte, daß er sich nicht in Euch täuschte! Schlägt's fehl, so möge Gott es Euch lohnen, wird der Graf aber noch einmal frei, so hat er Macht Euch die That zu vergelten.“ Nun theilte sie ihm Hunyady's Plan mit; er fand ihn nicht unausführbar, obgleich er fürchtete, daß, wenn auch alles so weit gelänge, das Durchfeilen der Eisengitter die Aufmerksamkeit der Wachen rege machen würde. Bis zum Abend versprach er indeß die verschiedenen Zellen der Gefangenen auszuforschen und die nöthigen Werkzeuge herbeizuschaffen. Von wo aus und wann man ihnen dieselben zustellen könne, darüber war er noch selbst in Zweifel. Bei der Nothwendigkeit, einige Personen ins Geheimniß zu ziehen, wollte er die Entscheidung dieser Frage von der Besetzung der Wachen abhängig machen, unter denen er mehrere zuverlässige Freunde besaß. — Nachdem beide noch verabredet sich gegen Abend auf einem bestimmten Platz in der Burg zu treffen, und Kilian der größern Sicherheit wegen versprochen hatte Helenen Pagenkleider nach der von ihr beschriebenen Herberge zu schicken, begab sich das junge Mädchen mit erleichtertem Herzen in das Haus ihrer Wirthin zurück. Hier traf sie Miklós, der sie zu ihrem Schrecken benachrichtigte, daß Ritter Sándor am Morgen zurückgekehrt, über ihre Flucht, die allen als ein unbe-

greifliches Räthsel erscheine, sehr aufgebracht sei und sogleich Boten nach ihr ausgeschickt habe.

„Heilige Jungfrau! welches Glück, daß wir nicht länger warteten!“ rief Helene.

„Ja, hätte er uns unterwegs getroffen, es wäre uns beiden nicht nach Wunsch ergangen“, meinte der Gulyás. „Ich würde wahrscheinlich einige Zoll tief kaltes Eisen zwischen die Rippen bekommen haben, und Ihr ....“

Helene schöpfte tief Athem. „Miklós, ich bin Euch großen Dank schuldig, denn ohne Euch wäre die Flucht nimmermehr gelungen! Hörtet Ihr nicht, ob der Ritter lange in der Stadt bleibt?“

„Ich glaube nicht, er scheint das Tageslicht gerade so viel zu scheuen wie wir gestern Abend das Mondlicht, denn als er zum Palatin ging, versäumte er es nicht, sich sehr dicht in seinen Mantel zu hüllen, und wäre seine Botschaft nicht eilig gewesen, so hätte er damit gern bis zum Abend gewartet.“

Diese Nachricht bestimmte Helenen ihren Vorsatz, Vater Gabriel aufzusuchen, für heute zu verschieben und sich während des Tags ruhig auf ihrem Zimmer zu halten, um nicht etwa mit dem Ritter noch einmal zusammenzutreffen. Gegen Abend brachte ihr ein fremder Knabe den gewünschten Anzug; aber schon mehrmals hatte sie mit bedenklicher Miene zum Fenster hinausgesehen, denn die Luft, welche den ganzen Tag über heiß und drückend gewesen, wurde gegen Abend unerträglich schwül; der Himmel verfinsterte sich sichtlich, und ein schweres Unwetter stand zu erwarten. Obgleich schon ein ungestümer Wind den Staub hoch aufwirbelte, und die Wolken sich zu bleifarbenen Massen zusammenballten, so verließ sie dennoch in Pagentracht gekleidet das Haus. Die Dunkelheit nahm schnell zu; noch ehe sie das Schloß erreichte, lag

dichteste Finsterniß über der Stadt. Der Sturm ging in einen wahren Orkan über, und gewaltsam mußte sie sich gegen seine andringende Gewalt stemmen; athemlos stand sie mehrmals still, der Aufruhr in der Natur erfüllte sie mit Grauen, aber getrost setzte sie ihren Weg fort: Liebe leitete ihren Schritt und flößte ihrem verzagten Herzen Muth und Standhaftigkeit ein.

Am Burgthor fand sie Kilian, er hatte über sein Narrencostüm ein dunkles Gewand geworfen und seine kugelförmige, unten wie ein türkischer Bund geformte Gugel mit einem breitkrämpigen Hut vertauscht. „Meine Rolle ist heute durch eine schwarzäugige Kumanerin ersetzt, die König Ladislaw ein Lied von Hagen's Haß und Chriemhildens Rache vorsingt", flüsterte er Helenen zu. „Ha, der Himmel spielt dabei aus allen Pfeifen und mit Pauken und Posaunen die Begleitung; ich aber habe Feierabend und rufe aus frohem Herzen mein «Amen!» in das Doppelconcert!"

„Es ist schauerlich", versetzte das junge Mädchen, welches sich dichter in den kurzen Pagenmantel hüllte und die Hand vor die Augen hielt, da mehrere Blitze gleich feurigen Schlangen durch die Finsterniß zuckten, und der ganze Schloßhof einen kurzen Moment in ein Flammenmeer gehüllt schien.

„Keinen bessern Segen konnten wir zu unserm Unternehmen von oben herab erwarten", antwortete Kilian. „Es wird hoffentlich noch besser kommen; wenn jene schwarzen Wolken erst die Schleusen öffnen und ihr Rauschen mit dem Grollen des Donners und dem Geheul des Sturms sich mischt: dann ist's Zeit für uns."

„Also meint Ihr, daß wir es heute wagen?" fragte sie mit banger Freude.

„Heute oder nie, denn so gut wird es uns nicht wieder geboten! Kommt etwas mehr unter die Bedachung, es beginnen schon einzelne große Tropfen zu fallen. Ich will nur noch auf einen Kameraden warten, dann können wir einstweilen in die Pförtnerstube eintreten."

„Weiß noch sonst jemand um den Plan, und habt Ihr alles in Bereitschaft?"

„Alles, junge Dame! Ich kenne jetzt die Zellen der Gefangenen, sie sind ziemlich in einer Richtung und gehen alle nach der Wasserstadt zu. Nur für Herrn von Modrár ist wenig Aussicht, sein Behältniß liegt zu weit nach der Mitte des Platzes, dort ist mehr Verkehr, und unter den heutigen Wachtposten befindet sich keiner, dem ich trauen darf. Auf dieser Seite hingegen steht meiner Base Sohn, er ist ein kecker, munterer Bursche und wird schon dafür sorgen, daß seine Kameraden sich auf das morgende Fronleichnamsfest gehörig vorbereiten. Bruder György muß bei diesem Wetter sein bestes Lagerbier hergeben, und die Frau Gevatterin hat ein lustiges Kaminfeuer in Bereitschaft, woran die armen Bursche ihre Kleider trocknen sollen. Die oben auf den Zinnen haben wir in dieser Nacht gar nicht zu fürchten, da hält kein einziger Stich, und wenn die verteufelt blendenden Blitze nur erst aufhören, ist die Finsterniß so dicht, daß keiner von oben sehen kann, was unten vorgeht, und wenn er sich doppelte Augen wie des Bischofs gelehrter Doctor anschaffte."

In diesem Augenblick trat ein Mann an ihn heran und winkte mit der Hand.

„Ihr könnt immer dreist reden", sagte der Narr. „Dieser junge Herr weiß, um was es sich handelt .... Habt Ihr die Leiter glücklich durch das Pförtchen gebracht?"

Der Mann nickte statt der Antwort mit dem Kopfe.

„Ist sie auch so gestellt, daß niemand vom zweiten Hof aus sie sehen kann?“

„Er könnte darüber fallen und würde sie doch nicht sehen“, entgegnete der Fremde. „Hört, Kilian, ich kann mich doch aber auch auf Euch verlassen? Mein Weib hat uns ausgelacht, sie sagt: mit Narren und Juden ist schlecht Federn lesen; sie lügen euch den Hals voll, aber lassen ihn trocken.“

„Seid unbesorgt!“ erwiderte Kilian. „Jeder von euch bekommt seine zehn blanken Goldgulden noch außer dem Gelde für die geborgten Pferde. Ich dächte, wir wären uns beide sicher genug, denn wenn ich Euch heute verrathe, so baumelt Ihr morgen so steif am Galgen wie ein zäher Rehbock in der königlichen Wildkammer, und bekämt Ihr Lust zu diesem Spaß, was Euch freilich ein wenig mehr Mühe zu beweisen kosten würde, so könnte ich dem Tageslicht auch für eine Weile Valet zurufen. Folglich haben wir beide ziemlich gleiche Ursache gute Freunde zu bleiben. Was aber Euer Weib betrifft, so hättet Ihr so klug sein sollen sie aus dem Spiel zu lassen, denn Weiber und Elstern können beide den Schnabel nicht halten.“

„O, deshalb bin ich ganz sicher! Glaubt mir, sie ist furchtsamer als ich.“

„Das wäre freilich ein Kunststück, worauf sie sich etwas zugute thun könnte“, rief lachend der Narr. „Freund, habt Ihr auch dafür gesorgt, daß die Pferde pünktlich um ein Uhr nach Mitternacht auf dem verabredeten Hof halten?“

„Sie sollen eher da sein, als es noth thut; sagt mir nur, ob Niklas schon jetzt mit den beiden Blendlaternen kommen soll?“

„Er kann sie in die Pförtnerstube tragen, der Alte ist

nicht bei Wege, und sein Weib weiß schon, was sie damit anzufangen hat. Dann haltet Euch aber beide bereit, denn gegen Mitternacht, sobald es im Hof still ist, und die Wachen beim Humpen sitzen, wollen wir zuerst Herrn von Kanisay einen Besuch abstatten — die Leiter wird nicht bis hinan reichen, das thut aber nichts, wir können alles, dessen er bedarf, an eine Stange binden .... Kommt junger Herr", setzte er zu Helenen gewendet hinzu, „der Regen beginnt immer stärker herabzuströmen, in der Stube ist es behaglicher, und der Sturm wird uns diese Nacht noch genug um die Ohren pfeifen!"

Indem sie vorsichtig über den öden Hof zur Pförtnerwohnung schlichen, welche einen Theil der Ringmauer bildete, kamen ihnen zwei Ritter entgegen.

„Heda, Junker Page! gut, daß ich Euch hier treffe!" redete einer derselben Helenen an. „Habt die Gefälligkeit nach der großen Halle zu gehen; dort werdet Ihr Ritter Lamberger finden, bringt ihm einen Gruß von Ladislaw von Buzlay und sagt ihm, er solle noch jedenfalls heute Abend zum Palatin von Gara kommen!"

Das junge Mädchen stand mit wahrem Entsetzen da, denn in dem Begleiter des Ritters, der wenige Schritte zurückblieb, erkannte sie auf den ersten Blick Sándor von Graveneck. Sie drückte ihren Biberhut so tief als möglich in die Stirn und wandte sich zur Seite. Zum Glück schien der Ritter, mit ganz andern Dingen beschäftigt, für sie keine Aufmerksamkeit zu haben.

Helene hörte den Befehl ohne zu antworten. Sie warf einen ungewissen, fragenden Blick auf Kilian, dessen Gesicht von dem Lichtschimmer aus der Pförtnerwohnung hell und voll beleuchtet wurde; dieser deutete mit den Augen nach dem Schlosse. Sie verstand seinen Wink und wollte sich

eben entfernen, als Sándor einen Schritt näher trat und seinem Gefährten etwas zuflüsterte.

Helene glaubte sich schon verrathen, sie wagte nicht aufzublicken, die Füße wankten unter ihrem Körper.

„Ja, Ihr habt recht", antwortete Sándor's Begleiter. „Wir wollen so lange unter die Thür treten. Hört Junker, sagt dem Ritter Lamberger, er solle Euch das bewußte Packet geben, und dann bringt es uns, wir werden hier auf Euch warten."

Helene verneigte sich und verschwand in der Dunkelheit, froh, daß ihre Besorgnisse bisjetzt wenigstens unbegründet blieben. Dennoch dachte sie nicht ohne Bangigkeit daran, in der großen Halle vielleicht manchem der Herren, die sie im gräflichen Schlosse gesehen hatten, zu begegnen. Da die beiden Ritter sie aber erwarteten, so sah sie keinen andern Ausweg, als es auf gut Glück zu wagen. Während sie mit zaghaften Schritten durch das Schloßportal ging, trat Kilian ihr unerwartet von der innern Seite entgegen.

„Wie kommt Ihr auf einmal hierher?" fragte sie erstaunt.

„Sobald die Ritter mich aus dem Gesicht verloren, machte ich kehrt und schlug einen nähern Weg ein, um Euch hier noch zu treffen", versetzte der Narr. „Ihr schient verlegen, ich merkte, Ihr fürchtet in der Halle erkannt zu werden, und das ist auch gar nicht so unmöglich. Ein Gesicht wie das Eurige wird nicht alle Tag zu Markte gebracht, obgleich kein Verkäufer seine Waare besser anzupreisen und dem Auge gefälliger zu entfalten versteht, als die Schönen dort oben ihre Reize. Nun wartet nur hinter jenem Pfeiler, ich kenne dienstbare Geister genug, die für einen Witz von Kilian, mag er gut oder schlecht sein, Euern Auftrag gern ausrichten, dann mögt Ihr die Antwort den Herren überbringen."

Ehe Helene noch etwas erwidern konnte, war er um die Ecke verschwunden. Es währte nicht lange, so kam er mit dem verlangten Päckchen.

„Ritter Lamberger wird kommen! So, nun geht und bringt es den Rittern, denn die Zeit verstreicht, und ich möchte sie gern aus dem Häuschen los sein.“

„Das ist es eben, Kilian, ich traue mich nicht hinein, denn Herr von Graveneck ist dort, vor dem ich mich am allerwenigsten sehen lassen darf!“

„Dann gebt, ich will es selbst hineintragen; das wird ihnen auch gleich sein, wenn sie es nur erhalten.“

Helenen war ein Stein vom Herzen genommen, und beruhigter folgte sie dem Narren in einiger Entfernung, wagte sich aber erst dann näher heran, als sie die beiden Ritter die Pförtnerstube und diesen Theil des Hofs verlassen sah. Die Frau, welche um das Geheimniß wußte, brachte sie nach einer Kammer, wo Kilian ihrer bereits wartete und beschäftigt war Messer, Feilen und Brecheisen an Stangen zu binden.

„Ich denke, das wird durch die Eisengitter hindurchzubringen sein“, sagte er, auf seine Vorrichtung weisend. „Damit haben die Herren alles, dessen sie bedürfen, und können tapfer darauf losarbeiten; vor dem Geheul des Sturms und dem Geprassel des Regens wird der dadurch verursachte Lärm nicht fünf Schritte weit zu hören sein. Das Uebrige überlassen wir ihnen selbst; an Gurt und Bettuch können sie sich bis zur Leiter oder schlimmstenfalls auch auf die Erde herablassen, da wir nur ein'e Leiter besitzen, und der Gefangenen fünf sind .... Herrn von Modrár's Befreiung müssen wir nun schon der Gnade König Ladislaw's anheimstellen.“

Gegen elf Uhr fand sich auch Niklas mit seinem Begleiter ein.

„Wir können uns getrost ans Werk machen, draußen läßt sich keine Katze mehr sehen. Beim heiligen Laurentius, das ist eine Nacht, wie sie mir noch nicht zum zweiten mal vorkam, und wundern soll's mich nicht, wenn die Leute morgen mit Kähnen durch die Stadt fahren!" meinte einer der Männer, indem er seine vom Regen triefenden Kleider ohne viele Umstände im Gemach ausschüttelte.

Kilian ging selbst hinaus, und sein Witz erstarb für den ersten Moment, als er einen scheuen Blick in die grauenvolle Nacht hinauswarf. Er fand die Aussage vollkommen bestätigt; das Gewitter war zwar vorübergezogen, aber der Himmel lag wie ein schwarzes Grabtuch über der Erde, und der Sturm peitschte den Regen mit einer Heftigkeit gegen die Mauer, als hätte er die alten Steine aus ihren Fugen reißen wollen.*) „Das ist eine wahre Sündflut", rief der Narr zurückkommend. „Es muß, meiner Treu, einen Aufstand im Himmel geben, daß es so toll auf der Erde hergeht! Ich glaube die Heiligen und die Kobolde dort oben führen so gut Krieg untereinander wie die Menschen hier unten! .... Ihr habt recht", fuhr er dann zu Niklas gewendet fort, „wir können unsere Arbeit immerhin beginnen, obgleich Mitternacht noch nicht vorüber ist .... Ihr, junges Fräulein, bleibt aber ruhig hier, solch Unwetter ist nicht für Eure zarten Glieder; wir werden auch ohne Euch damit zu Stande kommen."

*) Am Vorabend des Fronleichnamsfestes wüthete ein Unwetter über Ofen, wie sich dessen die ältesten Leute nicht zu erinnern wußten; der Regen, gleich einem Wolkenbruche, überschwemmte die Straßen, und durch den Orkan wurden Dächer abgedeckt, die festesten Gebäude erschüttert und Bäume entwurzelt. (Nach Feßler.)

„Nicht doch“, entgegnete Helene. „Ich gehe so gut wie Ihr, und wenn ich Euch weiter nichts nutzen kann, so bin ich doch als Wachtposten zu gebrauchen.“

„Auch die Rolle macht das Unwetter fast überflüssig; es ist keine Hand vor den Augen zu sehen, und sollten wir wirklich einen verspäteten Nachtschwärmer antreffen, so hat der mit sich zu thun und wird froh sein die zierlichen Schnabelschuhe noch einigermaßen brauchbar aus dem Schlamm herauszubringen, ohne sich viel nach andern umzusehen.“

Da Helene indeß nicht zum Zurückbleiben zu bewegen war, so versorgte Kilian sie noch mit einem langen Mantel, und alle machten sich, mit ihren Geräthschaften versehen, auf den Weg. Trotz seiner vorgeblichen Sicherheit ging der Narr doch mit größter Vorsicht zu Werke; er ließ seine Begleiter mehrmals still stehen, eilte voraus und spähte nach allen Seiten umher, ob sich auch nichts Verdächtiges blicken ließ.

„Wie schade, daß die Gefängnisse nicht auf dieser Seite liegen, da könnten die Herren sich das Klettern über die Mauer ersparen“, bemerkte einer der Männer zu Kilian.

„Ueber die Mauer sollen sie schon kommen, wenn sie nur erst so weit gelangt sind“, erwiderte der Angeredete. „Diesseits klettern sie die Leiter hinauf, durch deren oberste Sprosse wir Stricke ziehen, woran sie jenseits hinabgleiten.“

„Höre“, flüsterte Niklas seinem Kameraden zu, „wär's hier, so möchte ich trotz der zehn Goldgulden nichts mit dem Handel zu thun haben, denn was hälfe das Geld, wenn ich den Kopf dabei einbüßte? .... Auf dieser Seite liegen die Wohnungen der meisten Ritter, und der Verkehr dauert häufig die ganze Nacht durch. Nach der Wasserstadt zu ist's öde, man begegnet höchstens den Wachtposten.“

Unangefochten kamen sie über den ersten und zweiten

Hof. Zwischen ihnen und der äußern Seite der Gefängnisse lag nur noch ein langer, bedeckter Gang.

„Wartet hier", gebot Kilian. „Ich will vorangehen und mich überzeugen, ob der Ausgang auch frei ist, überdies wird es besser sein hier einzeln zu gehen. Ihr, Fräulein, könnt mich begleiten. Komme ich nicht zurück, so können Niklas und Milosch in Zwischenräumen von einigen Minuten nacheinander folgen."

Am andern Ende des Ganges hörte Kilian wirklich einen Mann auf- und abschreiten, und da er ihn der Dunkelheit wegen nicht erkannte, so war er schon im Begriff umzukehren, als jener, der gleichfalls die Annäherung von Personen bemerkte, mit seinem „Wer da!" auf ihn zutrat.

„Gut Freund!" antwortete der Narr beruhigt, der an der Stimme den Sohn seiner Base erkannte.

„Ihr kommt gerade recht!" fiel ihm jener leise ins Wort. „Sie sitzen jetzt alle in der Wachstube, Mutter Barbara schenkt tapfer ein, und ich will heute noch einen Ritt auf der Mauerkante machen, wenn einer unter ihnen die Dielenprobe besteht."

„Desto besser!" sagte Kilian und rieb sich lachend die Hände. „Nun geh' aber und leiste ihnen Gesellschaft, und wenn dieser oder jener Miene macht herauszukommen, so gib uns ein Zeichen, damit wir uns noch zeitig genug aus dem Staube machen können."

Da Kilian nicht zurückkehrte, so folgten die beiden Männer bald nach. Der Narr hieß sie die Leiter holen, welche Niklas an der gegenüberliegenden Wand verborgen hatte, während er selbst langsam und vorsichtig an der Mauer entlang tappte, aber nicht zu finden schien, wonach er suchte. „Gebt mir eine Blendlaterne, um die nächste Zelle ausfindig zu machen!" rief er ungeduldig. „Ich hatte mir

an der rechten Stelle Stäbchen in die Erde gesteckt, doch durch den Regen sind sie weggerissen. Wer konnte auch auf solch Unwetter vorbereitet sein! .... Nun heißt's aber vorsichtig zu Werke gehen, damit der Schein nicht zu hoch fällt, denn sonst könnten wir leicht Verdacht erregen."

Er öffnete die Blendlaterne erst ein klein wenig und ließ den schmalen Schein langsam und mit großer Behutsamkeit durch die Wendung der Laterne in die Höhe gleiten.

„Gerade getroffen! Hier an dieser Stelle legt die Leiter an, dies ist die Zelle des Herrn von Kanisay." Einen Moment schwankte Kilian, ob er selbst hinaufsteigen sollte. „Nein, es ist besser, einer von Euch geht, denn ich bin hier bekannter und entdecke leichter, was umher passirt."

Nachdem Niklas gehörig instruirt und mit Stange und Geräthschaften versehen war, kletterte er die Leiter hinauf. Der Narr blieb unten stehen, während Helene ihren Beobachtungsposten in einiger Entfernung auf der einen, und Milosch auf der andern Seite des Hofs einnahm.

Niklas, leicht und gewandt wie eine Katze, klomm bis zur obersten Sprosse und erreichte mit der ausgestreckten Hand schon beinahe das Gitter. Er stieß mit der Stange dagegen, indem er erst leise, dann etwas lauter den Namen des Herrn von Kanisay aussprach. Es dauerte einige Zeit, bis sich der Ritter aus dem Schlaf ermunterte, und da das Fenster vom Fußboden seiner Zelle aus ziemlich hoch lag, und er wegen des heftigen Regens die Worte des draußen Sprechenden nicht deutlich verstehen konnte, so rückte er den Tisch unter dasselbe und setzte den Schemel darauf, um dem Fenster auf diese Weise so nahe als möglich zu kommen.

„Was gibt's?" fragte er nach vollendeter Arbeit mit nicht geringem Erstaunen.

„Greift zu, da sind Brecheisen, Feile und Messer;

erbrecht das Gitter, zerschneidet mit dem Messer das Betttuch, knüpft die Enden aneinander und laßt Euch hinab, unten ist alles zu Eurer Flucht bereit .... Habt Ihr's gefaßt?"

„Ja!" entgegnete der Ritter, der starr vor Ueberraschung dastand und fast fürchtete, so jäh aus dem Schlafe geweckt, daß das, was er hörte, ein lebhafter Traum sei. „Ha, wer seid Ihr? Von wem kommt Ihr?"

„Das Losungswort heißt «Hunyady». Die Zeit ist kostbar, eilt, wenn Ihr frei werden wollt!" versetzte der Mann, indem er wieder ebenso schnell, als er gekommen war, hinabstieg, ohne der weitern Fragen des Ritters zu achten.

Ein gleiches Verfahren wurde auch bei den übrigen Gefangenen angewandt. Sebastian von Rozgonyi war der letzte, an welchen die Botschaft gelangte. — Helene, der Narr und die beiden Männer vertheilten sich nun einzeln in der Richtung der Gefängnisse. Sie lauschten mit der größten Spannung, und ihre Aufmerksamkeit war sowol auf die Gitter, wie auch auf etwaige unerwartete Störungen gerichtet. Keiner von ihnen achtete des Regens, der sie bis auf die Haut durchnäßte. In der Erwartung des Augenblicks fühlte Helene kaum, wie derselbe, durch den Sturm ihr ins Gesicht gepeitscht, gleich Strömen aus ihren aufgelösten Haaren floß, und eisige Schauer ihren Körper durchrieselten. Lautlos und ruhig stand sie auf ihrem Posten, und mitten unter dem furchtbaren Aufruhr der Natur gedachte ihr Herz nur der Hülfe, welche dem Grafen durch die Befreiung der Gefangenen werden würde.

Von dem Feilen und Durchbrechen der Eisenstangen konnte man nicht das Geringste vernehmen, und nachdem eine halbe Stunde unter vergeblichem Warten verstrichen war, fing Kilian an ungeduldig hin- und herzugehen und mit der Blendlaterne vor-

sichtig hinaufzuleuchten. Endlich sah er an dem Gitter von Herrn von Horváth's Kerker sich etwas bewegen. Mit Milosch' Hülfe trug er die Leiter dorthin, um demselben das Hinabkommen wenigstens für die letzte Strecke zu erleichtern.

Nach Verlauf von wenigen Minuten stand der Gefangene unten. Helene trat auf ihn zu: „Graf Matthias von Hunyady sendet Euch durch mich seinen Gruß! Ihr sollt Euch mit Herrn von Horoghszeg sobald als möglich vereinigen und das Joch des Tyrannen zerbrechen.“

„Das will ich, so wahr ein Gott über mir lebt! Wo sind die Grafen?“ fragte der Ritter, in dessen Kerker seit dem Turniertage keine Kunde gelangt war.

„Graf László liegt auf dem Adlerberge unter den Verbrechern eingescharrt. Graf Matthias sitzt im Stephansthurm“, erwiderte Helene mit bewegter Stimme.

„László hingerichtet? Hingerichtet auf Befehl des Königs? Das ist unerhört!“ rief der Ritter, starr vor Entsetzen.

„Ja, ja, dem edeln Grafen werdet Ihr in dieser Welt nicht wieder begegnen, und hätten wir dem Palatin nicht heute die Rechnung durchstrichen, so würde er dafür gesorgt haben, daß es in einer andern um so eher geschähe“, flüsterte Kilian sich nähernd. „Aber nun, gnädiger Herr, macht, daß Ihr fortkommt. Zeit zum Erstaunen und Ueberlegen findet Ihr unterwegs, und zehn Meilen weiter nach Süden werden Euch Nachrichten genug zufließen. .... Eilt zur Mauer auf der Seite nach der Wasserstadt zu; duckt Euch dort und wartet bis wenigstens noch einige von den Gefangenen herab sind; dann wollen wir Euch die Leiter dorthin schaffen, und von oben aus könnt Ihr Euch an Stricken in die Wasserstadt hinablassen.“

„Ich bedarf weder Leiter noch Stricke — ich klettere so an der Mauer in die Höhe, obgleich mir die Beine in dem ver-

wünschten Loch etwas steif geworden und aus der Uebung gekommen sind."

„So versucht es, und Glück zum Gelingen!" antwortete Kilian. „Seid Ihr hinab, so eilt zu der verfallenen Propstei St.-Peter, nach der Seite des Stuhlweißenburger Thores. Die Pforte in der Mauer ist nur angelehnt, und auf dem Hof findet Ihr gesattelte Rosse. Nehmt eins, und je eher Ihr Ofen im Rücken habt, desto besser!"

Der Ritter verschwand bald in der Finsterniß. Auch die Uebrigen folgten ihm in kurzer Zeit nach, nur Herr von Rozgonyi, der die Werkzeuge zuletzt erhalten, und dessen Eisengitter auch zufällig das festeste und stärkste war, ließ sich noch immer nicht blicken. Da es dem Narren hauptsächlich darauf ankam die Gefangenen so schnell als möglich aus diesem Bereich zu entfernen, und die Herren von Kanisay und Bodó die Höhe der Mauer nicht ohne Leiter erreichen konnten, so mußten die Männer dieselbe nach der Ringmauer schaffen, während man es Rozgonyi überließ sich selbst so gut als möglich hinabzuhelfen. Hierdurch wurde nicht nur dessen Flucht sehr verzögert, sondern auch sein zur Strickleiter umgewandeltes Bettuch reichte nicht bis unten hinab; der Ritter mußte noch einen tüchtigen Sprung machen und fiel dabei auf dem schlüpfrigen Boden dröhnend zur Erde. Helenen raubte der Schreck alle Ueberlegung; sie hielt ihn für verloren, und ein Schrei entfloh ihren Lippen. Um das Misgeschick zu krönen, stieß der Ritter gegen die nicht weit davon stehende Blendlaterne, riß sie um, und der helle Schein derselben beleuchtete die Scene des Schreckens und der Verwirrung.

Zugleich hörte man ein dumpfes, durch das Brausen des Sturms übertöntes „Wer da!" und eine Armbrust wurde von oben abgeschossen.

Da aber die Helligkeit durch das augenblickliche Erlöschen der Flamme ebenso schnell, als sie aufblitzte, wieder verschwand, verfehlte der Schütz sein Ziel, und der Pfeil drang neben dem Ritter in die Erde. Rozgonyi kam wieder, einige leichte Quetschungen abgerechnet, wohlbehalten auf die Beine, aber von allen Seiten flogen jetzt die aufs Gerathewohl abgeschossenen Pfeile um ihn herum. Oben entstand ein dumpfer Lärm, und Kilian, der jeden Augenblick fürchtete, daß es auch unten lebendig werde, stürzte auf den Ritter zu:

„Um Gottes willen, wir sind alle verloren! Schnell nach der Mauer — dort steht die Leiter, und Stricke hängen daran. Laßt Euch nach der Wasserstadt hinunter und zieht die Stricke nachher hinab." Zugleich deutete er ihm mit der Hand die einzuschlagende Richtung an und nannte ihm auch den Ort, wo ein Pferd für ihn in Bereitschaft stand. Dann überließ er den Ritter, der mit Windeseile entfloh, seinem Schicksal und sah sich nach Helenen um, indeß auch die beiden Männer ihrerseits das Weite suchten. Das junge Mädchen stand zitternd und unbeweglich hinter ihm. „Kommt, Fräulein!" rief er, sie beim Arm ergreifend und mit ihr auf den noch freien Gang zustürzend.

„Jetzt sind wir geborgen!" sagte er leise, als sie ziemlich die Mitte desselben erreichten.

„Aber hört doch die Stimmen am andern Ende."

„Die können uns nichts anhaben", entgegnete der Narr und bewies gleich darauf durch die That, daß seine Sicherheit nicht ohne Grund war. Anstatt nämlich wie vorhin den Gang entlang durch die Höfe zu gehen, öffnete er eine Seitenthür, die er, nachdem sie beide hindurchgeschlüpft waren, sorgfältig von innen verriegelte. „Jetzt geht's mehrere Stufen hinab, haltet Euch fest, damit Ihr nicht fallt! .... So, nun sind wir wieder auf ebener Erde." Sie gingen kreuz und quer ver-

schiedene finstere Gänge entlang, endlich stießen sie auf eine Wendeltreppe. Kilian schien jetzt alle Besorgniß verloren zu haben, sein eiliger Schritt nahm wieder das alte, gemächliche Tempo an, und mit einem male brach er in ein unwillkürliches Gelächter aus.

„Weshalb lacht Ihr?“ fragte Helene, die, noch kaum von ihrem Schrecken erholt, sich allen möglichen Besorgnissen hingab.

„Ich stelle mir eben vor, mit welchem Ach und O, mit welchen Grimassen und Händeringen die Leute die Bescherung angaffen werden! Hahaha, sie können sich an den zurückgelassenen Geräthschaften, den zerbrochenen Eisengittern und den daranbaumelnden Bettüchern höchlich belustigen, und morgen, wenn der Regen nachgelassen hat, wird Freund Kilian ihnen getreulich Gesellschaft leisten .... Eigentlich bin ich den Gefangenen für ihre Flucht noch Dank schuldig, denn wo hätte ich für wenigstens acht Tage bessern Stoff zu Anekdoten hernehmen sollen als aus dieser verunglückten und doch gelungenen nächtlichen Expedition! Freilich, meinem königlichen Gebieter und dem edeln Palatin werde ich damit nicht sehr nahe kommen dürfen, denn der Vorabend des Fronleichnamsfestes kann möglicherweise unangenehme Folgen für sie haben.“

„Möchten sie nur alle glücklich entkommen!“ flüsterte Helene, in deren Seele der Zweifel noch Raum fand.

„Seid unbesorgt! Wenn auch nicht im Trockenen wie wir, sind sie doch ebenso sicher geborgen.“

„Herr von Rozgonyi wohl! aber Milosch und sein Gefährte ....“

„Auch die sind entkommen. Ich sah sie dem Ritter nacheilen; sie haben sich nach der Wasserstadt hinabgelassen, und einmal dort, finden sie nicht einen, sondern hundert Schlupf-

winkel, in denen sie kein Spürhund entdecken würde, und stammte er aus der Koppel unsers verschlagenen Palatins! .... Aber wie wird's nun mit Euch?" rief der Narr, während sie die Wendeltreppe hinaufstiegen. „Fort könnt Ihr nicht, Eure durchnäßten Kleider würden Verdacht erregen, und ich weiß nicht recht, wo ich Euch unterbringen soll. Bei der Mutter Pförtnerin hättet Ihr sehr gut bleiben können, doch das Hingehen ist zu dieser Stunde gefährlich, denn auf dem Hof wird es schon lebendig sein. .... Halt! jetzt fällt mir's ein, ich will mich erst umziehen, und dann kann ich Euch meine Kammer abtreten; in einem der Vorsäle findet Kilian immer seinen Platz!"

Helene dankte dem gutmüthigen Narren. „Könnt Ihr mir nicht weibliche Kleidungsstücke von irgendeiner Dienerin verschaffen? Ich will sie gern dafür entschädigen, denn so weit reicht noch der Inhalt meiner Börse! .... Sagt mir, Kilian, wie steht es mit der Bezahlung der Leute und der Pferde? Von den Gefangenen wird keiner so viel Geld bei sich haben, um die Schuld entrichten zu können."

„Das glaub' ich selbst!" versetzte lachend der Lustigmacher. „Die Gefängnißwärter wissen den Preis ihrer Gefälligkeiten schon so einzurichten, daß der Vorrath ihrer Schutzbefohlenen nicht über ein paar Monate hinausreicht. Doch auch ohne dies werden die Leute zu ihrem Gelde gelangen."

Helene wandte sich nach ihm um: „Wie versteht Ihr das?"

„Narren und Kinder sollte man nie ausfragen", erwiderte Kilian. „Die Kinder sind zu dumm und die Narren zu ehrlich, um der Wahrheit eine Maske aufzusetzen."

„Weshalb auch? Ihr seht, ich erneuere trotzdem meine Frage, denn ich möchte nicht gern mit falscher Münze be-

zahlt werden, und zwischen uns gibt es in dieser Angelegenheit ja kein Geheimniß."

„Doch, doch, das ist es eben!" antwortete der Narr. „Ihr seid dem Geheimniß bisjetzt wenig auf die Spur gekommen, denn es handelt sich hier gerade um eine dritte Person .... Nachdem ich gestern früh mit Euch geredet, begegnete ich zufällig dem Reichs- und Hofrichter, und da meine Narrenkappe mir statt des Stammbaums das Privilegium gibt, mit gekrönten und behelmten Häuptern so gut wie mit geschorenen und breitkrämpigen zu verkehren, so ging ich voll kecker Zuversicht auf ihn zu. Für meine Späße fand ich kein offenes Ohr, desto mehr aber für Eure Eröffnungen. Ich weiß, Herr Országh von Guth war immer ein ergebener Freund der Grafen von Bisztritz, ob er es aber seiner Pflicht zuwiderhielt oder mir nicht traute — genug, mit der Angelegenheit selbst schien er nichts zu schaffen haben zu wollen, dennoch fand ich beim Abschied eine Börse voll Gold in meiner Hand, ohne recht zu begreifen, auf welche Weise sie hineinkam .... Ihr versteht nun die Freigebigkeit eines Narren; also behaltet ruhig Euer Geld, meine Quelle ist noch ergiebig."

Bei diesen Worten führte Kilian Helenen einstweilen in ein kleines Gemach, um dort seine Rückkunft zu erwarten. Nach Verlauf von ungefähr einer halben Stunde erschien er wieder in trockenen Kleidern und brachte zugleich auch für sie den Anzug einer Dienerin. Dann stiegen sie noch etwas höher hinauf in seine eigene Kammer, wo Helene den übrigen Theil der Nacht, auf einem Schemel sitzend, zubrachte.

Am andern Morgen verließ sie unangefochten das Schloß und kehrte in die Herberge zurück. Das Gerücht von der Flucht der Gefangenen hatte sich schon durch die Stadt verbreitet, und ihre Wirthin kam ihr mit ziemlich entstellten,

das Ereigniß betreffenden Nachrichten entgegen. Sobald Helene von ihr loskommen konnte, eilte sie nach ihrem Zimmer, wo sie sich erschöpft und abgespannt aufs Lager warf und bald in einen tiefen Schlaf verfiel. Mittag mußte bereits vorüber sein, als sie plötzlich durch Rufen und heftiges Klopfen an ihre Thür geweckt wurde. Sie sprang auf und öffnete. Der Knabe, welcher sie gestern nach dem Stephansthurm geführt hatte, stand mit einem Päckchen vor ihr.

„Entschuldigt die Störung, aber ein Mann brachte dies; er sagte, es sei sehr eilig, und Ihr möchtet es sogleich öffnen.“ Mit diesen Worten übergab er ihr dasselbe und verließ sie.

Helene besah es von allen Seiten und löste dann mit einigem Befremden die darumgewundene Schnur. Sie kannte nur wenige Personen in Ofen und hatte keine Idee, von wem das Packet komme, oder was es enthalten konnte. Ihr Erstaunen wuchs noch, als ihr erster Blick auf eine Rolle Goldstücke fiel.

Nachdenklich untersuchte sie das Papier, in welches dieselben gewickelt waren, und entdeckte nun erst einen Zettel, auf dem folgende Worte mit unsicherer Hand geschrieben standen:

„Verlaßt die Stadt so schnell als möglich! Der Palatin war im Stephansthurm, und Euer Ring befindet sich schon jetzt in den Händen des Königs. Das Ereigniß der Nacht wird damit in Zusammenhang gebracht. Flieht, ehe es zu spät ist!“

Das Blatt enthielt keine Unterschrift, statt dessen war eine Waffe, die ebenso gut für eine Herculeskeule wie für einen Narrenkolben gelten konnte, daruntergemalt.

Helene las das Blatt zweimal, ihre Miene blieb unverändert, aber ihr Herz zuckte unter dem neuen Schlage. War

es denn ihr Los, ewig ruhelos vom Schicksal umhergeschleudert zu werden? Jetzt, nach vollbrachtem Auftrag hatte sie gehofft endlich durch Vater Gabriel eine friedliche Stätte zu finden, und nun sollte sie von neuem fort, ohne zu wissen wohin? Sie besah noch einmal die Goldstücke — der gute Mensch hatte ihr das Geschenk des Oberrichters abgetreten, um sie auf der Reise gegen Mangel und Noth zu schützen! — Sie steckte sie ein. „So Gott will, sollen sie ihm doppelte Zinsen tragen!" sprach sie bei sich. „Kann ich es nicht vergelten, so wird Graf Matthias die edle That nicht unbelohnt lassen!"

Ihre Sachen waren noch gepackt, und der Anzug einer Dienerin kam ihr jetzt doppelt zu statten. Ohne Verzug begab sie sich zu ihrer Wirthin, bezahlte ihre Rechnung, schenkte dem armen Knaben, der ihr das Packet gebracht hatte, einige der Goldstücke, trug ihm auf Miklós, den Gulyás, zu grüßen und ihm zu sagen, daß, wenn Graf von Hunyady jemals seine Freiheit wiedererlangte, er bei diesem Dienste suchen solle, und verließ dann die Stadt. Einen Augenblick kam ihr der Gedanke in ihre Heimat, an Siebenbürgens Grenze, zurückzukehren, doch die kriegerischen Nachrichten von den Bewegungen der Truppen und den Unruhen, welche im ganzen Lande herrschten, erfüllten sie mit grauenhafter Scheu und ließen sie die Ausführbarkeit dieses Plans bezweifeln. Fort mußte sie, und ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben, überließ sie dem Himmel die Leitung ihrer Schritte.

Vierzehntes Kapitel.

Angst und Schrecken bemächtigte sich des ganzen Hofs bei der Nachricht von der Flucht der Gefangenen, und der Erfolg zeigte auch bald die ganze Wichtigkeit dieses unerwarteten Ereignisses. Kaum hatten die Magnaten ihre Freiheit erlangt, als sie sich alle rachedürstend mit ihrer ganzen Macht erhoben und ihre Banderien mit Szilágyi's Fahnen vereinten. Auch Stephan von Rozgonyi, Oswald's älterer Bruder, und Országh von Guth, auf deren Neutralität man mit Bestimmtheit gerechnet hatte, verließen am Tag nach der Flucht heimlich die Hauptstadt; der offene Uebertritt dieser mächtigen Barone zu den Rebellen war um so entscheidender und einflußreicher, als er bei dem hohen Ansehen des Reichs- und Hofrichters ein Signal für eine Menge von Landherren wurde, dem Beispiel des ersten Kronbeamten zu folgen und gegen einen König Partei zu nehmen, der sich mit der Sünde des Meineids befleckt hatte.

Eine niederschmetternde Nachricht folgte jetzt der andern; Szilágyi unterwarf in kurzem ganz Siebenbürgen, dessen Einkünfte ihm die Mittel lieferten den Krieg mit verdoppelter Energie fortzusetzen und das mächtige, zum Theil aus fremden Söldlingen bestehende Heer zu unterhalten. Herr von Országh bemächtigte sich eines Theils von Serbien; die Städte von Oberungarn fielen schnell nacheinander in die Hände der Verbündeten.

Was setzte der König dieser furchtbaren Macht entgegen, die, formlos und verwegen, ebenso glühend in ihrem Rachedurst, ebenso tapfer und entschlossen, als rücksichtslos und

schnell im Handeln war? Nichts als Muthlosigkeit und Unentschlossenheit! .... Wie warm und aufrichtig für die Ungarn und ihr schönes Land fühlend, zeigte der Fürst selbst gegen seine Freunde Mistrauen; alles stürmte auf ihn ein und überwältigte seinen Geist, anstatt ihn zur Thatkraft zu spornen. Die noch von Sigismund's Zeiten herrührende, ganz im Sinne deutscher Langsamkeit geregelte Verwaltung fand in sich keine Macht, der schrankenlosen Kühnheit des Feindes energische Maßregeln entgegenzustellen, und während die königliche Partei in ihrer Rathlosigkeit, auf solche Kraftanstrengungen seitens des Feindes unvorbereitet, überlegte und nie zum Handeln kam, ging ein Castell, ein festes Schloß, eine Stadt nach der andern verloren.

Die Heere der Patrioten drangen täglich weiter vor; in der Gefahr seines erschütterten Throns wandte sich Ladislaw an die Prälaten des Reichs; aber statt der Hülfe, die ihm allerdings von dem mächtigen und einflußreichen Klerus werden konnte, erhielt er nur Drohungen, begleitet von den nachdrücklichsten Ermahnungen des Papstes, wenn er sich noch länger weigern werde ihren würdigsten Amtsgenossen, den unschuldigen Bischof von Großwardein, aus dem schmachvollen Gefängniß zu entlassen.

Die wichtigsten Stützen des Königs blieben in dieser Zeit Niklas von Ujlaky und Giskra von Brandeis, Graf von Sáros; Gara, obgleich auch reich und mächtig genug, um wirksamen Beistand leisten zu können, hatte mit sich selbst zu thun; denn als Rathgeber des Monarchen, als treuloser Verräther seines eigenen Eidams von dem edlern Theil der Nation verachtet und gehaßt, war die Verheerung seiner Ländereien das erste Werk des erbitterten Feindes. Giskra wurde mit unbegrenzter Vollmacht nach Oberungarn geschickt; an der Spitze seiner böhmischen Freibeuter sollte er retten, was noch

für den König erhalten werden konnte; Ujlaky zog gegen Siebenbürgen, um sich mit Szilágyi zu messen.

Beide zeigten sich ihrer Aufgabe würdig, sie schonten weder Gut noch Blut, ihre Reisigen waren tapfer und die Anführer kriegserfahrene Männer; wo sie standen, da standen sie unbeweglich wie der Fels im Meere, aber dennoch waren sie unfähig die wilde, entfesselte Flut aufzuhalten, die, um sie zusammenschlagend, sich immer mehr der Hauptstadt zuwälzte. Was nützten einige wenige gerettete Plätze oder kleine, zu ihrem Vortheil ausfallende Scharmützel gegen die wichtigen Verluste, die sie täglich erlitten? In ihrem Lager herrschte Mismuth und Unzufriedenheit, die Feldherren selbst mußten endlich an das Glück ihrer Feinde glauben und sich zurückziehen, während einzelne Abtheilungen der Verbündeten schon bis gegen Ofen streiften, und der Name „König" das allgemeine Signal zu den schrecklichsten Verwüstungen wurde.

Ladislaw gab seine Sache verloren, und Gara rieth zur Flucht nach Wien, indem er den König an das Schicksal seines Großvaters erinnerte, welcher, der Großsinnigkeit seines Volkes vertrauend, von der Herrschsucht zügelloser Barone nicht nur Gefangenschaft erdulden mußte, sondern sogar mit dem Tode bedroht wurde. Giskra forderte den König statt dessen zum thätigen Widerstand auf, beschwor ihn selbst das Schwert zu ergreifen, seine verzagten Anhänger durch sein Beispiel mit neuem Muth zu beleben und die Feinde tapfer zu bekämpfen oder kämpfend ritterlich zu fallen. Doch er wurde überstimmt; Ladislaw's Widerwille gegen Ungarn, nicht Mangel an Tapferkeit trug den Sieg. Gern wandte der Monarch einem Lande den Rücken, das ihn verrieth, und dessen Andenken seinem schuldbewußten Herzen den Stachel der Reue tief eindrückte.

Unter so ungünstigen Umständen rieth Giskra zur Nachgiebigkeit und zum Frieden. Um einen Vermittler zu haben, der ihn zugleich mit den Prälaten und der Hunyady'schen Familie aussöhnte, gab der König auf seiner Flucht dem Bischof von Großwardein in Gran die Freiheit mit dem demüthigen Geständniß: „Solange ich in Ofen weilte, mußte ich thun, was die Barone wollten, ich war nichts weniger als frei; Eure Gefangenschaft war ihr Werk, Eure Lossprechung von Schuld und Strafe ist jetzt das meinige. Ziehet hin und verwaltet Eure Kirche wie bisher!" *)

Von Wien aus wurde ein Friedensherold an Elisa von Hunyady abgesandt, mit dem Antrag, daß der Monarch bereit sei seinen aufrührerischen Unterthanen eine allgemeine Amnestie aller Majestätsverbrechen unter der Bedingung zu bewilligen, daß sie ihre Heere sogleich zurückberufe und alle Schlösser und Festungen abtrete, die sie weder erblich besaß, noch käuflich an sich gebracht habe. Ihr Sohn Matthias solle bis zur Räumung derselben dem Wojwoden von Siebenbürgen und dem Erzbischof von Gran als Unterpfand pünktlicher Vollziehung des Tractats zur Aufsicht übergeben werden. Im Fall die Gräfin sich weigere auf dieses gnädige Anerbieten einzugehen, werde den König nichts länger an der Vollziehung seines Strafgerichts hindern, und sie habe es sich selbst zuzuschreiben, wenn sein Zorn schwer und furchtbar das Haupt ihres Sohnes treffe!

Frau Elisa von Hunyady befand sich in der Mitte einer zahlreichen Versammlung von Magnaten und Herren, als ihr dieser Antrag gestellt ward, in welchem die Sieger einerseits unkönigliche Nachgiebigkeit und andererseits sinnlose und stolze

---

*) König Ladislaw's eigene Worte. (Nach Engel.)

Anmaßung sahen, da sie niemals darein willigen würden das Haupt ihres mächtigen Bundes, den gefangenen Grafen von Hunyady, der Gewalt seines Erbfeindes, des Wojwoden von Siebenbürgen, zu überlassen.

Die Röthe des Unwillens flammte auf dem Angesicht der Gräfin, als sie nach kurzer Berathung dem königlichen Abgesandten voll Stolz und Hoheit erwiderte: „Herold, sagt Euerm Herrn und Gebieter, dem König Ladislaw, daß ich seinen schmachvollen Antrag verwerfe, daß, wenn er sich noch ferner weigert meinen Sohn sogleich und unbedingt in Freiheit zu setzen, und ich selbst zu schwach sein sollte ihn von Wien abzuholen und seine Gefangenschaft an Sr. Majestät zu rächen, ich mit den Türken ein Schutz- und Trutzbündniß schließen und ihnen alle Grenzfestungen ausliefern würde. Sagt ihm das, und der Fluch der Christenheit falle dann auf sein Haupt! Mich sollen weder die Folgen dieses Schrittes, noch die Anathema des Papstes schrecken!"

Mit dieser Antwort schwand alle Hoffnung auf einen gütlichen Vergleich; beide Theile rüsteten sich von neuem in der festen Ueberzeugung, daß dieser furchtbare Krieg nur mit dem Verlust der ungarischen Krone für Ladislaw oder mit dem gänzlichen Untergang des Rebellenheeres endigen würde.

Aus seinen Erblanden konnte der König in dieser verzweiflungsvollen Lage wenig Hülfe erwarten: religiöser Fanatismus spaltete Böhmen in Parteien; die stärkere, an deren Spitze der calixtinische Erzbischof Rokyczana und der Statthalter Georg von Podiebrad standen, mistraute dem König, wurde von ihm verabscheut und weigerte sich für seine Rechte in einem fremden Lande zu streiten. In seinen österreichischen Staaten war der Krieg zwischen ihm und seinem Oheim, dem Kaiser, wegen der Cilly'schen Erbschaft

ausgebrochen, weshalb der österreichische Heerbann bei der ungarischen Insurrection gleichfalls nicht verwendet werden konnte. Mit Mühe brachte Ladislaw einige tausend Ausländer zusammen, Söldlinge, die um Brot und Lohn mit Männern kämpfen sollten, welche für ihre heiligsten Rechte und Freiheiten zu siegen oder zu sterben beschlossen hatten. Obgleich jene die prahlendsten Schlachtgesänge von der Vertilgung der hunnischen Rotte ertönen ließen, so hatten doch weder Ujlaky noch Giskra Vertrauen genug zu ihnen, um dem Feinde eine Hauptschlacht zu liefern. Sie begnügten sich durch nutzlose Hin- und Herzüge denselben zu ermüden, durch verweigerte Treffen und erzwungene Unthätigkeit seine Kraft zu verzehren. So dauerte der Kampf ohne entscheidenden Sieg eine Weile fort; vorzüglich wurde im Norden mit barbarischer Grausamkeit gewüthet, wo sich Rotten gegenüberstanden, die, den Krieg nur als Raubgewerbe betrachtend, für ihre eigene Rechnung plünderten, sengten und mordeten und durch die furchtbarsten Greuelscenen Angst und Schrecken in den von ihnen heimgesuchten Landesstrecken verbreiteten!

Es war in einer der gebirgigen Gespanschaften, als sich gegen Abend in der am Abhange eines sanften Hügels gelegenen Dorfschenke zur Goldenen Traube eine bunte Gesellschaft zusammenfand. In dem großen Raume, der zugleich Küche und Wohnzimmer vertrat, standen die Thüren und die kleinen, scheibenlosen Fenster offen, um die warme Sommerluft eindringen zu lassen. Am Tische saßen die Stammgäste der Goldenen Traube: der Richter des Dorfes, ein alter, langbärtiger Mann, der trotz der warmen Jahreszeit in einen Schafspelz gekleidet war; der Küster und mehrere Freisassen, theils in weißen Mänteln, wie sie bei den Magyaren gebräuchlich sind, theils in blauen Leinwandhemden, die vor-

zugsweise Deutsche und Slowaken trugen. Ihre breitkrämpigen Hüte lagen vor ihnen auf dem Tisch, und daneben hatte jeder einen Humpen stehen. Zu dieser bekannten Gesellschaft gesellten sich noch verschiedene fremde Personen: zwei jüdische Hausirer, ein Ruthene, ein Bettelmönch und ein Pilger, welche die andere Seite des Tisches einnahmen.

Am Herde stand die Wirthin und unterhielt sich mit einer alten Bäuerin im halblauten Gespräch, während etwas entfernt und von den übrigen abgesondert ein junges Mädchen, gleichfalls in bäuerischer Tracht, das Kind der Wirthin auf ihren Knien schaukelte. Ihr Anzug war von grobem Stoffe, dessen verschossene Farbe auf häufig ausgesetzten Wechsel der Witterung deuten ließ. Alles an ihr verrieth Dürftigkeit, und dennoch mußte beim Anblick ihrer kleinen Füße und zierlichen, weißen Finger, die jetzt liebkosend durch die blonden Haare der Kleinen glitten, im aufmerksamen Beobachter die Frage laut werden, ob das Mädchen unter dieser Tracht groß geworden, und die Kappe, welche eine Fülle glänzend schwarzer Locken barg, von jeher ihr gewohnter Kopfputz gewesen sei.

Es ging munter am Tische zu. Indeß man sich über Angelegenheiten des Dorfes und Neuigkeiten aus dem Kloster unterhielt, stand der Hausirer auf und näherte sich den Frauen am Herde mit einem Waarenballen, dessen Inhalt er mit der seinem Stande eigenen Zungengeläufigkeit anpries, bis es ihm wirklich gelang die Kauflust der Wirthin rege zu machen und mit ihr um ein Stück Zeug handelseins zu werden.

„Ihr seid wol weit gereist?“ wandte sich der Richter, die eben im Gespräch eingetretene Pause benutzend, an den Pilger, der, schweigsam und in sich gekehrt, bisjetzt an der Unterhaltung keinen Antheil genommen hatte. „Hörtet Ihr

nicht wie es weiter oben nach Käsmark und Leutschau zu aussieht? Es soll dort arg hergehen, und Menschenblut fließen als wäre es Wasser."

„Nein, ich weiß nichts über jene Gegenden, ich komme aus dem Morgen, und mein Geschäft hat wenig mit den Streitigkeiten dieser Welt zu schaffen", antwortete der Pilger, dessen Auge, obgleich es gegenwärtig zu Boden geschlagen war, dennoch in seiner behutsamen Scheu verrieth, daß die Heiligkeit seines Berufs ihn nicht ganz über irdische Befürchtungen erhob.

„Nun, auch da sieht es nicht viel besser aus", bemerkte der Richter. „Seit Se. königlichen Gnaden das Land verließen, ist der Krieg noch heftiger ausgebrochen. Man sagt allgemein, es wird doch zuletzt ein schlechtes Ende mit seiner Sache nehmen .... Unsere Gegend", fuhr er zu seinem Nachbar fort, da der Pilger wenig Aufmerksamkeit für seine Rede zeigte, „blieb bisjetzt glücklich von allen Unruhen verschont. Es hat schon sein Gutes, so hinter den Bergen versteckt zu liegen!"

„Wenn es Euch nur lange helfen wird!" entgegnete einer der Hausirer, der eben seinen Waarenballen mit wohlgefälligem Lächeln zuschnallte. „Noch gestern erzählte der Falkner auf dem gräflichen Schlosse zu Kroka, daß die wilde Rotte des Herrn Pongrácz von Szent-Miklós, die bisher in Óvár und Zsolna hauste und zehn Meilen in der Runde die Gegend unsicher machte, sich jetzt weiter nach Süden ziehe. Man vermuthet, der Anführer — ich vergaß seinen Namen, es ist der Oheim des gefangenen Grafen von Temesvár — der wolle einen Hauptschlag gegen die Königlichen ausführen, denn aus allen Gegenden kommen die verschiedenen Banderien zusammen. Nirgends sind die Straßen mehr sicher für Leute, welche noch mehr zu verlieren haben als ihr nacktes Leben."

„Ha! Wie steht's da mit Eurer Ladung?“ rief der Barfüßer, auf den Ballen blickend.

„Kärglich genug“, meinte der Jude, indem seine Miene ein sehr trübseliges Ansehen gewann. „Es sind schlechte Zeiten, man muß alles zu halbem Preise losschlagen, um es nur abzusetzen und mit heilen Knochen wieder nach Hause zu kommen. Wenn Ihr etwas bedürft, so versorgt Euch damit, denn nie im Leben könnt Ihr wieder ein so gutes Geschäft machen. Seht hier, Tücher, echt indische Zeuge, Dolche, Sandalen und Rosenkränze, sogar Reliquien vom Grabe des heiligen Stephan kann ich Euch geben. Ihr findet alles bei mir, was der Mensch braucht, sei er Christ oder Heide, Priester oder Krieger ....“

„Schweig, Jude!“ gebot der Barfüßer, das Kreuz schlagend. „Aus deiner verpesteten Hand müßten die heiligen Dinge sich zu Waffen des Teufels verwandeln und in dem Busen des frommen Christen sündige Gedanken entzünden.“

Der Jude zuckte die Achseln über den einfältigen Glauben des Mönchs, ohne im geringsten durch die ausgesprochene Beleidigung verletzt zu sein, während der Richter sich aus seiner nachdenklichen Stellung erhob und mit der Miene reiflicher Ueberlegung sagte: „Was thut's? Mögen die Freibeuter von den Raubnestern immerhin nach Süden ziehen, unserer Gegend kann es nichts schaden. Wir liegen zu entfernt von der Hauptstraße, so weit schweifen sie nicht vom Wege ab.“

„Nun, es scheint doch, als hätten sich einige Schwärmer bis hierher verloren“, erwiderte sein Gefährte, „denn gestern versicherten die Hirten von den umliegenden Bergen, Reiter mit blinkenden Kürassen und Fähnlein gesehen zu haben. Gleichzeitig stieg eine Rauchwolke hinter dem Calvarienberge in schwarzen Säulen auf und überzog, vom Winde gejagt,

den ganzen nördlichen Himmel. Augenzeugen behaupteten, das müsse von einem eingeäscherten Dorfe herrühren ...."

„Davor mögen alle Heiligen uns bewahren", fielen ihm einige der Untersassen zugleich ins Wort. „Die Reisigen des mächtigen Pongrácz von Szent=Miklós wüthen ärger als die Pestilenz; wo die einmal gehaust haben, da wächst sobald kein Gras wieder!"

„Wie weit war das von hier?" fragte der Ruthene.

„Ungefähr sechs bis acht Stunden. Die Leute redeten aber nicht von den Freibeutern des liptauer Herrn, sondern von den hussitischen Räubern, den Bratriks."

„Die sind nicht um ein Haar besser! Hinter Käsmark sollen sie alle Dörfer und Städte, welche dem böhmischen Herrn Giskra von Brandeis unterthan waren, eingeäschert, die Burgen geschleift und die Menschen unter den furchtbarsten Qualen gemordet haben. Ihr Anführer, ein ehemaliger Mönch aus dem Süden, hat seine Seele dem Teufel für einen Freischuß verkauft, und seitdem kann ihm keine geborene Creatur etwas anhaben."

Der Pilger hatte währenddessen auf seinem Schemel zurückgelehnt mit anscheinend theilnahmloser Miene dagesessen; jetzt stand er auf, und als er sich an den Herd in die Nähe des jungen Mädchens begab, stieß er gegen ein Päcktchen mit Kleidungsstücken, daß es herab auf den Boden fiel. Das Mädchen langte danach und legte es dann dicht neben sich hin.

„Sind das Eure Sachen?" fragte der Pilger. „Ich glaubte, Ihr gehörtet ins Haus?"

„Nein!" entgegnete die Angeredete, „ich befinde mich auf der Reise; aber die Nachrichten, welche ich eben vernehme, sind sehr beunruhigend, denn mein Weg führt gerade nach Norden."

„Wohin wollt Ihr?“

„Nach Pata, einem Dörfchen in den Ausläufen des Mátragebirges. Anfangs war es meine Absicht nach Süden in meine Heimat zurückzukehren, allein der Krieg, der dort am heftigsten wüthet, macht alle Wege unsicher, und so faßte ich den Entschluß, nachdem ich mich hier in der Nähe einige Zeit aufgehalten, nach Pata zu gehen, wo eine alte Bekannte von mir wohnt. In der dortigen Gespanschaft war bisjetzt alles ruhig ....“

„Das hat sich seit kurzem geändert“, versetzte der Pilger leise, „aber wenn es Euch recht ist, so wollen wir ein Stück Wegs zusammen reisen. Ich führe zwar keine Waffen, doch auch ohnedies könnte ich Euch vielleicht von Nutzen sein.“

Das junge Mädchen nahm gern und dankbar den Schutz eines so frommen Mannes an, und beide verabredeten sich, da der Abend bereits einzubrechen begann, mit dem nächsten Frühroth ihre Reise fortzusetzen.

Indem sie noch halblaut zusammen sprachen, hörte man den Hufschlag herangalopirender Pferde, und Stimmen wurden gleich darauf im Hause laut. Alle im Zimmer Anwesende fuhren erschrocken in die Höhe, und so alltäglich auch die Erscheinung eines Reiters an und für sich war, so hatten doch die verschiedenen Berichte die Dorfbewohner mit solcher Unruhe erfüllt, daß jeder von ihnen schon im Geiste die ganze Nordarmee im Anmarsch gegen das Dorf sah, und der Hausirer mit einem halb furchtsamen, halb listigen Gesicht seinen Waarenballen ergriff, ihn in die nahe gelegene Schlafkammer der Wirthin trug und dort hinter den Bettvorhängen verbarg.

Die Ankömmlinge ließen nicht lange auf sich warten, die Thür ging auf, und zwei bärtige Krieger traten ein. Ohne

auf die scheuen Blicke zu achten, die über ihre kräftigen Gestalten hinglitten, forderten sie eine Kanne Wein nebst etwas zum Imbiß, schnallten Helm und Küraß los und setzten sich dann wohlbehaglich am Tische zurecht.

Die Wirthin brachte sogleich das Verlangte, und sobald die Männer die ersten Bedürfnisse ihres Magens befriedigt hatten, nahmen sie das Gemach und die Gäste desselben genauer in Augenschein. Der Richter des Dorfes, dessen Amtswürde es unmöglich zuließ sich vor seinen Genossen das Ansehen von Furcht zu geben, rückte den Reisigen näher und begann mit ihnen ein Gespräch.

Der ältere von beiden, ein Mann mit tiefliegenden, finstern Augen und verwitterten Zügen, warf mehrmals lauernde Seitenblicke nach dem Herde, wo der Pilger jetzt nur noch allein und ziemlich mit dem Rücken nach der Gesellschaft gekehrt saß, da das junge Mädchen unmittelbar nach der Ankunft der Fremden die Stube verlassen hatte.

Der Pilger schien diese Blicke, so flüchtig sie auch waren, trotz seines gesenkten Hauptes instinctartig zu fühlen, denn bei jedem derselben lief eine kaum merkliche Bewegung durch seinen Körper, der mehr und mehr wie in sich selbst zusammensank. Sobald das Gespräch am Tische an Lebhaftigkeit zunahm, und er sich einen Moment unbeachtet sah, langte er behutsam nach seinem auf der Bank liegenden Knotenstock und schlüpfte zur offen stehenden Thür hinaus.

Im Flur fand er das junge Mädchen, welches eben dabei war ein Stück Brot in ihr Bündel zu packen. Sie sah sehr traurig und niedergeschlagen aus. Der Pilger trat ihr näher. „Ich habe meinen Plan geändert und will sogleich fort!“ flüsterte er leise mit einem Blick auf die Thür.

Das Gesicht der Angeredeten schien sich ein wenig zu erheitern. „Da kommt Ihr meinem Wunsche gerade zuvor“,

antwortete sie ebenso sacht. „In diesem Augenblick dachte ich daran mich allein auf den Weg zu machen, da ich nicht darauf rechnen konnte, schon jetzt an Euch einen Begleiter zu finden. Der eine der beiden Männer ist mir bekannt, und ich möchte um keinen Preis von ihm gesehen sein", setzte sie nicht ohne angstvolle Unruhe hinzu.

Der Pilger betrachtete sie aufmerksam, es schien auf einmal in seinem forschenden Auge ein Zweifel zu erwachen, ob sie auch wirklich sei, was sie scheine. „Aber wie nun?" fragte er nach kurzer Pause. „Ich beabsichtige mir ein Maulthier zu miethen, um schneller das Ziel meiner Reise zu erreichen. Seid Ihr auch dazu bereit?"

Das Mädchen, dessen Wunsch, sobald als möglich diesem Bereich zu entkommen, jetzt jede andere Rücksicht aufhob, war es gern zufrieden, und beide gingen nach dem Stalle, um sich zu erkundigen, ob sie die gewünschten Thiere hier erhalten könnten.

Man nannte ihnen einen Freisassen im Dorf, der ihnen gewiß für Geld und gute Worte zwei Maulesel borgen würde, worauf beide mit ihrem Gepäck versehen den Weg durch das hinter dem Hause gelegene Gärtchen antraten. Als das Mädchen die Pforte verschloß, stand einer der Krieger in der Thür und sah ihnen unbemerkt nach, während ein eigenthümlich finsteres und doch zugleich höhnisches Lächeln über sein Gesicht glitt. „Zwei Fliegen mit einer Klappe!" murmelte er und trat in das Haus zurück.

Nachdem die Reisenden die Maulesel aufgetrieben, den Betrag dafür im voraus entrichtet und versprochen hatten dieselben im nächsten, ihnen bezeichneten Wirthshause zurückzulassen, ließ man sie ziehen, ihren ehrlichen Gesichtern und dem frommen Stande des Pilgers vertrauend.

Kaum lag das Dorf hinter ihnen, so setzten sie gleich-

zeitig und gewissermaßen instinctmäßig ihre Thiere in starken Trab, denn wenn der Pilger sein Bedenken auch nicht aussprach, so sah man es ihm doch an, daß er mit nicht weniger Ungeduld als seine Begleiterin vorwärts zu kommen strebte.

Die Dämmerung hüllte die letzten goldgesäumten Wolken, die an dem westlichen Himmel wie in einem röthlich wogenden Meer schwammen, allmählich in ihren grauen Schleier, als unsere Reisenden an einer ziemlich öden und wild aussehenden Gegend vorüberkamen.

„Wir sind scharf zugeritten", sagte das Mädchen nach längerm Stillschweigen. „Ich sollte meinen, wir müßten bald das beschriebene Wirthshaus erreichen, und wenn Ihr denkt wie ich, so machen wir dort für die Nacht Rast, denn es ist hier zur Abendzeit wild und schaurig, man vernimmt keinen Laut als das einförmige Geschrei der Rohrdommel und Kibitze! ...."

„Still!" unterbrach sie der Pilger, indem er anhielt und mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte: „Mir war es eben, als ob ich einen ganz andern Ton hörte."

Das Mädchen sah ihn bestürzt an. „Das sind Hufschläge von Pferden", bemerkte sie nach kurzer Pause.

„Ich dacht' mir's schon, daß die verwünschten Kerle uns bald auf dem Nacken sitzen würden!" brummte ihr Begleiter zwischen den Zähnen. „Es nimmt mich wunder, daß sie uns noch einen so weiten Vorsprung gewinnen ließen."

„Denkt Ihr, daß es die beiden aus dem Wirthshause sind?" fragte die Fremde erbleichend. „O, dann laßt uns zureiten, oder uns irgendwo in einer Felsschlucht verbergen!"

Der Pilger sah sich wirklich einen Moment nach einem Zufluchtsort um, dann aber, wie über sich selbst unzufrieden,

schüttelte er den Kopf. „Das geht nicht! Doch auf alle Fälle, wenn sie es sind, und ich es mit dem Leben büßen müßte, so nehmt dies! Es ist aus dem Hauptquartier von dem Ban Szilágyi von Horoghszeg an Herrn Pongrácz von Szent-Miklós oder an den Hauptmann der Bratriks, gleichviel, welchen Ihr zuerst antrefft. Es enthält eine wichtige Botschaft. Hier, nehmt! denn wenn der verwünschte Kerl, der Józsy, es auch auf mich abgesehen hat, so wird er doch Euch in Ruhe weiter ziehen lassen!“ Bei diesen Worten wollte er seiner Begleiterin einen mit einer seidenen Schnur umwundenen Brief überreichen, an dessen Ende ein großes Wachssiegel befestigt war.

„Ihr irrt Euch!“ erwiderte das Mädchen angstvoll. „Behaltet Euern Brief! Sind es die beiden Krieger aus dem Wirthshause, so ist er bei mir weniger sicher als bei Euch! Ich kenne den einen, und wenn er mich zu Gesicht bekommt, bin ich verloren!“

„Horcht! sie kommen immer näher. Wenn wir auch noch so scharf zureiten, unsere Thiere können es mit den Rossen nicht aufnehmen!“

Wirklich dröhnte der Hufschlag immer lauter, und nach wenigen Minuten sahen sie auf der Höhe des Weges zwei dunkle Punkte sichtbar werden.

„Sie sind's!“ rief das Mädchen verzweiflungsvoll. „Trotz der Dämmerung erkenne ich deutlich die beiden Reiter!“

Der Pilger sah gleichfalls zurück, und ohne ein Wort zu reden, schlug er den Mantel so weit nach hinten, um bei der Bewegung der Arme unbehindert zu sein. Indem er den Gürtel lockerer schnallte, sah das Mädchen mit Ueberraschung, daß er nicht blos gepanzert, sondern auch mit einem gewichtigen Streitkolben und einem langen Dolche versehen war.

„Sind das die Waffen des Friedens, von denen er sprach?“ dachte sie bei sich, und es ward ihr fast unheimlich in der Nähe des verkleideten Pilgers, obgleich sie darin auch wieder ein Mittel sah möglicherweise der Gefahr zu entrinnen. Der Fremde bemerkte ihr Erstaunen, doch war er in diesem Augenblick zu sehr mit sich beschäftigt, um zu weitern Erklärungen Zeit zu finden, denn die beiden Männer kamen ihnen mittlerweile ganz nahe.

„Reitet weiter!“ flüsterte er seiner Begleiterin zu. „Ich bleibe hier und erwarte sie.“ Doch ungeachtet seines Rathes hielt die Fremde ihr Maulthier gleichfalls an. Sie wußte, daß sie selbst wenig nützen konnte, aber es schien ihr unwürdig allein zu fliehen und ihren Begleiter im Stiche zu lassen. War es auf sie abgesehen, so würde man sie überdies in kurzer Zeit einholen.

„Da hätten wir sie!“ rief der ältere der beiden Krieger, in welchem das Mädchen schon in der Schenke auf den ersten Blick Lajos, den Dienstmann des Ritters von Graveneck erkannt hatte, und der jetzt mit verhängtem Zügel heransprengte.

„So sicher noch nicht!“ entgegnete der Pilger mit kräftiger Stimme, indem er sich zur Wehr setzte und seine gewichtige Keule zum Schlage bereit hielt. „Der erste, der mir nahe kommt, soll daran glauben!“

Der Begleiter des ältern Kriegers, der im Begriff stand sich auf den Pilger zu stürzen, zog den Zügel seines Rosses straff an und hielt einen Moment still; man sah, er war auf Widerstand nicht gefaßt. „Macht nicht viel Federlesens“, versetzte er ungeduldig. „Gebt, was Ihr bei Euch habt, dann mögt Ihr frei ausgehen, es gilt nicht Euerm Leben — daraus mache ich mir den Teufel was — sondern dem Briefe, den Ihr dem Rebellenführer überbringen sollt!“

„Aber dieser Vogel da", fiel ihm sein Begleiter, sich nach dem jungen Mädchen hinwendend, ins Wort, „er war uns bei Nacht davongeflogen, und ihn müssen wir wieder einfangen! Ha Józsy, für einen tüchtigen Ritt ein guter Verdienst! Das versprochene Geld soll mir einen lustigen Tag bereiten, und der Ritter, der sich in das weiße Gesicht bis über die Ohren vergafft hat, wird noch obendrein zufrieden sein, daß er es los wird. Macht Euch keine Sorge, Fräulein! Euer Weg geht nicht mehr weit, Ihr könnt Herrn Sándor noch heute Abend zu Gesicht bekommen, zum zweiten mal wird er die Schnur fester ziehen, damit ihm das Täubchen nicht wieder entwischt!"

Da beide indeß sahen, daß der Pilger keine Miene machte dem Rath zu folgen, sondern in seiner trotzigen Stellung verharrte, so winkte Lajos dem jüngern Krieger sich des Mädchens, das dicht hinter ihrem Begleiter hielt, zu bemächtigen, während er selbst sein Schwert zog und auf den Pilger losritt. Es entspann sich zwischen beiden ein Kampf, der mit gleicher Heftigkeit, vielleicht mit gleicher Geschicklichkeit, aber bei der Hünenstärke des ehemaligen Gulyás mit vollkommen ungleicher Kraft eine Weile fortgesetzt wurde, bis endlich der Pilger zu erliegen schien. Aus einer Kopfwunde blutend, beschränkte er sich nur noch darauf die Streiche seines Gegners zu pariren.

Helene — denn sie war es — folgte dem Kampfe mit angstvoller Spannung, und ein gellender Schrei durchzitterte die Luft, als sie ihren Reisegefährten zusammensinken sah. Er wurde vom Maulthiere gerissen und Lajos durchsuchte mit schonungsloser Roheit die Taschen des sterbenden Mannes, während sein Begleiter sich des aus allen Kräften Widerstand leistenden Mädchens bemächtigte.

Bei diesen Vorgängen, wo jeder mit sich oder seinem

Gegner beschäftigt war, das Stampfen der Rosse und das Geklirr der Waffen die Stille der Natur unterbrach, bemerkte niemand die Annäherung mehrerer Speerreiter, die, durch den lauten Schrei aufmerksam gemacht, mit verhängten Zügeln von der entgegengesetzten Seite herankamen, obgleich niedriges Gebüsch ihnen gegenwärtig noch den Anblick der handelnden Personen entzog. Erst in dem Momente, wo diese, den halbtodten Pilger seinem Schicksal überlassend, mit dem jungen, sich verzweiflungsvoll sträubenden Mädchen davonjagen wollten, wurden jene sichtbar. Kaum hatte die Gefangene sie erblickt, als sie ohne zu wissen, ob es Freunde oder Feinde seien, ihr Hülfegeschrei und ihre Anstrengungen verdoppelte, indeß Lajos, wüthend über den geleisteten Widerstand und sich von der Ankunft der Fremden nicht viel Gutes versprechend, seinem Begleiter einen Strick zuwarf: „Da, bindet ihr die Arme zusammen, laßt die ledigen Maulthiere laufen und dann davon! Sonst bekommen wir's dort mit den Burschen zu thun."

Doch ehe sie noch einen Vorsprung von zwanzig bis dreißig Schritten gewannen, langten drei der vordersten Speerreiter auf dem Platze an, wo der Pilger im letzten Todeskampf lag. Einer sprang aus dem Sattel und stieß den Verwundeten mit dem Fuße an, um sich zu überzeugen, ob er noch lebe. Der Mann ächzte laut und schlug die Augen auf. Als er den Kelch und verschiedene andere Symbole auf dem Schilde des Kriegers erblickte, rief er leise und mit einer vom Schmerz unterbrochenen Stimme:

„Jagt ihnen nach .... schnell, schnell! .... Nehmt ihnen den Brief ab, er ist vom Oberbefehlshaber an Euern Herrn! .... Jagt zu, was Ihr könnt!"

Der Mann vermochte nicht weiter zu reden, seine Kräfte brachen zusammen, er schien das Bewußtsein zu verlieren.

„Laßt ihn jetzt liegen, nachher wollen wir weiter sehen, was mit dem armen Schächer zu machen ist", befahl der vorderste unter ihnen. „Er sieht nicht aus, als könnte er jemals wieder ein Pferd besteigen." Dann wandte er sich um und ließ einen seltsamen, durchdringenden Pfiff hören, der wild wie der Schrei eines Raubvogels durch die Abendluft zitterte.

„Jetzt kommt!" gebot er seinen Begleitern, die sich noch um den Sterbenden beschäftigten. „Ihnen nach! Die übrigen werden gleich nachfolgen. Den Brief müssen wir haben!"

Er drückte seinem Pferde die Sporen tief in die Weichen und jagte die Anhöhe hinauf. In kurzer Zeit waren die Flüchtlinge eingeholt. „Steht, oder ich renne Euch meinen Speer durch die Rippen!" schrie der Krieger, der mit gerichteter Lanze auf sie zukam.

Als Lajos und Józsy sahen, daß an kein Entweichen mehr zu denken war, warfen sie gleichzeitig ihre Pferde herum und zogen das Schwert.

„Macht Euch keine Mühe, Widerstand ist fruchtlos; Ihr seht, meine Begleiter kommen schon den Hügel herauf! Ergebt Euch auf Gnade und Ungnade!"

Lajos stieß einen Fluch aus. Er war kein Feigling, aber er begriff, daß zwei gegen zehn wenig ausrichten konnten, und dem sichern Tode entgegenzugehen, dazu verspürte er noch keine Lust. Er stieß daher mit trotziger Miene sein Schwert klirrend in die Scheide.

„Gebt den Brief zurück, welchen Ihr jenem Verwundeten abnahmt! Was ist es mit dem Frauenzimmer dort? Ich hörte ihren Hülferuf!" fragte der Krieger, auf das junge Mädchen zusprengend.

Diese rang verzweiflungsvoll die Hände: „O, wenn Ihr Erbarmen kennt, so rettet mich aus der Gewalt dieser Män-

ner, die mich überfallen und gewaltsam fortgeschleppt haben!" bat sie mit flehender Stimme. „Gebt mir die Freiheit und laßt mich weiter ziehen!"

Doch ebenso gut hätte sie einen Stein um Erbarmen anflehen können, als einen Krieger der Bratrik. „Bindet sie, wie jene!" befahl er, ihre Worte kaum beachtend, indem sein strenger Blick ihre Begleiter traf, die sich mit verbissener Wuth der Gewalt ihrer Gegner überließen. Auch das Mädchen fühlte, daß hier weder Bitten noch Widerstand etwas fruchteten; der Befehl war ausgesprochen, und die Männer, die mitleidslos über sie herfielen, sahen aus als würden sie die Hölle stürmen, wenn es ihnen von ihrem Obern geheißen wäre. Sie ließ es daher mit stiller Resignation geschehen, daß man ihr die Arme band und sie dann wieder aufs Maulthier setzte.

„Sobald Ihr fertig seid, laßt uns nach dem Verwundeten sehen", sagte der Anführer des Fähnleins, der währenddessen den empfangenen Brief von allen Seiten betrachtete. „Ihr könnt eine Tragbahre für ihn machen, denn wir kehren sogleich ins Dorf zurück. Der Hauptmann muß noch heute in den Besitz des Briefs gelangen."

In diesem Augenblick kamen zwei Männer von dem Kampfplatze, welche meldeten, daß der Pilger bereits verschieden sei.

„So durchsucht seine Taschen, ob er noch etwas von Wichtigkeit bei sich führt, dann verscharrt ihn hinter den Büschen und folgt mir auf dem Wege ins Dorf." Nach diesen kurzen Anordnungen schwang er sich auf sein Pferd, und der Zug, in dessen Mitte die drei Gefangenen ritten, setzte sich in Bewegung. Als sie an dem Kampfplatze vorüberkamen, wo mehrere Männer eben beschäftigt waren den Leichnam des Pilgers einzuscharren, warf die Gefangene einen

traurigen Blick auf den Entseelten, der vor einer Viertelstunde noch frisch an ihrer Seite ritt, und in der Bitterkeit ihres Herzens gedachte sie mit seltsamer Befriedigung des Momentes, wo sie selbst erst im tiefen Schlaf des Todes alle Qualen dieses Erdenlebens überwunden haben würde!

Nach Verlauf einer Stunde, die sie größtentheils durch düstere Waldungen führte, langten sie bei völliger Dunkelheit in der Nähe des Dorfes an.

Eine wilde, unheimliche Scene erschloß sich hier den Blicken des Mädchens. Vor dem Weiler, der nur aus wenigen weiß angestrichenen Häusern bestand, waren mehrere große Zelte aufgeschlagen, in deren Mitte auf einem ziemlich umfangreichen Platze ein nächtliches Feuer brannte. Um dasselbe herum und von dem flackernden Lichtschein beleuchtet, saßen und lagen die wilden Krieger der Bratriks, auf deren bärtigen, braunen Gesichtern ein ganzes Register zügelloser Leidenschaften ausgeprägt war. Ihre kräftigen Gestalten bedeckten gleiche Rüstungen, von ihren Helmen wehten lange Federn und ihnen zur Seite lagen Streitkolben, Schwerter und Dolche. Wilder Lärm und das Geschrei verworrener und undeutlicher Stimmen bezeichnete schon von weitem das Lager der Räuber, die im Kampfe wie ein Mann voll strenger Disciplin und echtem, kriegerischem Geiste fochten, jetzt aber in der Unthätigkeit einer Horde blutdürstiger Raubthiere glichen. Die wenigsten unter ihnen waren beschäftigt, die meisten pflegten der Ruhe, erzählten sich von ihren Thaten, sangen oder belustigten sich mit Würfelspiel.

Bei der Annäherung von Pferdegetrappel erhoben sie sich plötzlich, und die nächste Bewegung war nach ihren Waffen zu greifen; doch in demselben Augenblick gellte der schon früher gehörte Pfiff durch die Luft, und ohne daß Zeichen gemacht oder Worte gewechselt wurden, fuhren wie

mit einem elektrischen Schlage die Schwerter der Krieger wieder in die Scheide. Alles sank in den frühern Zustand behaglicher Ruhe zurück, denn jeder hatte das Zeichen seines Bundes erkannt.

Die Ankommenden ritten dicht an dem Feuer vorüber, und der Anblick der Gefangenen, besonders der Bäuerin, gaben den Zunächstsitzenden Anlaß zu manchen spöttischen Bemerkungen. Der Führer spornte sein Pferd auf das letzte Zelt zu, hinter dessen aufgezogenem Vorhang man ungefähr zwölf bis sechzehn Krieger versammelt sah.

Er sprang ab und trat hinein, indeß die Gefangenen in der Mitte des Trupps unbeweglich halten blieben. Mit ernster Scheu näherte er sich einem Manne, der sich weder in Kleidung, noch sonst in einem äußern Machtzeichen von den übrigen unterschied, dennoch aber leicht an seiner stolzen Haltung, dem blitzenden Auge und gebieterischen Wesen als derjenige zu erkennen war, dem durch innere Geisteskraft die Macht innewohnte, diese zügellosen Krieger unter sein eisernes Scepter zu beugen. Der Ankommende wechselte einige Worte mit ihm, dann übergab er den Brief des Pilgers, den der Hauptmann sogleich öffnete und las.

Ein befriedigendes Lächeln zuckte um seine leichtgekrümmte Lippe, als er ihn wieder zusammenfaltete und, sich umblickend, nach den Gefangenen fragte.

Der Führer des Fähnleins verließ das Zelt und kehrte nach wenigen Secunden in Begleitung derselben zurück.

Kaum warf der Hauptmann einen Blick auf die Rüstung der beiden Krieger, als er heftig ausrief: „Ha, Giskra'sche Spione! Gesteht, verrätherische Buben, daß Ihr im Auftrag Euers Kapitäns meinem Boten nachgespürt habt. Eure Gefährten büßen schon dort am Galgen ihre verruchte Keckheit.“

Die Gefangenen erbleichten, und das junge Mädchen, das mit den Augen der Richtung seines Arms folgte, stieß einen leisen Schrei aus, denn in einiger Entfernung, von dem matten, röthlichen Schein des Feuers beleuchtet, erblickte sie zwei Gestalten an Baumästen aufgeknüpft. In dem ungewissen Halbdunkel der bei dem leisen Luftzuge flackernden Flammen kam es ihr vor, als wenn eine derselben sich noch bewegte, und ihre rege Phantasie malte ihr die Züge der Männer in der gräßlichen Verzerrung des Todeskampfes.

„Fort mit ihnen!" rief der Hauptmann. „Sie mögen das Los ihrer Kameraden theilen, wie sie ihr ehrloses Geschäft theilten!"

Ehe die Unglücklichen noch Zeit hatten ein Wort der Rechtfertigung oder eine Bitte um Gnade hervorzubringen, sahen sie sich von einem halben Dutzend kräftiger Arme ergriffen und fortgeschleppt. Die schauerliche Eile, mit der alles vor sich ging, das herzzerreißende Geschrei der Männer und die verzweiflungsvolle Anstrengung, sich ihren Peinigern zu entziehen: alles dies erfüllte die Fremde mit einem Entsetzen, das fast die Bande ihrer Vernunft zu sprengen drohte.

„Und das Weib?" fragte nach kurzer Pause der Führer des Fähnleins, indem er einen flammenden Blick auf sein Opfer warf.

„Was ist es mit dem Weibe?" versetzte der Hauptmann, in dessen strengen Zügen bei dem eben vollzogenen Blutgericht auch nicht die leiseste Regung menschlichen Gefühls sichtbar wurde. „Auf welche Art kamt Ihr zu dem Mädchen?"

„Sie befand sich in der Gewalt der beiden Krieger, die sie aufgegriffen und mitgeschleppt hatten", entgegnete der Untergebene.

„So hatte sie keinen Theil an ihrem Bubenstück?"

„Nein! sie folgte ihnen mit nicht größerer Bereitwilligkeit als jene Burschen den Schergen."

„So fällt sie dem als Eigenthum zu, der sie erbeutete. Nehmt sie und schaltet über sie nach Gefallen!"

Das Mädchen hörte diese Worte klar und deutlich; sie wollte in die Knie sinken und um Erbarmen und Freiheit flehen, sie wollte den Befehlshaber, den sie für einen Ritter hielt, im Namen der Ehre und Gerechtigkeit anrufen, aber ihre Lippen blieben stumm, ihre Glieder regungslos; alles, was sie beabsichtigte, ging in ihrer Seele vor, aber zur That war sie unfähig, unvermögend auch nur einen Laut auszusprechen.

Der Hauptmann sah sie an. War es eine Ahnung dessen, was sich in ihrem Innern regte? Rührte vielleicht die Schönheit des Mädchens sein Herz, das bisher gegen Weiber so unempfindlich als gegen Männer erbarmungslos war? Sagte ihm ein Etwas in ihrem Wesen, daß unter dieser bäuerischen Tracht das Blut einer Edeln floß, oder war es die Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, die er gekannt und verehrt hatte, und deren geliebtes Kind er jetzt den rohen Händen eines wilden Räubers als Beute überließ? Wer konnte es wissen! Aber so viel ist gewiß, sein kalter, forschender Blick, der fast eine Minute lang auf ihr ruhte, wurde allmählich sanfter, seine Züge nahmen eine Weichheit an, wie sie einst dem Jünglinge mochte eigen gewesen sein, ehe Haß und Menschenverachtung die sanften Regungen in seiner Brust getödtet und sein Herz zu Stein verhärtet hatten! Ob ihn aber auch das Wort gereute, es war gesprochen, und um eine Welt hätte er es nicht zurückgenommen!

Der Krieger faßte den Arm des Mädchens, um sie hinauszuführen, aber sie stand wie eine Bildsäule.

„Bringt sie weg!" befahl der Hauptmann finster, während ihr großes, seelenvolles Auge flehend wie im letzten, hinsterbenden Kampf an dem seinigen haftete und sich nicht davon loslösen zu können schien. „Bringt sie hinweg!" wiederholte er noch einmal in herrischem Ton und wandte sich ab.

Funfzehntes Kapitel.

Der Mann ergriff widerstandslos das Mädchen und trug sie mehr hinaus, als daß sie selbst zu gehen vermochte. Als sie am Wachtfeuer vorüberkamen, versammelte sich bald ein Kreis von Kriegern um ihn; er wurde angehalten, befragt, und derbe Scherze, vor denen das Mädchen, wenn sie dieselben verstanden, vor Abscheu erbebt sein würde, flossen von den Lippen der rohen Räuber. Aber sie schien nichts zu hören, ihr irrer Blick, der scheu über die muskulösen Gestalten der sie wild ansehenden Krieger hinglitt, blieb auf einmal an einem entfernten Punkt haften, wo zwei junge Leute, unbekümmert um das Treiben der übrigen, im vertraulichen Gespräch zusammensaßen. Das durch die dumpfe Verzweiflung erstarrte Leben schien sich auf einmal in ihr zu regen und in diesen einen Blick zu ergießen, dessen Strahl immer leuchtender wurde, während sie mit vorgebeugtem Kopf und halbgeöffneten Lippen neben ihrem Begleiter stand. Plötzlich riß sie sich gewaltsam los und stürzte vorwärts.

„Gillo!" rief sie mit einer Stimme, in der sich alle ihre

Empfindungen zu vereinigen schienen. „Gillo, rettet mich aus den Händen dieses Menschen!“

Der junge Räuber fuhr bei dieser Stimme zusammen, als wäre plötzlich eine fremde Macht in seinen Lebenskreis eingetreten. Er sprang wild auf, und indem sein Auge der Richtung jenes Tons folgte, schien es gleichsam zu erstarren und aus seiner Höhle herauszutreten. Ein convulsivisches Zittern durchlief seinen Körper, seine Brust hob sich unter schweren Athemzügen. „Helene!“ war das einzige Wort, das er hervorzubringen vermochte, während er bald auf das Antlitz, bald auf Gestalt und Anzug des Mädchens blickte.

Kaum ein Jahr war seit ihrer Trennung vergangen, aber eine gänzliche Umwandelung hatte sowol mit der Persönlichkeit wie in den Verhältnissen beider stattgefunden. Aus dem Knaben, dem verstoßenen, heimatlosen Bettler war ein Mann geworden, um dessen Kinn der Bart bereits sproßte; ein stolzer Krieger in glänzender Rüstung, der sich durch muthvolle Thaten ausgezeichnet und bei seinen Genossen in Furcht und Achtung gesetzt hatte, der an der Spitze eines Fähnleins sein wildes Streitroß zu lenken und sein Schwert zu schwingen verstand. Und sie, das edle Fräulein, das seiner Erinnerung fast wie ein höheres Wesen vorschwebte, fand er wieder als Beute in den rohen Händen seines Kameraden, in bäuerischer Tracht, verzweiflungsvoll ihn, der einst als Bettler vor ihrer Thür stand, um Schutz anflehend! Ihr Antlitz war noch schön wie zu jener Zeit, wo er an ihrer Hand über Berge und durch Thäler streifte, ja vielleicht noch schöner, denn was damals in dem Kinde bewußtlos schlummerte, war jetzt in dem jungfräulichen Herzen durch den Strahl der Liebe zum bewußten Leben erwacht; aber die Farbe war von ihren Wangen gewichen, und ein tiefschwer-

müthiger Zug, welchen Gillo nie an ihr gekannt, hatte sich der leichtgewölbten Lippe fest eingegraben.

„Fräulein Helene, Ihr hier?" rief der junge Krieger sich endlich ermannend. „O mein Gott! wie find' ich Euch wieder? Sagt, wie kommt Ihr hierher?"

„Gillo", schrie das junge Mädchen, die ihren Verfolger hinter sich sah, mit angstvoller Stimme und gerungenen Händen. „Gillo, um der Liebe willen, die wir als Kinder zueinander hegten, steht mir bei! Ich will lieber sterben, als zu jenem Menschen zurückkehren. Helft mir oder tödtet mich — tödtet mich schnell!"

„Still! seid unbesorgt, er soll Euch nicht anrühren, solange sich ein Funke von Leben in meiner Brust regt", versetzte der Zigeuner mit einer Stimme, die, so leise sie auch klang, doch auf alle, welche sie hörten, die Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit dessen, was er behauptete, hervorbrachte. Zugleich trat er vor sie hin und zog sein Schwert.

Der Krieger wollte ihn mit dem Arm zurückstoßen und sich Helenens bemächtigen.

„Fort!" gebot Gillo, während aus seinem schwarzen Auge Blitze gleich glühenden Pfeilen auf seinen Kameraden schossen. „Wer wagt es, sich dem edeln Fräulein zu nahen! Fort! wenn dir dein Leben lieb ist!" Seine Stellung war dabei so drohend, daß der Mann wirklich, einen Moment außer Fassung gebracht, zurückwich.

Gleich darauf trat er aber wieder beherzter vor, denn seine Gefährten, die ihn im Rechte wußten, versprachen sich ins Mittel zu legen und ihn zu unterstützen. „Was fällt Euch ein? Das Weib ist mir durch unsern Hauptmann zuerkannt, sie gehört mir; ich allein habe über sie zu verfügen!"

„Sie gehört ihm!" wiederholten mehrere Stimmen.

„Er muß sie haben!“ Die Schwerter fuhren aus den Scheiden, dennoch gelang's dem Zigeuner, der wie ein Wahnsinniger um sich hieb, sich länger als eine Minute gegen die Angreifer zu vertheidigen.

„Der Hauptmann!“ erscholl es von mehreren Seiten zugleich, und die erhitzten Krieger senkten wie mit Einem Schlage ihre Waffen, denn alle wußten, daß unwiderrufliche Todesstrafe den traf, der einen unerlaubten Kampf in des Obern Gegenwart führte.

Es entstand eine tiefe Stille.

„Was gibt's hier?“ fragte Iwan mit strengem Blick.

Keiner der handelnden Personen wagte das Wort zu führen oder sich zu vertheidigen.

„Gillo, der Zigeuner, will Olaf das Weib streitig machen, welches Ihr ihm zuerkanntet“, entgegnete einer der Krieger, der dem Kampf aus der Ferne gefolgt war.

„Was gibt dir ein Recht dazu?“ wandte sich der Hauptmann an den Betheiligten. „Kennst du das Gesetz, welches das Schwert über den senkt, der dem Willen seines Obern Trotz bietet?“

„Ja!“ erwiderte Gillo mit finsterer Miene.

„Was hast du für Ansprüche auf dieses Mädchen?“ fuhr Iwan fort, in dessen Blick gegen seinen Willen etwas für seinen Liebling sprach, der ebenso trotzig, ebenso fest und starrköpfig wie er selbst war.

„Sie ist eine Edelgeborene, ein freies Mädchen und nicht zur Sklavin eines gemeinen Kriegers geschaffen!“

„Schweig!“ befahl Iwan, roth vor Zorn und mit so donnernder Stimme, daß sie dem Beherztesten unter den Räubern durchs Mark fuhr. „Ich war es, der sie ihm zusprach; sein ist sie und sein soll ....“

„Laßt mich sterben!“ unterbrach ihn Gillo, ehe er seinen Satz noch vollenden konnte. „Aber meinen Schwur will ich halten! Solange ich lebe, soll er sie nicht besitzen!“

Unter den umstehenden Räubern entstand eine Bewegung; das war mehr als jemals einer gewagt hatte; jeder sah dem Hauptmann nach den Lippen, denn jeder erwartete im nächsten Moment das Todesurtheil des jungen Zigeuners zu vernehmen.

Iwan selbst stand da in unbegreiflicher Ruhe, seine Lippen blieben stumm, seine Stirn war bleich, sein Auge jedem Anwesenden undurchdringlich; es richtete sich langsam auf den Zigeuner und blieb hier mit so unwiderstehlich durchdringender Kraft haften, als hätte er mit der bloßen Macht dieses Blicks den Willen des Jünglings im tiefsten Innern regieren wollen.

Der Zigeuner schien einen schweren Kampf zu bestehen; der Trotz auf seinen jugendlichen Zügen ging allmählich in den Ausdruck eines wilden, fast krampfhaften Schmerzes über. Plötzlich, wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, stürzte er zu den Füßen des Hauptmanns, und das Wort der Gnade entfloh seiner bebenden Lippe.

Für Helenen zu sterben, das würde ihm keinen Laut der Klage oder des Schmerzes ausgepreßt haben, doch diese Demüthigung im Angesicht aller versammelten Waffenbrüder war das größte Opfer, das er jemals in seinem Leben zu bringen vermochte. Alle, die seinen stolzen unbeugsamen Sinn kannten, fühlten die Bedeutsamkeit dieser Handlung, und Iwan selbst erbleichte bei dem Seelenkampf des Jünglings.

„Hauptmann“, rief dieser mit dumpfer Stimme, „ich flehe nicht um mein Leben, ich würde das feigherzige Wort verfluchen, noch ehe es durch die Thore der Lippen gedrun-

gen wäre; ich weiß, daß ich nach dem Gesetz des Ordens den Tod verdient habe und bin bereit zu sterben; aber für sie, für dieses schuldlose, engelgleiche Mädchen flehe ich um Gnade und Freiheit! .... Hauptmann, als noch kein Blut an diesen Händen klebte, als noch kein Haß der Menschheit den Krieg ankündigte, als meine Seele noch rein war von Schuld und Verbrechen, und das heilige Band des Glaubens und der Liebe, das sie einst in glücklichen Tagen der Kindheit an den Himmel knüpfte, noch nicht zerrissen vor mir auf dem rauhen Wege lag: da war sie das einzige Wesen, das mir Wohlthaten erwies, der Stern meines Lebens, der hold und freundlich meinen Pfad erleuchtete! Hauptmann, rette dieses Mädchen vor Schande und Verzweiflung! Hier, hier bei diesem Zeichen flehe ich dich an (er zog ein goldenes Etui unter seinem Kleide hervor) erkennst du es noch? Damals, als ich dir das Leben rettete, gabst du es mir, ich sollte mir einen Wunsch erbitten und du schwurst ihn zu erfüllen. Ich hegte keinen Wunsch; mein Leben war dürr und unfruchtbar wie der glühende Sand in der Ebene meines Heimatlandes, aber ich bewahrte das Zeichen. Hauptmann, keine Bitte richtete ich seitdem an dich, dies ist die erste und einzige meines Lebens! .... Entscheide jetzt, aber gedenke deines Schwurs!"

Der Zigeuner erhob sich, unbeweglich blieb er vor seinem Obern stehen, an dessen Munde Tod und Leben, ja mehr als das, Schande oder Freiheit derjenigen hing, die er mit jener wilden Glut des Südens liebte, welche die heiße Sonne dem Blut ihrer Kinder einimpft.

Ueber des Hauptmanns Züge war bei Gillo's Rede Licht und Schatten wechselsweise gezogen. Ohne es zu ahnen, hatte der Zigeuner dessen eigene Jugend, den glücklichen Frieden seiner Kindheit geschildert; er hatte Saiten berührt,

die einst sanft und melodisch erklangen, aber schon lange durch das Blut seiner Opfer eingerostet und unter ihrem Wehklagen verstummt waren. Jetzt, wo jener schwieg, strich er sich mit der Hand über die Stirn und antwortete mit ernster Stimme: „Ich habe entschieden! Mein Wort kann ich nicht brechen, und vermöchte ich mir die Seligkeit damit zu erkaufen. Mein Schwur gegen dich soll gehalten werden, doch fordere, was ein Bratrik mit Ehren gewähren kann! ....“

Der Zigeuner fuhr wild empor.

„Still! unterbrich mich nicht“, befahl der Hauptmann, der schnell die leichte Rührung, welche in seinem Auge als unverzeihliche Schwäche galt, überwunden und sein Gesicht mit der ihm eigenen Felsenfestigkeit gestählt hatte. „Ich sagte dir, was ich nicht thun kann; jetzt höre weiter: Hier ist eine volle Börse mit Gold; für Gold würde Olaf mehr opfern als ein Mädchen, geh' und mache es mit ihm ab! Dein Leben aber sei dir ungebeten geschenkt als Austausch für das meinige, das du einst rettetest!“

Einer der Räuber rief Olaf herbei, der in Helenens Nähe stand, und Gillo, für welchen das Geschenk des Lebens erst Werth erhielt wenn der Erfolg seiner Vermittelung gesichert war, wandte sich ohne eine Silbe zu erwidern an seinen Gegner.

Der Hauptmann hörte ihre Unterhandlung an, mischte sich selbst jedoch mit keinem Worte hinein. Durch die Bedeutsamkeit gereizt, welche man der Fremden beilegte, beharrte Olaf anfangs auf ihrem Besitz, doch, wie Iwan es vorhergesehen, konnte er nicht lange dem Inhalt der Börse widerstehen. Er trat sein Recht auf das Mädchen dem Zigeuner ab und zog vergnügt mit dem gewonnenen Golde von dannen.

„Jetzt ist sie Euer“, sagte Iwan. „Geht und verfahrt

mit ihr nach eigenem Gutdünken. Keiner lebt, der sie Euch nun noch streitig machen könnte!"

Des jungen Räubers Auge funkelte bei diesen Worten, und eine dunkle Glut verbreitete sich über sein Gesicht, als er den Blick zu Helenen hinüberwarf. Doch dies Feuer verloderte in einem einzigen Moment, und mit ihm wurde sein Antlitz wieder ernst und streng, kalt und farblos wie Fels.

„Nicht mir gehört sie, sie gehört sich selbst. Ich habe ihre Freiheit nicht erstritten um ...." Er stockte, und indem er zur Seite trat, stahl sich ein dumpfer Seufzer aus seiner Brust, aber niemand der Umstehenden gewahrte wie fest und krampfhaft sich seine Lippen übereinander preßten.

Iwan wandte sich jetzt an die versammelten Räuber, um ihnen zu eröffnen, daß die Belagerungen der Burgfesten, welche noch auf ihrem Wege lagen, unterbleiben und sie schon morgen mit dem Früheſten nach der Hauptstadt aufbrechen würden. „Der Oberbefehlshaber", setzte er hinzu, „meldet mir, daß er des vergeblichen Hin- und Herziehens, dieser Scharmützel und kleinen Vorpostengefechte müde, sich entschlossen habe mit dem größten Theil der Armee schon jetzt auf Ofen loszugehen, und im Fall ihm der Feind den Weg verlege, denselben zu einer Hauptschlacht zu zwingen."

Bei dieser Nachricht verbreitete sich allgemeiner Jubel unter den anwesenden Kriegern.

„Ja!" versetzte Iwan, „auch ich bin es zufrieden dem Herrn Giskra von Brandeis nun bald Stirn gegen Stirn gegenüberzustehen und ihn mit dem Schwerte in der Hand nach der Ursache des gebrochenen Waffenbündnisses zu fragen!"

Nachdem der Hauptmann noch mit diesem und jenem unter den Leuten gesprochen, begab er sich in sein Zelt zu-

rück, wohin verschiedene Rottenführer ihm folgten, um seine Befehle für den morgenden Tag zu empfangen.

Gillo trat währenddessen zu Helenen, die bei dem sich ihretwegen zwischen ihm und Olaf entsponnenen Kampf bewußtlos geworden war und die darauffolgenden Vorgänge nur theilweise und unklar aufgefaßt hatte. Jetzt saß sie allein an einen Baumstamm gelehnt; als der Zigeuner sich näherte, richtete sie ihr großes Auge matt und in angstvoller Frage auf ihn.

„Ihr seid frei!" rief ihr dieser entgegen.

Helene vermochte kein Wort hervorzubringen; sie ergriff seine Hand und preßte sie fest und lange in der ihrigen, während sie einen Blick unbeschreiblichen Dankgefühls zum Himmel emporsandte.

„Mein Gott, wie muß ich Euch wiederfinden!" entgegnete der Zigeuner mit bewegter Stimme. „Ihr seid erschöpft, setzt Euch, aber dann, um des Himmels willen, sagt mir, wie Ihr hierher in diese nördlichen Gebirge kommt, wo Ihr weder Freunde noch Verwandte hattet!" Und wieder überlief sein erstaunter Blick ihren seltsamen Anzug.

„Nein, Gillo, laßt mich zuerst Euch danken! Ich weiß, was Ihr für mich thatet; doch wie, wie kann ich es Euch jemals vergelten? denn ich bin arm, hülflos, verlassen, und Ihr lebt unter Freunden, angesehen und geachtet! .... Gillo, auch Ihr seid so verändert, daß ich Euch kaum wiedererkannt hätte!" Sie faßte noch einmal seine heiße Hand in ihre kalten Finger, während sie ihm mit der alten Vertraulichkeit, aber auch zugleich mit tiefer Rührung ins Auge schaute. „Gillo, mein Jugendfreund, ich verdanke Euch mehr als mein Leben! Wäret Ihr nicht gewesen, so hätte ich den Tod jetzt als eine Wohlthat gesucht!"

Der Zigeuner entzog ihr seine Hand, er wandte den

Kopf, als ob er in dem Halbdunkel dieser vom Feuer ziemlich entfernten Region nach irgendeinem Gegenstand suchte.

„Was habt Ihr über Euch beschlossen?" fragte er nach einer Pause. „Die Nacht bricht ein, und die Wege sind unsicher, ich denke, Ihr bleibt bis morgen bei der Frau eines meiner Kameraden. Mit dem Frühroth will ich dafür sorgen, daß Ihr unter gutem Schutz zu den Eurigen zurückkehrt .... Oder solltet Ihr von jemand erwartet werden, der Euertwegen in Unruhe ist?" fügte er gleich darauf hinzu, indem er nicht glauben konnte, daß sie wirklich in dieser Wildniß allein und verlassen umherirrte.

„Nein, Gillo, mich erwartet niemand — niemand auf der ganzen weiten Welt! O, seit Ihr uns verlassen, hat sich vieles verändert. Der gute Vater Valentin ist todt, ich stehe jetzt allein!" Ihre Thränen brachen bei diesen Worten und bei dem Anblick des Jugendgespielen, der die Erinnerung einer glücklichen Kindheit in ihrer Seele lebendig rief, unaufhaltsam hervor.

Gillo beugte sich nieder. Er, der Räuber, der Menschenblut ohne Erbarmen vergoß, konnte den Anblick ihres Kummers nicht ertragen. Er strich sich mit der Hand über die Augen und erschrak über sich selbst, als er sie naß von Thränen zurückzog. „Vater Valentin todt!" wiederholte er nach einer Pause mit aufrichtiger Trauer. „Nur einmal hätte ich gewünscht ihn noch zu sehen — er schied aus der Welt, und ich konnte ihm nicht einmal für die mir erwiesenen Wohlthaten danken! .... Aber Ihr? wo lebt Ihr seitdem?" Seine Stimme klang leise und unsicher, als er an die Scene dachte, von welcher er am letzten Tage in Farkasfalva Zeuge gewesen.

„Ueberall, wohin ich kam, war ich heimatlos", antwortete Helene ausweichend. „Längere Zeit verweilte ich in

Ofen bei Bekannten meines verstorbenen Vaters, und jetzt befinde ich mich auf dem Wege zu der alten Eva, die bei ihrer jüngern Schwester in Pata, einem Dörfchen im Mátragebirge, wohnt. Bei ihr wollte ich eine Zuflucht suchen. Ich weiß, ihr treues Herz wird mir dieselbe gern gewähren! ....“

„Ihr wollt Frau Eva aufsuchen und bei ihr bleiben?“ fiel ihr Gillo überrascht ins Wort. „Habt Ihr denn sonst niemand, zu dem Ihr gehen könnt? Niemand, der Euch näher angeht?“ Die Frage nach dem verhaßten Ritter, der das Glück seiner Jugend zertrümmert und ihn aus der Heimat verjagt hatte, schwebte auf seiner Lippe, aber ein Blick auf Helenen, ein Etwas in ihrem gänzlich veränderten Wesen, sagte ihm, daß die Berührung dieses Gegenstandes ihr wehe thun werde.

„Nein, Gillo! Niemand ....“ und als sei ihr der Gedanke ihrer elenden Lage peinvoll, brach sie schnell ab. „Sagt mir, wie ist es Euch ergangen? Wie seid Ihr hierher gekommen? Ihr tragt eine stattliche Rüstung und scheint unter diesen Kriegern nicht der geringste.“

„Ich besitze die Liebe und das Vertrauen meines Obern“, erwiderte Gillo. „Durch Zufall rettete ich ihm das Leben, und seitdem nahm er mich in seinen Bund auf, denn Ihr befindet Euch hier unter den Kriegern der Bratriks.“

Helene konnte ein leichtes Grausen nicht unterdrücken. Tausend Geschichten über diese wilden Freibeuter schwebten ihrem Geiste vor und fanden eine Bestätigung in dem furchtbaren Gericht, von dem sie unlängst Zeuge gewesen. „Ihr selbst gehört zu diesem Bunde?“ fragte sie überrascht.

„Ja! und ich bereue es nicht. Hier fand ich, was ich suchte; was meinem Thatendurst noth that, wie dem Hungerigen das Brot!“

Helene blickte vor sich nieder und schwieg.

„Mein Beruf ist streng, aber er ist gerecht!“ fuhr Gillo fort. „In diesen Zeiten, wo weder Gesetz noch Ordnung, sondern Tyrannei herrscht, bedarf es eines eisernen Arms, der die Geisel über den Nacken der entarteten Menschheit schwingt. Glaubt mir! Sie trifft nur den Schuldigen, aber sie trifft ihn sicher und schnell .... Doch lassen wir das; ich will Euch ein andermal meine Geschichte erzählen, jetzt sagt mir lieber, wie es meiner guten, alten Großmutter geht? Hat sie sehr nach mir verlangt?“

„Ihr verließt uns schnell und ohne Abschied — spurlos wie der Morgenthau die Erde verläßt!“

„Der Morgenthau schwindet, wenn die Sonne emporsteigt, er überläßt die Fluren ihrer belebenden Wärme“, versetzte der Jüngling, in der Bitterkeit seines Gefühls des siegreichen Nebenbuhlers gedenkend, dem er einst weichen mußte. Helene, die seinem Blick voll Stolz und Trauer begegnete, senkte den Kopf; sie hatte seine Worte zu Iwan nicht verstanden und ahnte kaum, daß die Wunde seines Herzens noch unvernarbt war.

„Eure Großmutter empfand große Sehnsucht nach Euch; uns alle bekümmerte Eure plötzliche Entfernung, denn da Ihr nicht wiederkamt, fürchteten wir, es sei Euch ein Unglück zugestoßen.“

„Sobald der Krieg vorüber ist, will ich in die Heimat zurückkehren“, sagte der Zigeuner nicht ohne Wehmuth.

„Thut das, Gillo! Denn wie es Eurer Großmutter jetzt geht, kann ich nicht sagen, da auch ich das Thal wenige Wochen nach Euch verlassen mußte.“

„So bald schon!“ entgegnete der Zigeuner gedankenvoll; doch als hätte er die seinem Geiste vorschwebenden Bilder schnell beiseite schieben wollen, setzte er kopfschüttelnd und

in verändertem Ton hinzu: „Nach Pata könnt Ihr jetzt unmöglich, wißt Ihr denn nicht, daß jene Gegend vom Krieg arg heimgesucht wird? Die Dörfer ringsumher liegen in Asche, ganze Strecken sind verwüstet, und alle Wege, die aus den nördlichen Gebirgen nach Süden führen, werden durch Streifcorps unsicher gemacht. Ich hatte Euch unter sicherm Schutz geglaubt — wenn Ihr allein seid, ist überhaupt jede Reise jetzt unausführbar."

Helene sah ihn betroffen an. „Man sagte mir, die Heveser Gespanschaft sei bisjetzt vom Krieg verschont geblieben, und die Straßen, durch welche ich kam, waren auch ruhig wie im tiefsten Frieden."

„Das hat sich in der letzten Zeit geändert; aber mag dem sein wie ihm wolle, Ihr könnt nicht allein reisen. Pongrácz mit seinem ganzen Banderium folgt uns auf dem Fuße; Ihr würdet seinen Rotten nicht entgehen und dem schmachvollen Lose, welches Euch heute bedrohte, dennoch unausweichbar anheimfallen."

Das schmerzliche Gefühl ihrer gänzlichen Verlassenheit preßte einen kaum hörbaren Seufzer aus Helenens Brust. Sie erwiderte nichts, und der Zigeuner, der sie mit tiefer Theilnahme betrachtete, fuhr fort: „Ihr müßt Euch entschließen hier zu bleiben, bis es mir selbst möglich wird Euch, im Fall Frau Eva noch lebt, zu ihr zu bringen."

Helenen blieb keine Wahl; sie entschied sich, seinen Vorschlag wenigstens für so lange anzunehmen, bis sich bei fremden Leuten ein Unterkommen darbieten würde, worauf er versprach sie zu der Frau eines ihm befreundeten Kriegers zu bringen.

„Freilich entfernt Ihr Euch wieder von Euerm Ziel, aber das hilft nichts!" meinte er nach kurzer Ueberlegung, „denn wir machen wenigstens noch eine Tagereise nach Süden.

Entweder kommt es zur Schlacht, oder es geht auf Ofen los.“

„Wie steht es mit der Sache des Grafen von Hunyady?“ fragte Helene. „Die Leute, bei denen ich zuletzt lebte, wollten behaupten, der König habe ihn mit nach Wien genommen.“

„Von wo ihn seine Freunde bald abholen werden“, erwiderte Gillo, ohne zu ahnen, daß jener Ritter von Farkasfalva und der mächtige Graf von Hunyady, dessen Schicksal das ganze Land in einen blutigen Kriegsschauplatz verwandelte, und für den er und seine Bundesbrüder mit so großem Enthusiasmus das Schwert ergriffen, eine und dieselbe Person sei.

„Also ist er wirklich aus Ofen fort?“ rief Helene mit einer Erregung, die den Zigeuner betroffen machte.

„Ja!“ antwortete er; „doch seine Partei blieb bisjetzt überall Sieger, fast das ganze Land ist in ihren Händen, und wenn Ofen fällt, oder die Königlichen eine Hauptschlacht verlieren, so hat es mit Ladislaw Posthumus' Herrschaft in Ungarn für immer ein Ende.“

In diesem Augenblick wurde Gillo zu dem Hauptmann gerufen.

„Ich muß Euch auf kurze Zeit verlassen, wartet hier auf mich; nachher will ich sogleich für Eure Unterbringung Sorge tragen.“

Helene warf einen scheuen Blick auf die lärmende Gruppe am Feuer.

„Seid ihretwegen furchtlos“, bat Gillo, der die Bewegung des jungen Mädchens verstand. „Keiner würde jetzt wagen Euch nur durch einen Blick oder ein Wort zu beleidigen, denn jeder unter ihnen kennt das Los, das ihn dafür träfe .... Doch wartet, ich kann Euch einen Gesellschafter

bringen, über dessen Anblick Ihr Freude empfinden werdet.“ Ehe Helene noch eine Frage an ihn richten oder ihre Vermuthungen aussprechen konnte, war er im dunkeln Laube verschwunden. Nach wenigen Augenblicken kehrte er mit einem großen, weißen Wolfshunde zurück, der, sobald er des jungen Mädchens ansichtig ward, sich kaum unter der kräftigen Hand seines Führers bändigen ließ. Je näher er ihr kam, desto wilder wurde sein Geheul, bis der Zigeuner das Halsband losließ, und der Hund in zwei Sätzen an Helenens Seite war. Bellend, schnüffelnd und mit dem langen Schweif um sich schlagend, sprang er an ihr in die Höhe; seine Freude war so lebhaft und ungestüm, daß er Helenen im ersten Sturm seiner Zärtlichkeit fast umriß.

„Bodri, mein Liebling, so sehe ich dich wieder! Du treues Thier hast mich nicht vergessen!“ rief das junge Mädchen, während sie den Kopf des Hundes an sich drückte, ihn streichelte und sich liebkosend über ihn neigte. Es war ein Augenblick ungemischter Freude! Helene war wieder jenes fröhliche Kind, das mit seinem Bodri gespielt und an seiner Seite die Felder durchstreift hatte. Alles Dazwischenliegende war einen kurzen Moment vergessen — sie überließ sich ganz dem Eindruck dieser unverhofften Freude.

Gillo stand als unbemerkter Zeuge diesem harmlosen Bilde gegenüber, er sah die Liebkosungen, mit welchen Helene die Anhänglichkeit des treuen Hundes erwiderte; aber ohne durch ein sichtbares Zeichen die Regung seines Gefühls zu verrathen wandte er sich schnell, um dem Befehl seines Obern nachzukommen.

Sechzehntes Kapitel.

Drei Tage waren seit den eben beschriebenen Vorfällen vergangen. Iwan rückte mit den Truppen seines Bundes ziemlich bis gegen Ofen vor, wo in weiter Ebene östlich der Donau das mächtige Insurgentenheer sein Lager bereits aufgeschlagen hatte. Er sowie Pongrácz von Szent=Miklós schlossen sich demselben an. Meilenweit in der Runde erstreckten sich die Zelte der rebellischen Barone; die Banner Báthory's, Székely's, Bodó's, Kanisay's und die vieler anderer Herren flatterten zwischen den Szilágyi=Hunyady'schen Fahnen, deren Verstärkung man noch durch die Ankunft der Herren von Rozgonyi und Országh von Guth stündlich erwartete.

Die Führer der einzelnen Banderien waren in dem Zelte des Oberbefehlshabers versammelt, und manches Auge erwartete mit Spannung den Moment, wo der Vorhang sich heben, und das Resultat der Berathung laut werden würde. Endlich traten sie nacheinander heraus. In aller Mienen lag Entschlossenheit und Selbstgefühl; Szilágyi hatte die Schlacht für den nächsten Tag festgesetzt, alle Maßregeln waren danach getroffen, und man wollte eine Stellung einnehmen, die dem Feinde, der sich zum Theil in die Stadt geworfen, diesmal jedes Ausweichen unmöglich machte.

Regsamkeit und Bewegung herrschten während des ganzen Tags in allen Theilen des Lagers, denn Muth und Begeisterung, zuversichtliche Hoffnung des gewissen Siegs lebte in der Brust jedes einzelnen Kriegers und stählte ihn für den bevorstehenden, entscheidenden Kampf. Ueberall sah man

Anordnungen treffen, Befehle wurden ertheilt und ausgeführt; Knappen und Herolde flogen von einem Punkt des Lagers zum andern, und das Zelt des Oberbefehlshabers war bis zur späten Nacht hinein mit Rittern angefüllt, die ihre Instructionen empfingen oder Rapport abzustatten kamen.

Nur wenige Stunden der Nacht blieben der Rast und Erquickung gewidmet; als das Frühroth sich in den ersten, schwachen Farben am östlichen Himmel ausbreitete, wurde es im Lager lebendig. Ein Fähnlein, ein Banderium nach dem andern rückte im Schmuck der Waffen, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen aus, um die ihm zuertheilte Stellung auf dem Schlachtfelde einzunehmen.

Da die Bratriks die letzten Zelte auf dem linken Flügel des Lagers innehatten, und dieser an einen freundlichen, sich diesseit des Waldrandes hinziehenden Weiler lehnte, so konnte Helene von der Thür ihres Häuschens aus die Krieger des berüchtigten Räuberbundes ausrücken sehen. Stolz auf den Ruf ihrer Tapferkeit, die sie früher ebenso zum Schrecken ganzer Landstriche, als heute zur wichtigen Stütze des verbündeten Heeres machte, ritten sie in glänzenden Rüstungen, mit wehenden Helmbüschen und vorgetragener Fahne dahin, auf deren einer Seite der Kelch, auf der andern Wage und Schwert, die Symbole ihres Ordens, in leuchtenden Feldern schon von fern zu erkennen waren. Aus aller Augen blitzte Kampfeslust, in aller Geist lebte der Wille, heute an der Seite der stolzen Barone wie Edle zu fechten und sich des wichtigen Platzes würdig zu zeigen, welchen ihnen Szilágyi, der die Tapferkeit unter jeder Hülle und in allen Verhältnissen ehrte, angewiesen hatte.

Dicht hinter Iwan folgte der junge Zigeuner, der bei seinem Obern den Dienst eines Schildknappen versah. Ein seltsamer Ausdruck schlich über sein Gesicht, als Helene, die

sein scharfes Auge bald unter der die Dorfstraße füllenden Menge erspähte, ihm beim Vorüberkommen mit einem weißen Tuch den Abschied zuwinkte. Er war sich vollkommen bewußt, daß sie ihn nicht liebte; aber warum nicht? Hatte er sie jemals beleidigt, ihr jemals eine Bitte verweigert? Trug er nicht eine glänzende Rüstung, und verstand er es nicht, sein wildes Roß ebenso geschickt wie jener verhaßte Ritter zu lenken? .... Diese Gedanken dämpften das Feuer seines Auges und erfüllten seine Seele mit Bitterkeit. Er drückte seinem Rappen die Sporen in die Weichen und flog pfeilschnell dem Hauptmann nach, der im Galop an der Spitze seiner Krieger dahinsprengte.

Der Zug war vorüber; die Hunderte und Tausende, von denen jetzt das Dorf wimmelte, zerstreuten sich. Helene stand indeß noch immer vor dem Häuschen unter einem Hollunderbaum und betrachtete mit sinnendem Blick das bewegte Schauspiel auf der Ebene. Die aus verschiedenen Richtungen dahinziehende, dichtgeschlossene Heersäule der Krieger leuchtete in der Morgensonne wie eine aus Myriaden Edelsteinen zusammengesetzte Masse, überragt von einem wogenden Walde von Bannern, Reiherbüschen und Lanzen.

„Sie gehen so zuversichtlich zum Kampf, als stände der Schlachtenlenker in ihrem Solde, als läge Glück und Erfolg in ihrer eigenen Hand!" dachte Helene. „Wie mancher wird der Heimkehr vergessen; wie mancher, der jetzt von dem goldenen Sonnenlicht bestrahlt dem Sieg entgegenzueilen denkt, vor Abend zur ewigen Ruhe eingehen! .... Und er", fuhr sie nach kurzer Pause fort, „für den diese Tausende in den Kampf ziehen, er sitzt fern von seiner Heimat im einsamen Kerker: er, der wie der Schlachtengott selbst den Willen dieser Tausende beherrschen, durch seinen Geist ihren Muth entflammen und ihre Herzen stählen würde, er weiß vielleicht

nichts von diesem Krieg, indeß die Würfel über sein Schicksal, über Freiheit oder ewige Kerkerpein — vielleicht über Leben und Tod geworfen werden!"

Während Helene diesen ernsten Gedanken nachhing, hörte sie plötzlich ihren Namen rufen. Ueberrascht wandte sie sich zur Seite, und ein Ausruf der Freude entglitt ihren Lippen, als ihr Auge auf den Pauliner-Eremiten fiel, welcher die Dorfstraße heraufkam, diesmal aber statt seines weißen Ordenskleides ein langes, dunkles Gewand trug.

„Heilige Mutter Gottes! seid Ihr es wirklich? Vater Gabriel, wie kommt Ihr hierher?" rief sie ihm entgegen, indem sie über den grünen Rasen sprang und in der nächsten Minute mit freudestrahlendem Gesicht an seiner Seite stand.

„Diese Frage gebe ich Euch zurück!" antwortete er, ihre dargebotene Hand fassend, während auch aus seinen Zügen der Ernst wich, und er einen Moment der freudigsten Bewegung bei ihrem unerwarteten Anblick nachgab. „Gott sei Dank, daß Ihr endlich aufgefunden seid! Ihr wart spurlos aus Ofen verschwunden, unsere monatelangen Nachforschungen blieben vergeblich, bis wir zuletzt bei Annäherung des Kriegs schon alle Hoffnung Euch wiederzufinden aufgaben!"

„Wir — Ihr sagt wir!" versetzte Helene betroffen. „Vater Gabriel, wer könnte außer Euch noch daran denken mich aufzusuchen? .... Ich wüßte niemand, der so viel Antheil an meinem Geschick nähme!"

Ein geheimnißvolles und glückliches Lächeln zuckte um die Mundwinkel des Geistlichen, wich aber gleich darauf einem feierlichen Ernst. „Meine Tochter", begann er nach einer Pause, während welcher sie eine kleine Anhöhe auf der Seite des Hauses erstiegen, „ich habe Euch eine wichtige

und zugleich freudige Entdeckung zu machen. Gott hat Euch einen natürlichen Freund und Beschützer gesendet, dessen Ihr so sehr entbehrt. Ihr werdet nun nicht länger hülflos und verlassen durch die Welt gehen!"

Helene sah ihn starr mit offenem Munde an; sie begriff seine Worte nicht, nur eins war ihr klar, ja, es drang sich ihr mit furchtbarer Ueberzeugung auf, daß sie nie mehr eines Beistandes bedurft hatte als eben jetzt.

„Ihr sagtet mir selbst bei unserm letzten Zusammensein", fuhr der Geistliche fort, „daß Ihr einst einen Bruder besaßt. Helene, dieser Bruder ist nicht todt, wie Ihr es glaubtet, er lebt, er ist wiedergefunden ...."

Helenens Brust hob sich in schnellern Wogen, sie mußte sich gegen die Mauer lehnen, und indem sie mit gefalteten Händen zum Himmel aufblickte, brach sie in Thränen aus: „Einen Bruder! Mir lebt ein Bruder! .... O mein Gott, habe Dank!" flüsterte sie aus der Tiefe ihres Herzens. „Aber wo, ehrwürdiger Vater, wo ist dieser Bruder? O redet, um der Barmherzigkeit willen! Wo finde ich meinen Bruder?"

„Ihr kennt ihn. Ihr habt ihn oft in Euerm Leben gesehen und gesprochen", erwiderte der Geistliche. „Hat Euch nie die Stimme des Herzens, der natürliche Trieb zu ihm hingezogen? Empfandet Ihr nie das Gefühl, daß einer unter allen Euch näher stand als die übrigen?"

Helenens Erstaunen wuchs mit jedem seiner Worte; ja, einer unter allen hatte ihr freilich näher gestanden, aber das konnte nimmermehr ihr Bruder sein! Sie vermochte nicht zu antworten, sie schüttelte nur den Kopf, aber ihr Auge haftete an dem Geistlichen mit unbeschreiblicher Herzensangst.

„Euer Bruder verstand diese Stimme", sagte Vater Gabriel. „Auch ohne zu wissen, welch enges Band die

Natur um Euch beide geschlungen, nahm er theil an Euerm Geschick, er bewachte Eure Schritte, er ward Euer Freund, ohne daß Ihr es wußtet! Schon als er Euch zum ersten mal sah, regte sich in seinem Innern das Gefühl dessen, was er Euch sein mußte .... Denkt nach, meine Tochter, wer war es, der Euch einst zuschwor Euch mit Schwert und Leben zu beschützen?"

Helene athmete schwer auf, ein dunkles Gefühl der Wahrheit zuckte durch ihren Geist: „Redet, ehrwürdiger Vater, um Gottes willen, redet! Ich kann den Namen nicht über die Lippen bringen, ich würde es mir nimmer vergeben, wenn es ein falscher wäre!"

„Es ist der richtige, ich lese es in Eurer Miene! Ihr denkt an Torftáh, dessen Beistand Ihr einst verschmähtet. Euch gereut das Wort, aber Ihr könnt es heute noch gut machen .... Ja, er ist es, Helene — Ritter Torftáh, der edle, der brave Mann ist Euer Bruder; seit Wochen, seit Monaten hat er Euch gesucht, Euer Verschwinden umdüsterte seinen Geist mit tiefer Schwermuth."

„Wo ist er?" fragte Helene, die das Gehörte noch kaum zu fassen vermochte.

Der Priester deutete nach der Ebene.

„Er nimmt theil an der Schlacht? Er ist hier?" rief das junge Mädchen in großer Bewegung, indem sie mit ganz neuem Interesse das Feld betrachtete, auf dem nur noch der geringere Theil der Truppen sichtbar war, während die Mehrzahl wie eine undeutlich blinkende Masse sich am Rande des Horizonts hinzog.

In diesem Augenblick drang der erste Donner des Geschützes an ihr Ohr; dunkle Rauchwolken stiegen in der klaren Luft auf und bezeichneten den Ort, wo der Kampf eben begann.

Helene bebte zusammen. „Möge Gott und alle Heiligen ihn glücklich durch die Gefahren dieses Tages führen!“ flüsterte sie leise, und auch Gillo's Name mischte sich in das Gebet, das sie zum Himmel emporsandte.

Der Geistliche folgte ihrem besorgten Blick. „Manches Herz“, sprach er mehr in Selbstbetrachtung als zu seiner Gefährtin, „geht unter diesem Donner zur ewigen Ruhe! .... Seht Ihr jenen Feuerstreifen? man kann ihn deutlich erkennen! Dort unten, wo der Rauch eben emporwirbelt, ist das Vordertreffen; dort kämpft Torftáh unter Szilágyi's Banner.“

„Laßt uns noch wenige Schritte höher steigen, vielleicht können wir dann genauer sehen“, bat Helene, deren Wange, eben noch leichenblaß, jetzt ein lebhaftes Roth überzog, und deren leuchtendes Auge sich vergeblich anstrengte die Ferne zu durchdringen.

Der Geistliche sah ihre Erregung. „Meine Tochter“, entgegnete er ernst, „vergiß nicht, daß sich ein göttlich lenkender Wille durch das Leben der Menschen hindurchzieht; nichts ist Zufall, und niemand kann seinem Verhängniß enteilen. Er und sie alle, über deren Häuptern jene dunkle Wolke wie der Genius des Todes schwebt, stehen in Gottes Hand! Wessen Stundenglas ablief, den würde auch im Schose des tiefsten Friedens der Tod ereilen; über den das Los noch nicht geworfen wurde, ihn kann kein Pfeil treffen, und wenn sie die Luft um ihn verfinsterten und wie Schneeflocken auf sein Haupt fielen!“

Helene antwortete nichts, aber ihr Auge sagte ihm, daß ihr Herz für seine trostreichen Worte nicht unempfänglich blieb.

„Ich hätte kaum geglaubt, daß der Kampf so zeitig entbrennen würde“, fuhr Vater Gabriel fort, während er ihr auf

den höchsten Punkt des kleinen Hügels nachfolgte. „Freilich meldeten schon heute früh ausgesandte Boten, daß die Königlichen während der Nacht aus der Stadt gerückt wären und ihre Stellung diesseit des Stroms eingenommen hätten. Der Stärke des Donners nach zu urtheilen stehen sie sehr nahe; hört nur, wenn ein Lüftchen von dorther weht, trägt es deutlich einzelne Stimmen der Führer, von dumpfem Lärm untermischt, herüber.

Bei jeder neuen Lufterschütterung zuckte Helene zusammen; sie strebte vergebens ihre innere Angst durch äußere Ruhe zu verbergen.

„Sagt mir, Vater Gabriel", begann sie nach einer Pause, als hätte sie ihre Aufmerksamkeit von jenem unklar vor ihr liegenden Nebelbilde ablenken wollen, in dem Tod und Verderben ungesehen ihre Herrschaft übten, „sagt mir, wie erfuhrt Ihr, daß Torstáh mein Bruder ist?"

Der Geistliche setzte sich zu ihr und erzählte ihr, was er selbst von der Geschichte ihrer Aeltern wußte, wie die Aehnlichkeit zwischen ihr und ihrer verstorbenen Mutter Torstáh's Aufmerksamkeit schon lange rege gemacht, und nur der Name Graveneck ihn wieder irre geleitet habe.

„O, wer hätte das ahnen können!" fiel ihm Helene ins Wort. „Durch diesen falschen Namen ward mir also das Glück entzogen meinen Bruder, den einzigen Verwandten, den ich besitze, schon früh erkennen zu lernen! .... Ach, Vater Gabriel, ich vermag mir kaum den Moment vorzustellen, wo ich ihn, in dem ich bis heute nur einen Fremden sah, zum ersten mal «Bruder» nennen werde!" Nach einer Pause fügte sie in ruhigerm Ton hinzu: „So war ich es wol selbst, die durch die Nennung meines wahren Namens das Geheimniß enthüllte?"

Auf des Geistlichen Bejahung fragte sie, warum er ihr denn nicht schon in der Kapelle alles entdeckt habe.

„Obgleich mir kaum ein Zweifel blieb", erwiderte er, „so fehlte mir doch immer die völlige Gewißheit, da ich nie zuvor Torstáh's wahren Namen erfahren hatte. Ich wollte erst mit ihm sprechen, ehe ich Hoffnungen erweckte, deren Fehlschlagen euch gegenseitig mit Kummer erfüllen mußte. Torstáh fand ich an dem Tag unglücklicherweise nicht mehr zu Hause, und im Kloster erwartete mich ein Brief, der meine Abreise schon am nächsten Morgen unumgänglich nothwendig machte. Bei meiner Rückkehr, die ich soviel als möglich beschleunigte, erfuhr ich, daß Ihr dort gewesen. Mein erster Gang führte mich ins Hunyady'sche Schloß; Ihr kennt die erschütternden Nachrichten, die meiner dort warteten und die bald in der Stadt bekannt wurden. Nur Euer Verschwinden blieb räthselhaft und unerklärlich."

„Das glaub' ich wohl", entgegnete Helene, „denn gleich nachdem ich das Benedictinerkloster verlassen hatte, fiel ich in die Gewalt des Ritters von Graveneck." Sie erzählte nun dem erstaunten und entrüsteten Geistlichen mit der größten Offenheit ihre Erlebnisse seit jenem Tage, vergaß selbst nicht ihres Besuchs in dem Gefängniß des Grafen und der dabei angewandten List, obgleich ihr dies nach dem Gespräch in der Kirche einige Ueberwindung kostete.

Vater Gabriel hörte mit ernstem Schweigen zu, ohne daß sich die durch ihre Erzählung hin und wieder in ihm angeregten Empfindungen auf seinen unveränderten Zügen zu erkennen gaben. Als sie geendigt, stand er auf, ohne eine einzige Silbe zu erwidern.

Der lebhafteste Kampf schien sich jetzt mehr nach dem rechten, dem Dorfe zunächstliegenden Flügel zu ziehen, denn dort folgte Knall auf Knall, und der Wind trug hin und

wieder ein verworrenes Getöse herüber, in welchem der Ruf der Befehlshaber, das Geschrei der Kämpfenden und das Geklirr der Waffen ineinander verschmolzen und nur von dem Donner des Geschützes übertönt wurden.

„Es wird jetzt auf dem Felde lebendiger“, sagte der Geistliche nach einem aufmerksamen Blick über die Gegend. „Man sieht da und dort Truppen in geringerer Entfernung vorübersprengen, und wenn ich nicht irre, kommt eben ein Bote mit verhängtem Zügel heran.“

„Laßt uns hinab- und ihm entgegeneilen!“ bat Helene. „Von ihm werden wir gewiß erfahren, wie es um die Schlacht steht.“

„Sieg!“ schrie dieser, als er nahe genug gekommen war. „Alles geht gut! Die Königlichen können nicht lange mehr standhalten; die Oesterreicher fliehen nach allen Seiten, Rozgonyi mit seinem Banderium verfolgt sie die Donau hinab, nur Giskra und seine Scharen kämpfen noch wild und verwegen wie Lucifer um die verlorene Weltherrschaft. Szilágyi und Székely bieten ihm die Stirn, und wo die zusammentreffen, da hält der Tod seine Ernte!“

Nach diesen Worten jagte der Bote vorüber, ohne weitere Fragen zu beantworten, indem er mit der Hand nach dem Ort deutete, wohin er sich auf Befehl seines Vorgesetzten zu begeben habe.

„Sagtet Ihr nicht, daß Torftáh in Szilágyi's Banderium kämpft?“ fragte Helene, die trotz der Siegesnachricht ihre Besorgnisse nicht unterdrücken konnte.

„Das wohl!“ versetzte der Priester, von dem gefährlichen Standpunkt unterrichtet, welcher dem jungen Ritter als Szilágyi's Fahnenträger zuertheilt war. „Führt Gott ihn glücklich durch die Schlacht, so wird dieser Tag Lorbern auf sein Haupt häufen! Doch nun will ich Euch

verlassen; mancher liegt dort, dem der Zuspruch eines Geistlichen den Heimgang erleichtert!"

„Aber Ihr werdet Euch selbst der Gefahr aussetzen, wenn Ihr Euch schon jetzt auf das Schlachtfeld begebt", entgegnete Helene.

„Von dieser Seite ist keine Gefahr zu befürchten, und die Uebel, welche uns in Ausübung des Berufs treffen, sind Schickungen, denen der Mensch nicht ausweichen darf!"

Beide trennten sich hier; Helene kehrte in das Häuschen zurück, unendlich viel reicher, als sie es vor wenigen Stunden im Bewußtsein ihrer Einsamkeit verlassen hatte. Sie begriff selbst kaum, wie ein einziges Wort ihre Gefühle gegen Torftáh so gänzlich verändern konnte! Gerade der gegen sie ausgeübte Schutz, durch welchen der Ritter sie bisher zurückgestoßen und sich ihr mehr und mehr entfremdet hatte, machte ihr denselben jetzt, wo sie nur die ahnungsvolle, den Bruder zur Schwester ziehende Stimme der Natur darin erkannte, unbeschreiblich theuer, und sehnsuchtsvoll erwartete sie den Augenblick, wo sie an seine Brust sinken, ihn um Verzeihung bitten und das begangene Unrecht wieder gut machen konnte!

Vater Gabriel setzte indeß seinen Weg durchs Dorf fort. In seinem Quartier angekommen, bestieg er ein Maulthier und ritt den Waldrand entlang. Er begegnete einer Menge von Zuschauern, Männern und Weibern, welche die Aussage des Boten bestätigten, daß die Königlichen an mehreren Punkten zu weichen begönnen, und die Bundestruppen fast überall Sieger blieben.

Je weiter er vordrang, desto lauter hallte das Kriegsgeschrei in sein Ohr, desto furchtbarer krachte der Donner der Kanonen, von dem Luft und Boden erzitterte. Ein seltsames Gefühl von Spannung und reger Besorgniß be-

mächtigte sich seiner, als er sich so allein und unbewaffnet dem Schauplatz der Gefahr näherte. Doch sein fester Wille ließ sich dadurch vom Vordringen nicht abschrecken, und bald erreichte er eine Anhöhe, von der aus er zum Theil einen Blick über das Schlachtfeld gewann. Er hielt sich noch immer hart am Waldrande und stand mit der Schlachtlinie, die sich zu seiner Linken weithin ausdehnte, fast parallel.

Der Kampf schien an verschiedenen Stellen noch mit Hartnäckigkeit fortzudauern; am heftigsten entbrannte er indeß dort, wo Szilágyi's Banner hoch in den Lüften wehte. Auch die Fahnen Báthory's, Székely's und die der Bratriks sah er in der Morgensonne glänzen. Iwan mit seiner wilden Schar war den Garaern in die Flanke gefallen, ihre Linien wurden durchbrochen und sie immer weiter zurückgedrängt. Giskra, der ihre Gefahr sah, eilte ihnen mit seinen Truppen zu Hülfe; er kam noch einmal mit Szilágyi ins Handgemenge, der sich wie ein wüthender Löwe auf Gara's Anhang warf, um Iwan in dem entscheidenden Moment zu unterstützen und den verhaßten Feind jetzt völlig zu vernichten. Noch einmal entbrannte der Kampf mit der ganzen Wuth der Verzweiflung, noch einmal hatten Giskra und Gara die Fliehenden gesammelt und die Zurückweichenden durch ihr Beispiel mit neuem Muth begeistert. Mann gegen Mann standen sie sich gegenüber, überall, wo die Gefahr am drohendsten, das Schlachtgetümmel am wildesten war, sah man die glänzenden Rüstungen der Heerführer, hörte man mitten durch den Lärm des Kampfes, durch das Aechzen der Sterbenden und das Schlachtgeschrei der Siegenden, ihre befehlenden Stimmen, die hier anordneten, dort tadelten, die Tapferkeit des einen anerkennend lobten, der Zaghaftigkeit des andern mit Tod und Verderben drohten! Jeder schien sich bewußt zu sein, daß an diesem Moment das Glück des

Tags, daß Sieg und Entscheidung daranhing, und jeder war bereit auch die letzten Kräfte zu opfern und mit Blut und Leben seiner Sache den glücklichen Ausgang zu sichern.

Vater Gabriel strengte seine Sehkraft vergebens an, sein Standpunkt war nicht hoch genug, um die Einzelheiten des Kampfes, dem er jetzt ziemlich nahe stand, zu erspähen. Er erkannte wol die verschiedenen Haufen an ihren Fahnen und Abzeichen und konnte die Vortheile und Verluste ihrer Stellungen im allgemeinen beurtheilen; ja, er vermochte sogar die Rüstungen der einzeln kämpfenden Krieger auf dem ihm zunächstbefindlichen Flügel zu unterscheiden, doch das ganze Schlachtfeld konnte er der Ungleichheit des Bodens wegen nicht übersehen, obgleich die Luft nach dem erst kürzlich gefallenen Regen rein und durchsichtig war. Dennoch blieb er aufmerksam spähend stehen, da sich nach seiner Meinung dort die Schlacht entscheiden mußte, wo Szilágyi und Giskra mit ihren Banderien kämpften.

Beide standen noch wie die Mauern, keine Linie war durchbrochen, kein Fußbreit Boden erkämpft; die vordersten, scharf ins Handgemenge kommenden Glieder schienen mit Spießen und Schwertern aufeinander einzudrängen, während die hintersten unablässig Wurfgeschosse warfen und ihre Bogen spannten, sodaß ein Hagel von Pfeilen über die Köpfe der erstern dahinflog. — Was war das? Gabriel beugte sich unwillkürlich mit angehaltenem Athem vor; Szilágyi's Banner, das Torftáh trug, hatte sich kurz vorher vorwärts bewegt, es drang in die feindlichen Reihen ein, die Heersäule wurde durchbrochen, der Kampf tobte wild und furchtbar, aber plötzlich senkte sich das Banner. Gabriel konnte es nirgends entdecken. „Torftáh ist gefallen!“ rief er, mit ungewöhnlicher Aufregung nach jener Stelle blickend. „Mein Gott, erbarme dich seiner und des armen Mädchens!“

Doch schon im nächsten Moment tauchte das Banner an einem andern Punkt wieder auf. Ein heftiger Streit schien darum zu entbrennen, Kopf neben Kopf standen dort die Krieger in einem dichten Knäuel zusammengedrängt, und überall war der schwarze Reiherbusch, den Szilágyi auf seinem silbernen Helm trug, den übrigen voraus. Wie ein ergrimmter Löwe um seine Jungen, kämpfte der Häuptling um das Symbol der Ehre und des Ruhms, um das Palladium seines Hauses, und wenn er bisher in Anordnung und Leitung der Schlacht als der besonnenste unter den Feldherren vorgeleuchtet hatte, so zeigte er sich jetzt als der tapferste und muthigste unter den Kriegern! Alles wich vor der vernichtenden Gewalt seines geschwungenen Buzogány, der heute gegen Ungarn, gegen Brüder, gegen Glaubensverwandte seine auf türkischen Schädeln oft erprobte Kraft bewährte. Das Banner drang von neuem mitten in die Reihen der Königlichen; wenige Minuten dauerte der Kampf in ungebeugter Hartnäckigkeit, in wilder Verzweiflung fort, dann plötzlich wankte der Feind, seine Glieder trennten sich, es entstand eine furchtbare Verwirrung, wo keiner mehr standhielt, jeder nur für sich und sein eigenes Leben bedacht in schneller, ungeregelter Flucht sein Heil suchte. In kurzem glich das ganze Schlachtfeld einem wilden Chaos; vergebens erscholl der Ruf der Führer, vergebens sah man Giskra von Brandeis hierhin und dorthin sprengen und die Fliehenden mit donnernder Stimme zum Stillstehen bewegen. Ein panischer Schrecken schien alle ergriffen zu haben; keiner achtete seines Wortes, ja, die wenigen, die anfangs noch darauf hörten, wurden von dem Andrang der Feinde überwältigt oder von Freunden mit fortgerissen.

Giskra hatte seine Schuldigkeit gethan, für seinen König wie ein Mann und wie ein Held gefochten, doch der Macht

des Verhängnisses mußte er endlich weichen. Als er sah, daß alles verloren war, und daß das Glück ihm den Rücken gekehrt, da wandte auch er mit grimmiger Geberde sein Roß und jagte querfeldein der Donau zu, dem alten Helden und Vernichter osmanischer Heeresmacht auch jetzt das Schlachtfeld als Sieger überlassend.

Ein Theil der Bundestruppen verfolgte den fliehenden Feind, der sich in die Stadt zu werfen suchte, während ein anderer noch in ruhiger Stellung auf dem Schlachtfelde beharrte. Kaum sah Gabriel den glücklichen Erfolg gesichert, als er sein Maulthier zur Eile antrieb und nach der Richtung hinritt, wo er zuerst Szilágyi's Banner hatte sinken sehen. So lebhaft ihn auch das Siegesgeschrei bewegte, das von allen Seiten über das Schlachtfeld hallte und den Jammer der Verwundeten, das Todesröcheln der Sterbenden übertönte, so klar und bedeutungsvoll auch die Folgen dieses entscheidenden Tags vor seine Seele traten: er konnte sich dennoch nicht ungetrübt der Freude überlassen. Seine Seele wurde von Unruhe und Besorgniß gefoltert, und ohne auf die zu achten, welche an ihm vorüberzogen oder sterbend neben ihm auf dem Wege lagen, eilte er weiter.

Jetzt mußte er die rechte Stelle erreicht haben; die hoch aufgethürmten Leichen bezeichneten ihm den Ort, wo der Kampf vorhin am heftigsten gewüthet. Ein kaltes Grausen schlich durch sein Blut, als er sich dem Bilde des Todes, des tiefsten, herzzerreißendsten Elends, dieser Schattenseite erfochtener Siege gegenübersah, die das Mitgefühl des Darstellers gern dunkel und unbeleuchtet läßt, von der wir nichts erfahren, während wir uns theilnehmend der gewonnenen Lorbern des siegreichen Helden freuen und mit Enthusiasmus in das Lob seiner Thaten einstimmen!

Gabriel stieg ab; mit mehreren Kriegern, welche schon

auf Befehl des Heerführers beschäftigt waren die Verwundeten unter den Leichen hervorzuziehen und für ihre Fortschaffung zu sorgen, durchsuchte er den Ort auf das genaueste und spähte überall umher — doch Torftáh war nirgends zu finden. Er ging noch einmal die ganze Schlachtlinie hinauf, da aber sein Suchen gänzlich ohne Erfolg blieb, und niemand unter den Anwesenden den genannten Ritter hatte fallen oder irgendwo auf dem Schlachtfelde liegen sehen, so überließ er sich endlich der glücklichen Hoffnung, daß das momentane Verschwinden der Fahne irgendeinem andern Grunde zuzuschreiben, und Torftáh glücklich aus dem Kampf entkommen sei.

Da Szilágyi's Truppen zu denen gehörten, welche sich vom Schlachtfelde entfernten, um dem Feinde den Rückzug nach der Stadt abzuschneiden, so durfte Gabriel nicht darauf rechnen über des Ritters Schicksal schon jetzt genaue Auskunft zu erlangen oder ihn selbst bald wiederzusehen. Er blieb daher noch auf der Stätte des Todes, leistete Hülfe soviel er vermochte, und war den Sterbenden mit religiösem Trost, den Verwundeten mit ärztlichem Beistand nahe, denn der Paulinerorden gehörte zu den wenigen, die, fern von der damaligen Unwissenheit und Entartung der Klöster, den Wissenschaften, besonders der Natur- und Heilkunde, mit regem Eifer ergeben blieben.

Nachdem Vater Gabriel mehrere Stunden diesem traurigen, sein menschlich fühlendes Herz tief erschütternden Geschäft gewidmet hatte, kehrte er von dem erlebten Jammer geistig erschöpft auf der entgegengesetzten Seite ins Dorf zurück, wo er Helenen aufzusuchen beschloß. In der Nähe der vordersten Zelte angelangt, hörte er sich plötzlich bei Namen rufen und gewahrte Junker Choka, den Pagen des Grafen Matthias, der sich in der letzten Zeit häufig bei Torftáh aufhielt.

„Wißt Ihr schon, daß uns der Sieg den tapfersten der Ritter kostet?“ fragte der Knabe mit einem Gesicht, aus dem aller Muthwille gewichen war.

„Wen meint Ihr?“ entgegnete der Priester.

„Ritter Torstáh! Er war der erste, der mit der Fahne in der Hand die feindlichen Glieder durchbrach, aber von einem Schwertstreich des böhmischen Anführers tief in den Hinterkopf getroffen, wird er die kühne That wahrscheinlich mit dem Leben bezahlen!“

Gabriel stand wie vernichtet. „O Herr, deine Wege sind wunderbar und uns schwachen Geschöpfen unbegreiflich!“ sagte er mit fester Ergebung, aber mit tiefer Bekümmerniß. „Wo ist der Ritter?“

„Dort in jenem Zelt. Der Oberbefehlshaber, der ihn fallen sah, ließ ihn noch während des heftigsten Kampfes aus dem Gedränge schaffen und gab sogleich Befehl, daß Meister Garaldus, sein eigener Leibarzt, ihm Hülfe leiste.“

„Was meint derselbe zu dem Zustand des Ritters? Ist keine Hoffnung zu seiner Genesung?“

„Alle erdenklichen Mittel sind angewandt; wäre es der edle Ban selber, es könnte nicht besser für ihn gesorgt sein; dennoch zweifelte der Doctor an seinem Aufkommen. Er schüttelte bedenklich den Kopf, als er die Wunde untersuchte.“

„Ist der Ritter bei völligem Bewußtsein?“ fragte der Priester nach augenblicklichem Nachdenken.

„Ja!“ antwortete Choka. „Er scheint jetzt heftige Schmerzen zu erleiden und spricht wenig, aber sein Kopf war eben noch ganz klar.“

„So muß sie es wissen, ich kann ihr den harten Schlag nicht ersparen! Vielleicht haben sich die Geschwister noch manches zu sagen, und sie könnte mir Vorwürfe machen,

würde ich ihr seinen Tod verheimlichen .... Junker Choka!" fuhr Vater Gabriel entschlossen fort, „Ihr könnt mir, und mehr noch dem Ritter, einen großen Dienst erweisen, wenn Ihr Euch sogleich auf eins der dort angebundenen Pferde werft und ins Dorf sprengt. In dem zweiten Hause von hier aus, das etwas vorgebaut und auf der Seite von einer steinernen Mauer umschlossen ist, wohnt Fräulein von Graveneck — unter diesem Namen werdet Ihr sie kennen — die bis zur Gefangennehmung Euers Herrn zum Hofstaat der jungen Gräfin gehörte."

„Ja wohl!" unterbrach ihn Choka. „Die kenne ich sehr gut, sie stammt von der siebenbürgischen Grenze .... Was ist's mit ihr?"

„Sucht sie auf und sagt ihr, sie möchte augenblicklich hierher kommen. Da, nehmt meinen Maulesel für sie mit. Aber merkt wohl, erwähnt nichts von der Verwundung des Ritters, ich selbst will sie darauf vorbereiten."

Choka schien verwundert; er erinnerte sich nicht, daß die Dame jemals in so naher Berührung mit Torstáh stand, um an seinem Schicksal einen wärmern als den jedem fühlenden Herzen natürlichen Antheil zu nehmen. So neugierig er auch war, im Interesse seines gefangenen Herrn hierüber Auskunft zu erhalten, so fühlte er doch, daß gegenwärtig kein schicklicher Zeitpunkt zu weitern Fragen sei, und nachdem er dem Geistlichen die schnelle und pünktliche Ausführung seines Auftrags versichert hatte, sprang er in den Sattel, ergriff den ledigen Maulesel am Zügel und jagte auf das Dorf zu.

Der Priester sah ihm mit schmerzlichen Gefühlen nach. „Der bringt eine traurige Botschaft!" murmelte er zwischen den Zähnen und verschwand dann hinter dem Vorhang des Zeltes.

Einige Krieger umstanden das Lager des Kranken. Der Arzt hatte ihn eben verlassen, um nach den übrigen Patienten zu sehen, denn auch Sebastian von Rozgonyi und noch mehrere andere der mächtigsten Magnaten waren schwer verwundet aus dem Kampf getragen worden. Gabriel schritt an den ihm unbekannten Personen vorüber und näherte sich dem Kopfende des Lagers, auf welchem der Ritter mit blutlosen Wangen und Lippen, das Haupt sorgfältig verbunden, dalag. Der Geistliche erschrak über sein verändertes Aussehen und vermochte kaum seine tiefe Erschütterung zu verbergen.

Torftáh bemerkte sein Eintreten, er wandte die Augen zu ihm hin, ohne ein Glied bewegen zu können. „Vater Gabriel, das war meine letzte Schlacht — ich werde keine Fahne mehr tragen!" sagte er leise.

„Nicht doch!" erwiderte der Priester, seine Hand fassend. „Gebt solchen Gedanken nicht Raum! Ihr werdet wieder genesen und noch manche Schlacht so ruhmvoll wie die heutige durchkämpfen!"

Der Ritter wollte dies mit einem Kopfschütteln verneinen, doch der Schmerz hemmte die Bewegung. „Ich weiß es besser!" sprach er nach einer Pause. „Ehrwürdiger Vater, laßt die Leute abtreten, ich möchte mit Euch allein reden, denn mir bleibt nur noch kurze Frist."

„Auch ich habe Euch etwas zu entdecken, was Euch Freude verursachen wird", begann der Priester, sobald sich beide allein befanden. „Ihr suchtet Eure Schwester bis heute vergebens .... Torftáh, sie ist gefunden!"

Der Ritter antwortete nicht sogleich, diese Nachricht schien ihn heftig zu bewegen. „Ist sie hier?" fragte er nach kurzer Pause mit einer Stimme, welche seine Aufregung verrieth.

„Sie ist im Dorfe, ich habe nach ihr geschickt, sie muß bald hier sein."

„Jetzt endlich, am Ende meiner Laufbahn, soll ich dieses Glück erreichen, das ich zur Aufgabe meines Lebens gemacht, nach dem ich seit Jahren gestrebt und rastlos wie ein Pilger das Land von Ort zu Ort durchzogen habe! .... Vater Gabriel, es ist ein trauriges Wiedersehen, wenn man dabei fühlt, daß es ein Scheiden auf ewig ist. Ich liebte sie lange wie eine Schwester: daß ich ihr nichts sein, nicht mein Recht als Bruder geltend machen und sie von dem Abgrund, an dem ich sie sah, zurückhalten durfte, das war der Wurm, der mir am Herzen nagte! .... Nun, da sie gefunden, ist auch meine Kraft gebrochen, ich kann ihr jetzt nichts mehr sein!"

Es lag eine unbeschreibliche Bitterkeit, ein tiefer Schmerz in dem Ton dieser mit langen Zwischenpausen gesprochenen Worte.

Gabriel sah den Ritter bewegt an. Er öffnete die Lippen, als hätte er reden wollen, aber ein unbestimmtes Etwas hielt das Wort auf seiner Zunge zurück. „Ich habe einen Auftrag für Euch", fuhr Torstáh nach einer Weile lauter und kräftiger fort, „er betrifft meine Schwester. Ich weiß, sie liebt den Grafen von Hunyady — wenn derselbe je frei in sein Vaterland zurückkehrt (und er wird es, der heutige Sieg muß die Hartnäckigkeit des Königs beugen); so geht zu ihm, bringt ihm meinen letzten Gruß, sagt ihm, daß ich mit meinem Leben seine Freiheit erkauft habe, und erinnert ihn an seinen Schwur, den er mir zu Belgrad an der Leiche meines Vaters geleistet!"

Torstáh hielt inne, er war sehr erschöpft; doch in der Furcht, die seine Seele belastenden Gedanken vielleicht nicht mehr aussprechen zu können, fügte er nach kurzer Pause mit großer Anstrengung hinzu: „Sagt dem Grafen, ich

verlange als letzten Beweis seiner Freundschaft, daß er entweder meiner Schwester für immer entsage und durch kein Wort, durch keinen Blick die Hoffnung in ihrem bethörten Herzen jemals wieder wach rufe, oder — daß er sie nach erlangter Freiheit sogleich zum Traualtar führe und ihr durch die kirchliche Weihe ein gesetzliches Recht auf seinen Schutz zusichere. Liebt er sie wahr und aufrichtig, so wird er nicht zögern dies zu thun, denn in ihren Adern fließt kein minder edles Blut als in den seinigen! Könnte er aber jemals daran denken ihre schutzlose Lage zu misbrauchen, ihre fleckenlose Ehre anzutasten und den Frieden ihres Herzens zu zerstören: mein Fluch würde die Hülle meines Grabes sprengen und ihn wie ein Schreckbild auf seinem Wege verfolgen! .... Vater Gabriel, versprecht mir diesen Auftrag zu erfüllen!"

„Ich gelobe es!" entgegnete der Geistliche mit feierlichem Ernst, ohne daß der Kranke den Ausdruck gewahrte, der sein Gesicht krampfhaft zusammenzog. „Scheidet in Frieden von der Erde, der Graf von Hunyady soll alles erfahren. Wie aber auch sein Entschluß ausfallen möge, Eure Schwester wird eines treuen Schutzes niemals entbehren!"

Torftáh verstand ihn, er drückte leise die Hand des Priesters. „Ihr nehmt die letzte irdische Sorge von meinem Herzen", sprach er ruhiger. „Verlaßt sie nie, seid ihr ein Freund und Bruder!"

Nach diesem Gespräch, welches die erschlafften Lebensgeister des Sterbenden noch einmal zur Thätigkeit geweckt, ihn noch einmal mitten in den Kampf des Lebens zurückgeführt hatte, versank er in solche Ermattung, daß sein Zustand an Bewußtlosigkeit grenzte.

Gabriel hielt seine Hand noch immer gefaßt, er verwandte keinen Blick von seinem Antlitz. Eine halbe Stunde mochte

so vergangen sein, als Junker Choka den Zeltvorhang hob und dem Geistlichen winkte. „Sie ist da!" flüsterte der Page leise. „Kann sie hereinkommen?"

Der Kranke hörte diese Worte und schlug die Augen auf. „Wo ist meine Schwester?" fragte er mit schwacher, sehr veränderter Stimme. „Ich möchte sie gern sehen!"

Gabriel wollte hinaus, um Helenen vorzubereiten.

„Sie weiß alles, ehrwürdiger Herr!" versetzte Choka. „Ich sagte es ihr nicht, aber sie hat es errathen. Sie ist gefaßt und ruhig, laßt sie ohne Besorgniß hereinkommen, sie verlangt dringend danach."

Helene trat ein; es war ein tief erschütternder Anblick, die Geschwister, die ein schweres Verhängniß im Leben fern voneinander gehalten, jetzt in der Stunde ewiger Trennung eng vereinigt zu sehen. Die Binde, welche ihre Sinne der gegenseitigen Erkennung so lange verschloß, war gesunken, und auf einmal fühlten beide, wie nahe sie einander standen!

Vater Gabriel verließ unbemerkt das Zelt, er wollte die letzte Zusammenkunft der Geschwister durch seine Gegenwart nicht stören.

„O mein Bruder!" rief Helene, indem sie einen Blick auf die bleichen Züge des Sterbenden warf und dann an seinem Lager niederkniete. „Wirst du mir meine harten Worte verzeihen? Nimmer kann ich Ruhe finden; der Vorwurf dich verkannt und gekränkt, deine Liebe mit Undank gelohnt zu haben, wird mein Leben vergiften! .... O mein Bruder, scheide nicht auf ewig, ehe dein Auge mir sagt, daß du keinen Groll gegen mich hegst!" Helenens Gefühle strömten fast über, sie rang mit Gewalt nach Fassung, um den Kranken nicht durch den Anblick ihrer Qual zu beunruhigen.

Torstáh drückte voll tiefsinniger Zärtlichkeit ihre Hand. „Helene", erwiderte er mit matter Stimme, „dieser Moment wiegt alle traurigen Stunden meines Lebens auf, und du kannst fragen, ob ich Groll gegen dich hege? Auch da, als ich dir fern stand, liebte ich dich wahr und innig; Helene, diese Liebe allein erschwert mir den Tod!" Er sah ihr lange schweigend ins Auge. „Ja, du bist es — nie sahst du deiner Mutter so ähnlich wie heute! .... Sie wiederholte mir oft, das Kreuz, das sie als Kind um deinen Hals gebunden, sei das sichere Zeichen, an dem ich dich erkennen würde, aber sie wußte nicht, daß der Schöpfer einen viel untrüglichern Beweis in dein Auge gelegt hatte .... Trägst du noch jenes Kreuz? Es ist lange her, daß ich es nicht sah, aber unter tausenden würde ich es herauserkennen!"

Helenens Wange überzog erst Röthe und dann Blässe; was hätte sie darum gegeben, wäre diese Antwort ihr erspart worden. Sie fürchtete durch das Geständniß der Wahrheit ihrem Bruder von neuem wehe zu thun, dennoch vermochte sie nicht ihn durch eine Lüge zu täuschen. „Ich habe es nicht mehr", antwortete sie mit gesenktem Blick. „Es war mir das Theuerste, was ich auf Erden besaß, und das gab ich dem Grafen von Hunyady, als er mir Liebe und Treue gelobte."

„Arme Schwester! Glaubst du, daß dir der stolze Mann seinen Schwur halten wird?" fragte Torstáh, in dessen Blick kein Misfallen, sondern nur Theilnahme und Kummer lag.

„Ich habe ihm entsagt! ...." entgegnete Helene mit Fassung.

„Entsage ihm noch nicht, aber mache dich mit dem Gedanken vertraut, auch ohne ihn leben zu müssen. Kehrt er heim und hat sein Versprechen nicht vergessen, so genieße an seiner Seite das Glück der Liebe, der Segen deiner Aeltern

und deines Bruders ruht auf deinem Haupt! .... Ist dir dieses Los nicht beschieden, so sei standhaft und ergeben; standhaft gegen Versuchung und ergeben in den Willen des Geschicks." Torftáh wollte noch fortfahren, doch in diesem Augenblicke hörte man schnell herankommendes Pferdegetrappel, und mehrere Stimmen wurden außerhalb des Zeltes laut. Gleich darauf schlug Vater Gabriel den Vorhang zurück, und der Ban Szilágyi von Horoghszeg, staubig und erhitzt, wie er eben von der Verfolgung des Feindes zurückkehrte, trat, von dem Hauptmann der Bratriks und mehreren Rittern und Herren gefolgt, in das Zelt.

Helene zog sich ein wenig zurück, um dem Befehlshaber Platz zu machen, den sie sogleich an den Abzeichen seines Ranges und an der Ehrfurcht, mit der ihm alle auswichen, erkannte.

Szilágyi näherte sich dem Lager, er sah dem sterbenden Ritter voll Theilnahme ins Auge und drückte ihm mit Wärme die Hand.

„Wie steht's um die Schlacht?" fragte dieser, indem er den Druck seines Feldherrn leise erwiderte.

„Sie ist gewonnen und der Feind so zerstreut, gefangen oder kampfunfähig gemacht, daß er die Trümmer seines Heeres wie die Stücke einer geplatzten Bombe zusammensuchen muß .... Doch wie steht es um Euch, mein junger Held?" fuhr er bekümmert fort. „Ich sehe, es geht schlecht!"

„Nicht schlecht für solchen Sieg!" versetzte Torftáh leise. „Den erkauft der Krieger gern mit dem Leben."

„Er kostet uns den besten der Ritter. Junger Mann, Ihr habt wie ein Held gefochten; Ihr waret der erste, der die feindlichen Reihen durchbrach; Euch gebührt der Preis des Tags! Der Lorber soll Euerm Sarge nicht

fehlen, ich selbst will mit eigener Hand ihn darauflegen!"

Ein schwaches Lächeln glitt über die Züge des Sterbenden. Alles, wonach er im Leben gestrebt, sollte ihm heute zu Theil werden! Was bedurfte er jetzt noch des alten, berühmten Namens seiner Ahnen? Was der Begnadigung eines Königs? Der erlangte Ruhm war sein eigenes Werk, er hatte die Hand des Schicksals, die ihn einst tief in den Staub, beugte besiegt, und sich durch die eigene Kraft zur Höhe emporgeschwungen!

„Mein Feldherr, in Euern Worten liegt der schönste Lohn für den Krieger", flüsterte Torstáh mit matter Stimme. „Um diesen Preis wollte ich noch in zehn Schlachten kämpfen und fallen!"

„Weinet nicht, junges Fräulein!" wandte sich Szilágyi zu Helenen, die auf die andere Seite des Lagers getreten war. „Was Euch auch der Ritter gewesen — wer so stirbt, darf nicht beklagt werden! Fest hat er auf dem Platze standgehalten, wohin er vom höchsten Herrn gestellt wurde, und mit gutem Gewissen kann er vor den König aller Könige hintreten. Wer weiß, ob einem von uns ein so glückliches, ruhmvolles Ende zu Theil wird!" setzte er gedankenvoll und wie sein eigenes Schicksal vorher ahnend hinzu. „Wenn's heute auch nicht den Ungläubigen galt wie zu Belgrad, so war es doch ein ehrlicher Kampf in gerechter Sache, und wer für sie beherzt steht und siegreich fällt, der hat als echter Streiter Gottes seine Schuldigkeit gethan."

In diesen Worten lag weder für den Kranken noch für die Umstehenden etwas Verletzendes, denn in den Zeiten des enthusiastischen Ritterthums galt der Tod auf dem Schlachtfelde, wenn Tapferkeit und Ehre damit verbunden waren, als

ruhmreiches Ziel, um welches der Held beneidet, aber nicht beklagt werden durfte.

„Was ist das?“ rief der Befehlshaber sich umwendend, als der langgehaltene Ton eines Hifthorns plötzlich erschallte. Iwan schlug den Zeltvorhang zurück, und ein Herold auf schaumbedecktem Rosse mit schwarzverhüllter Friedensfahne wurde sichtbar. Gleich darauf trat ein Ritter ein: „Von Georg von Kunstat und Podiebrad, Statthalter von Böhmen!“ meldete er, indem er dem Feldherrn ein versiegeltes Schreiben übergab.

Szilágyi hatte kaum den Brief geöffnet und die ersten Zeilen überflogen, als er voll Erstaunen ausrief: „Der Krieg ist geendet! .... Folgt mir meine Herren in den Rath, ich habe Euch Wichtiges zu eröffnen! ....“

Das Zelt war wieder leer, Helene allein blieb bei ihrem Bruder zurück, der während dieser Vorgänge still, ohne Todeskampf, verschied.

Sie hielt seine Finger fest in den ihrigen, indem sie die bleiche Hülle des Todten, dem sie im Leben so oft aus dem Wege gegangen, mit unnennbarem Weh betrachtete. „Mein Gott, du prüfst hart! ....“ flüsterte sie leise, auf die Knie sinkend.

In tiefer Bitterkeit fühlte sie, daß die Liebe zu Hunyady ihr den Weg zu diesem gebrochenen Herzen verschlossen hatte, daß sie dem einzigen Wesen, das ihr auf Erden näher stand, auf das der Schöpfer sie hingewiesen, mit Undankbarkeit und Härte begegnet war. Was hätte sie darum gegeben, wäre es ihr vergönnt gewesen das ihm zugefügte Unrecht wieder gut zu machen! Der Stachel der Reue drückte sich tief in ihr Herz, doch der Tod verschloß jeden Rückweg, keine Sühne konnte das Geschehene ungeschehen machen. Sie betete lange und inbrünstig: „O mein Schöpfer, entziehe

mir lieber alle Erdenfreuden, laß mich in Entsagung und Schmerz die Tage meines Lebens hinbringen, aber vergelte ihm den Kummer, den er auf Erden erfahren, durch deine himmlischen Freuden! Mein Gott, er ist ja bei dir, dem Urquell der Liebe, gegen den menschliche Gefühle wie der Tropfen in einem Ocean erscheinen .... Schenke dieser Hülle den stillen, tiefen Frieden des Grabes und seinem unsterblichen Geiste die Seligkeit in deinem Reiche! Möge er von dort auf mich herabschauen und seinen Frieden in die Tiefe meines Herzens senken! ...."

Sie verharrte lange unbeweglich in ihrer Stellung; endlich trat Vater Gabriel ein, nahm sie bei der Hand und führte sie sanft und lautlos hinaus.

Siebzehntes Kapitel.

Wir verließen den Grafen von Hunyady im Kerker des Stephansthurms, wo er, seit der Flucht der Gefangenen noch strenger als zuvor verwahrt, mit dem Leben abschloß und täglich seinen Tod erwartete. Als der König, vor dem Rebellenheer flüchtend, sich in Begleitung einiger Vertrauten nach Wien begab, öffneten sich Matthias zum ersten mal die Thüren seines Kerkers. Er wurde in den Hof hinabgeführt, wo Modrár von Madarász in eng verschlossenem Wagen und mit Ketten beladen seiner bereits harrte. Beide Gefangene folgten dem Monarchen unter zahlreicher Bedeckung zur österreichischen Hauptstadt.

Mit schwerem Herzen und wenig Gutes für ihre Zukunft hoffend, sahen sich die Jünglinge dem Boden ihrer Heimat entführt, in fremdem Lande, wo kein Rächer ihrer gerechten Sache so leicht eindringen konnte, der willkürlichen Gewalt ihrer Feinde anheimgegeben! Man empfing sie in Wien mit Spott und Hohn; während ein Schwarm Neugieriger ihren Wagen umgab, sagte einer der österreichischen Ritter, der ehemals in Cilly's Diensten stand und Matthias von früher her kannte: „So geht's, junger Herr! zu früh wolltet Ihr König der Ungarn werden!"

Der Graf hörte das Gelächter der Umstehenden, roth vor Zorn und erglühend in Stolz und Selbstgefühl entgegnete er: „Lebe ich noch eine Weile, so werde ich gewiß auch der Eurige!"*) Mit diesen Worten trat er festen Schrittes in den Kerker, welchen man auf des Königs Befehl für ihn bereit hielt, und den er sehr bald mit einem noch festern vertauschen sollte.

Da sich nämlich das Waffenglück entschieden gegen den König zeigte, so wollte Gara durch seine Politik es versuchen, der Angelegenheit desselben einen andern Umschwung zu geben. Er drang in den Monarchen seine wegen der ungarischen Unruhen so lange verzögerte Vermählung nicht länger zu verschieben. Durch den Glanz der dabei stattfindenden Festlichkeiten hoffte er die allgemeine Aufmerksamkeit von dem Kriegsschauplatz abzulenken und diejenigen Magnaten, welche weniger aus Abneigung gegen den König, als vielmehr durch die erste Hitze mit fortgerissen, sich der Gegenpartei angeschlossen hatten, möglicherweise durch die Aussicht, bei den Feierlichkeiten eine rühmliche Rolle zu spielen und Beweise königlicher Huld zu erhalten, auf den rechten Weg zurückzuführen.

---

*) Matthias' eigene Worte. (Nach Feßler.)

Gara's Vorschlag fand den Beifall des Königs sowie den der österreichischen Stände, und eine glänzende Gesandtschaft, aus ungarischen, böhmischen und österreichischen Edeln bestehend, wurde von Wien aus mit einem Gefolge von siebenhundert Reitern nach Frankreich zur Abholung der königlichen Braut gesandt.

Während man noch berathschlagte, in welcher der Hauptstädte die Vermählung stattfinden sollte, erschien ganz unerwartet der böhmische Gubernator Georg von Kunstat und Podiebrad mit mehreren hundert Reitern auf dem linken Donauufer an der äußern Brücke vor Wien, um den König zu einer geheimen Unterredung auf freiem Felde einzuladen. So anmaßend und verdachterweckend dieses Begehr bei dem unbegrenzten Ehrgeiz des Statthalters den ihm feindlich gesinnten österreichischen Ständen auch erschien, so begab sich Ladislaw dennoch gegen ihren Willen, von dreitausend Reitern begleitet, vor das Thor, wo ein langes Gespräch unter vier Augen zwischen dem Regenten und seinem Vasallen stattfand, infolge dessen Podiebrad noch am Abend grimmig und drohend nach Mähren aufbrach, und der König den bestimmten Entschluß aussprach, seine Hochzeit in der böhmischen Hauptstadt zu feiern.

Ehe der junge Fürst sich nach Prag begab, verließ er plötzlich in sehr ernster Stimmung mit wenigen Begleitern Wien und wallfahrtete in der Stille zu Fuß nach Maria-Zell, diesem merkwürdigen Denkmal aus den Zeiten des großen Ludwig, dessen Ursprung die Legende von einem Heerzuge desselben gegen die Tataren ableitet. Vielleicht mochte Ladislaw, von dem Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen erfaßt, hier bereuen, dem edelsten der Männer, dem treuesten seiner Diener nach dem Leben getrachtet und dessen Sohn ungerecht getödtet zu haben! Wer kann wissen,

welche für die Zukunft seines Volkes segensreiche Entschlüsse hier in ihm keimten, und ob er nicht das fromme Gelübde dargebracht, durch künftige Regententugenden die begangenen Fehler zu sühnen? ....

Die großartigsten Anstalten wurden indeß zur Vermählungsfeier getroffen; Kaiser Friedrich, König Kasimir von Polen, viele Herzoge, Grafen und Herren waren geladen, ein allgemeiner Hoftag sollte gehalten, Friede vermittelt und Heerzüge beschlossen werden; ja, wie man sich in Wien ganz leise zuflüsterte, wollte König Ladislaw die Vereinigung so hoher, katholischer Häupter benutzen, um den gehaßten Utraquisten bei dieser Gelegenheit einen Hauptschlag zu versetzen. Während die Aufmerksamkeit des ganzen Landes sich den kommenden, festlichen Ereignissen zuwandte, und der Monarch der Ankunft seiner königlichen Braut in kurzem entgegensah, wurde der gefangene Graf von Hunyady, durch den er die Rebellen noch zügeln zu können hoffte, und der ihm deshalb, als wichtiges Unterpfand seiner ungarischen Herrschaft, in Wien nicht sicher genug verwahrt schien, nach der böhmischen Feste Guttenstein abgeführt.

Hier auf dem so einsamen Felsenschlosse, wo vor mehr als einem Jahrhundert Herzog Friedrich der Schöne die letzten Lebenstage in trauriger Verlassenheit hinbrachte, und der tugendhaften Elisabeth von Aragonien im herben Gram über sein hartes Geschick das Licht ihrer Augen erlosch; — hier saß nun der kühne Held in öder Einsamkeit, seine Kraft in ungestilltem Thatendurst verzehrend, gleich dem Aar, dem des Jägers Pfeil die Schwinge zerschnitt, und der nun vergebens zur Sonne emporschaut, obgleich sein stolzes Herz nach wie vor unbezwungen und königlich schlägt!

Nichts erfuhr Hunyady hier von dem Schicksal der Seinigen, keine Kunde des Kriegs gelangte an sein Ohr. Der

Herbst folgte allmählich dem Sommer, das letzte Laub schüttelte der Ostwind von den Bäumen, und Nebel deckten die Erde.

Es war an einem trüben Nachmittag, als das Horn des Thurmwarts die Ankunft von Fremden verkündete; eine seltene Erscheinung auf dieser finstern, ungastlichen Burg. Matthias ging an das vergitterte Fenster, das einen Blick in die waldbedeckte Ferne gestattete. Bald gewahrte er zwei Ritter, welche, von bewaffneten Reisigen begleitet, den Hügel hinaufsprengten. Gleich darauf wurde das Fallgatter herabgelassen und die Thore geöffnet. Die Ritter und Knechte zogen unter dem dunkeln Bogen ein, alles wurde wieder still, und der Graf trat ruhig vom Fenster zurück. „Dies Ereigniß gleicht einer hochgehenden Welle; es hebt diesen Tag aus dem Ocean der Zeit empor, die wüst, öde und unfruchtbar wie ein uferloses Meer mich umgibt!“ dachte er mit Bitterkeit. „O Gott, was ist dein Geschöpf im Vollgefühl seiner Kraft, im Bewußtsein seines hohen Zwecks, seiner ewigen Dauer und seiner einstigen Vollkommenheit — und wozu kann dieses Wesen voll Herz und Kopf, mit dem Stempel der Gottheit auf der Stirn, zusammenschrumpfen, wenn die Freiheit seinem Leben fehlt, der Geist das Gleichmaß der Tage hoffnungslos dahinschleppt und am langsamen, noch schmerzhaftern Hungertode stirbt als der Leib!“

Hunyady setzte sich wieder an den Tisch und stützte den Kopf in die Hand; er hatte die Fremden lange vergessen, als sich zu ganz ungewöhnlicher Studne sein Kerker öffnete und der Burgvogt erschien.

In der Miene des alten Ritters lag Bestürzung, und sein Ton gegen den Gefangenen verrieth mehr Rücksicht, als dieser es bisher an ihm gewohnt gewesen. „Herr Graf“, begann er sogleich, „ich habe Euch zu melden, daß soeben

zwei Herren aus Prag im Auftrag Sr. Gnaden des Statthalters hier eintrafen; sie bringen die Kunde von einem furchtbaren, erschütternden Ereigniß und warten nur auf die Erlaubniß vor Euch gelassen zu werden."

„Von mir erwarten sie diese Erlaubniß?" fragte Hunyady, indem seine gewölbte Oberlippe sich leicht krümmte, was ihm weniger einen Zug von Sarkasmus als von selbstbewußter Würde verlieh. „Die Kerkerriegel pflegen sonst die Erlaubniß der Gefangenen überflüssig zu machen .... Wer sind jene Herren?"

„Die Ritter von Kostka und Jessenitz", antwortete der Burgvogt.

„So laßt sie herein; wenn der Auftrag des Statthalters an mich geht, bin ich bereit ihn zu vernehmen."

Während der Burgvogt die Zelle verließ, durchmaß der Graf mehrmals mit schnellen Schritten das kleine Gemach. „Vom Statthalter? Ha, was kann der von mir wollen, solange der König in Prag ist? Seltsam — und doch nannte der Ritter es ein Ereigniß von Wichtigkeit."

Es währte nicht lange, so wurden die Herren vom Burgvogt hereingeführt, und die rücksichtsvolle Höflichkeit, welche sich gegen den schweren Staatsgefangenen in ihrem Wesen aussprach, bewies dem jungen Grafen auf den ersten Blick, daß es diesmal wenigstens nicht wie bei ähnlichen, frühern Botschaften auf eine Verschlechterung seiner Lage abgesehen sei.

„Ein Gefängniß ist ein unfreundlicher Empfangsort", sagte er lächelnd, ohne die ihn bestürmenden Vermuthungen durch ein äußeres Zeichen zu verrathen. „Meine Herren, ich höre, Ihr bringt mir eine Meldung vom Gubernator von Böhmen; hat Se. Majestät der König Eure Haupt-

stadt schon wieder verlassen, daß Ihr im Auftrag seines Stellvertreters vor mir erscheint?"

„Eure Worte, edler Graf, beweisen mir Eure Unkenntniß des furchtbaren Schlags, der durch den Willen des ewigen Verhängnisses die Länder Sr. Majestät getroffen", entgegnete Herr von Kostka, der ältere der beiden Ritter. „Unser gnädiger König, der durch seine Gegenwart Böhmens Hauptstadt seit kurzem beglückte, ist plötzlich mitten unter den glänzenden Vorbereitungen zu seiner hohen Vermählung nach kaum sechsunddreißigstündigem Unwohlsein am St.-Clementistage verschieden."

„Der König todt!" rief Hunyady wie vom Donner gerührt. „Am Clementistage ist er gestorben? O, ewige Gerechtigkeit!" murmelte er zwischen den Zähnen, „an jenem Tage, wo er vor einem Jahr den Leib des Herrn schändete und mit falschem Herzen zu Temesvár den Versöhnungseid schwur!.... Das ist in der That ein unerwartetes und gewiß folgenreiches Ereigniß!" setzte er lauter hinzu. „Se. Majestät war stark und kraftvoll, erst zweiundzwanzig Jahre alt, welche Krankheit konnte ihn in so grausenerregender Schnelligkeit hinraffen?"

„Der König starb an der Pest, und alle Mittel der Aerzte, alle Fürsorge Sr. Gnaden des Statthalters, ihn dem Leben zu erhalten, vermochten nichts gegen die zerstörende Wuth der Krankheit."

„So herrscht diese furchtbare Seuche wieder in Prag?" fragte Hunyady überrascht.

Herr von Kostka schien einen Moment betroffen; doch gleich darauf antwortete er scheinbar unbefangen: „Nein, der König war der einzige, der am ganzen Hof davon ergriffen ward. Ich hörte von keinem zweiten Fall."

Corvin sah dem Ritter mit seltsam forschendem Blick

ins Gesicht, ohne den Gegenstand weiter zu berühren. „Was hat der Statthalter jetzt über mich beschlossen? Ihr spracht von einem Auftrag.“

„Ja wohl, und dieser lautet dahin, Euer Gnaden sogleich nach Prag zu begleiten, wo Ihr das Weitere von Herrn von Podiebrad selbst erfahren werdet. Ist es Euch genehm, so brechen wir morgen früh auf, sobald die Rosse sich von der Reise ausgeruht haben.“

„Ich bin es zufrieden“, versetzte der Graf. „Der Ruhe pflegte ich hier lange genug, um mir die Veränderung eines tüchtigen Rittes gern gefallen zu lassen.“

Am nächsten Morgen verließ die kleine Cavalcade die Burg, und obgleich die Ritter dem Grafen alle seinem Rang gebührenden Aufmerksamkeiten erwiesen, so entging es ihm doch nicht, daß sie dessenungeachtet die strengste Wachsamkeit übten und ihn keinen Augenblick aus den Augen verloren. Die Reise ging schnell vorwärts, man rastete nur, wenn Erschöpfung und Hunger den Aufenthalt in irgendeiner Herberge nothwendig machte.

Es war um die Mittagszeit, als der Trupp vor einer Dorfschenke anhielt. Die Waffenknechte führten die Rosse nach dem Hof, indeß die Ritter den Eingang zur Küche suchten. Während sie beim frugalen Mahl saßen, erklang draußen eine Cither, und ein Bänkelsänger, als entarteter Nachkomme der edeln Troubadours früherer Jahrhunderte, sang mehrere Strophen eines Liedes, dessen Sinn die Fremden der Entfernung wegen nicht verstanden. Der Graf trat ans Fenster und sah, wie ein Knabe sich aus der den Bänkelsänger umgebenden Menge losmachte und auf die Wirthin, die unter der Thür stand, zulief:

„Frau Liese, Ihr solltet nur das schöne Lied von des frommen Königs László Tode hören!“ rief lebhaft der

Knabe. „Aber traurig ist's auch und schrecklich — der große Gottfried sagt, wenn er mit seinem Dreschflegel auf den verfluchten, ketzerischen Priester, der den König vergeben hat, loskönnte, er würde so lange zuschlagen, bis kein Knochen an seinem Leibe mehr heil wäre!"

„Schweig, Junge! wer glaubt denn, daß sie ihn vergeben haben? Um Gottes willen, laß keinen Menschen solch Geschwätz hören! Es gibt im Dorfe Hussiten genug, die denjenigen, der's laut zu sagen wagt, bald still machen würden."

„Nun, wenn Ihr's nicht glauben wollt, da kommt Mutter Else, die kann's Euch wiederholen, denn sie stand dabei, als die Leute darüber redeten. Darum, meinten sie, hat's auch zwei Kometen mit langen Schwänzen am Himmel gegeben, und des Königs Löwen, die er sich kommen ließ, haben vierzehn Tage lang Nacht und Tag geschrien. Sie wußten den jämmerlichen Tod ihres Herrn vorher und waren so grimmig, daß kein Hüter zu ihnen konnte .... Nun, Mutter Else, ist's nicht wahr, was ich erzähle? Sie will mir's nicht glauben!"

„Halt den Mund!" gebot die Wirthin noch einmal. „Du wirst uns allen etwas an den Hals reden .... Drin in der Stube sind vornehme Herren vom Hof, die haben ganz das Aussehen von Ketzern, und wenn sie's hörten, wären wir verloren."

„Nun, macht nur nicht soviel Aufhebens davon, so schlimm ist es noch nicht", entgegnete Frau Else. „Neulich ritt einer aus Prag hier durch, der erzählte, in der Hauptstadt hätt's nach des Königs Tode solchen Lärm und Auflauf gegeben, daß die Bürger ihre Häuser verschließen mußten. Die Rechtgläubigen sind durch die Straßen gezogen, laut schreiend: die Ketzer hätten ihn beiseite geschafft, und

der Girsik und seine Frau wären auch dabei gewesen. Sie haben ein langes Lied gemacht, worin steht, wie sie den schönen und gottesfürchtigen König an seinen goldblonden Haaren auf die Erde zogen und jämmerlich umbrachten .... Es ist eine Schande! so ein hoher Herr, und hat doch elendiglich umkommen müssen ...."

„Wer weiß, ob's wahr ist", erwiderte Frau Liese. „Die Leute reden viel, und ich mag's nicht glauben, bis ich es nicht selbst sehe."

„Der prager Mann hatte ihn aber gesehen; Zunge, Augen und Nase sind ganz schwarz gewesen.*) Er sagt, es habe ihn gegraust den königlichen Herrn, der jüngst noch so schön war, nur anzuschauen! Wenn das keine Zeichen des verfluchten Ketzergiftes sind, wo wollt Ihr denn bessere hernehmen?"

Die Frauen entfernten sich mittlerweile; Hunyady hörte nichts weiter, aber von seltsamen Gefühlen bewegt, blieb er noch am Fenster stehen. In allem, was dem König begegnet sein mochte, traf ihn nur die gerechte Strafe des Himmels, und der Graf hatte gegründete Ursache sich über seinen Tod zu freuen; dennoch entsetzte ihn die vorgebliche Art desselben. Er gab nichts auf Lieder von Bänkelsängern und Erzählungen in Wirthshausstuben, aber schon durch des Ritters Bericht war ein dunkler Argwohn in ihm erwacht; überdies wußte er von früher, daß Ladislaw von der hussitischen Partei gehaßt wurde, trotzdem kannte er aber zu wenig die jüngsten Ereignisse und die seinen Tod betreffenden Umstände, um eine richtige Schlußfolge ziehen zu können. Nur an Einem hielt er mit Bestimmtheit fest, daß, mochte der König eines

---

*) Aus dem Zeugenverhör über den Tod König Ladislaw's, kritisch zusammengestellt von Franz Palacky.

natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben sein, Podiebrad selbst in keiner Weise mit einem so schwarzen Verbrechen in Gemeinschaft zu bringen sei. Obgleich der junge Graf den schon damals berühmten Mann noch nicht persönlich kannte, so hatte doch Johann Hunyady seiner Verdienste stets rühmend erwähnt, seine Talente als Feldherr, seine Ueberlegenheit als Staatsmann bewundert und für seinen energischen und biedern Charakter Hochachtung empfunden. Auf dieses Urtheil seines Vaters, der sich selten täuschen ließ, stützte Matthias seine Ueberzeugung von der Schuldlosigkeit des Statthalters und seine Hoffnungen in Bezug auf seine eigene Befreiung.

König Ladislaw war bereits in der Gruft seiner Ahnen neben Kaiser Karl IV. beigesetzt, als Hunyady in der böhmischen Hauptstadt eintraf, wo sich überall Zeichen tiefster Trauer unter den Bewohnern kund gaben. Sein Weg ging direct nach Schloß Podiebrad, und je näher der über seine Zukunft entscheidende Moment rückte, desto ernster wurde sein gedankenvolles Antlitz, und mehr als einmal fragte er sich zweifelhaft beim Anblick der vor ihm liegenden Thürme, ob er dieselben als Staatsgefangener oder als Freund des Burgherrn betreten würde.

Ihr Aeußeres trug ganz das Gepräge eines echt kriegerischen Geistes; die Mauern und Zinnen starrten von Pickelhauben, auf dem Burgplatze wurden Truppen gemustert und ritterliche Uebungen im Wettrennen, Armbrustschießen und Lanzenwerfen vorgenommen. Alles machte auf den jungen Grafen einen bekannten und angenehmen Eindruck und versetzte ihn in die Zeit seiner Kindheit zurück, wo er auf dem Schlosse seines Vaters oft einen ähnlichen Anblick genossen und seine eigenen Morgenstunden unter gleichen Uebungen hingebracht hatte.

Bei seinem Eintritt in den innern Hof wurde er von mehreren Rittern sowie von den beiden Söhnen des Statthalters, Victorin und Heinrich, empfangen und zur Halle geleitet, an deren Thür ihn der Statthalter von Böhmen selbst willkommen hieß.

Georg von Kunstat und Podiebrad besaß ein gewinnendes Aeußere; Kraft und Entschlossenheit lagen unverkennbar in seinem Antlitz. Sein durchdringender Blick übte auf alle, die sich demselben ausgesetzt sahen, einen beherrschenden und unwiderstehlichen Einfluß. Obgleich er noch nicht die reifern Mannesjahre überschritten hatte, so erschien er doch bedeutend älter, eine Folge geistiger Anstrengungen, die ihn unter Hindernissen aller Art zu der hohen Stufe seiner jetzigen Macht emporgetragen hatten. Seine Sprache war lebhaft, hastig und oft abgebrochen. Die bisweilen seinen Gedanken innewohnende epigrammatische Schärfe und das schnelle Ueberspringen von einem Gegenstand zum andern verkündeten ebenso wol Verstand als ein reizbares und zur Veränderung geneigtes Temperament.

Matthias überflog die Gestalt des Gubernators mit einem einzigen flüchtigen Blick, aber schnell schwanden seine Zweifel, als jener auf den jungen Grafen zutrat und ihn an seine Brust drückte. An Jahren verschieden, an Thatkraft und Festigkeit des Willens sich gleich, ahnten beide Männer wol kaum, daß sie wenige Jahre später auf Böhmens Schlachtfeldern diese Kraft im Angesicht von ganz Europa mit den Schwertern in der Hand messen würden ....

„Sohn meines verewigten Waffenbruders", rief Podiebrad mit aufrichtiger Freude, „ich schätze mich glücklich die Fessel, welche Tyrannei um Euch schmiedete, zerbrechen und der erste sein zu können, der Euch zur wiedererlangten Freiheit Heil und Segen wünscht! .... Seid mir in meinen Hallen will-

kommen; der Kreis meiner Familie öffnet sich dem Sohne Hunyady's nicht als Fremden, sondern wie einem werthen Gliede aus seiner Mitte; laßt es Euch in demselben so lange wohl sein, bis die Verhältnisse es gestatten, daß Ihr in Euer eigenes Vaterland zurückkehren könnt.“ Bei diesen Worten, die den Jüngling nach harter Gefangenschaft mit Freude und Dankbarkeit erfüllten, führte ihn der Statthalter nach dem obern Ende der Halle, wo sich seine Gemahlin mit ihrer jüngsten Tochter Ludmilla befand.

Der ritterliche Anstand, mit dem sich der junge Graf vor der Dame verneigte, seine männlich schöne Gestalt und die Gewandtheit seiner Unterhaltung wirkten vortheilhaft auf Johanna von Rozmital, die, mehr weltklug als geistreich, in ihren Worten und Handlungen zeigte, daß der Verstand ihrem Herzen vorausgeeilt und der bei weitem überwiegende Theil in ihr sei. Sie hatte einen schnellen Blick für die Mängel anderer, verstand diese zu ihrem Vortheil zu benutzen und hierdurch mehr als durch eigene Vorzüge über sie zu herrschen. Sie mochte einst schön gewesen sein, denn ihre Züge waren regelmäßig und ihre Augen glanzvoll, doch mit der verwelkten Blüte war ihr nicht jener Liebreiz geblieben, welcher als treuer Spiegel der Herzensgüte das weibliche Geschlecht auch dann noch anziehend macht, wenn die Reize der Jugend lange verblichen sind.

Nach den ersten Begrüßungen, die auch von Johanna's Seite für Hunyady ebenso schmeichelhaft als ehrenvoll waren, begab sich dieser in die ihm angewiesenen Gemächer, um sich seines Reitkleides zu entledigen. Bei der Tafel, an welcher außer Podiebrad's Familie auch eine große Zahl der zum Hausstande gehörigen Ritter und Kammerherren speiste, fand Matthias seinen Platz neben dem Statthalter; nichts erinnerte ihn hier mehr an Gefangenschaft; man erwies

ihm nicht allein alle Rücksichten, die seinem hohen Rang, sondern auch die, welche ihm als Freund der Familie gebührten. Bei dieser Gelegenheit lernte er auch den calixtinischen Erzbischof von Rokyczana kennen, welcher als Podiebrad's Vertrauter in dessen Familie wie zu Hause zu sein schien. Derselbe nahm heute nur wenig theil an der Unterhaltung, dennoch war sein Gesicht zu bedeutungsvoll, als daß Matthias nicht unwillkürlich und öfter, als er es selbst wußte, den Blick auf diesen berüchtigten Priester wandte, der das Panier des Märtyrers Huß mit fester Hand ergriff und mit Klugheit führte, den der Ruf dessenungeachtet aber mehr einen Mann der Welt als einen Streiter Gottes nannte. So groß auch seine Macht über die Herzen der Menschen sein mochte, durch die er Tausende zum Fanatismus begeisterte und mehr als einmal über das Geschick eines ganzen Landes entschied, so flößte er doch Matthias kein Behagen ein, obgleich derselbe sich gestehen mußte, daß seine Bemerkungen stets schlagend und pikant waren und durch ihre Aphorismen einen ebenso scharfen als gelehrten Verstand verriethen.

Auch des plötzlichen Todes König Ladislaw's wurde während des Mahls gedacht. Podiebrad sprach sich mit aufrichtiger Trauer darüber aus, ohne im geringsten des gespannten Verhältnisses zu erwähnen, welches in jüngster Zeit zwischen ihm und seinem Souverän bestand. Er erzählte dem Grafen von den letzten Augenblicken des jungen Fürsten, der mit vollem Bewußtsein gestorben war und trotz des schweren Todeskampfes mit Fürsorge seiner Unterthanen gedacht, ihr Wohl dem Statthalter ans Herz gelegt und ihm die gerechte Regierung des Königreichs Böhmen empfohlen hatte.*)

---

*) Geschichtlich.

Der Statthalter schien in Erinnerung dieser Scene noch tief erschüttert, und wäre in Hunyady's Seele wirklich ein Argwohn gegen ihn vorhanden gewesen, das Wesen desselben hätte ihn für immer daraus verbannen müssen. Bei Rokyczana war es anders; in theilnahmlosem Schweigen hörte er Podiebrad's Schilderung, und obgleich die Welt ihn einen falschen Priester nannte, so schien er es bei dieser Gelegenheit doch zu verschmähen, Gefühle zu heucheln, die er nicht empfand, und Matthias, der die fest über den Zähnen zusammengekniffenen Lippen und den lauernden, spöttischen Zug in den Winkeln seines Mundes beobachtete, mußte unwillkürlich des Gesprächs in der Dorfschenke gedenken.

Als der Graf am Abend dieses für ihn so wichtigen Tags eben sein Lager suchen wollte, wurde ihm ein österreichischer Ritter gemeldet.

Matthias wandte sich überrascht um: „Wie heißt der Ritter?“

„Herr von Sternberg, einer der Kammerherren des verewigten Königs“, antwortete der bei ihm dienstthuende Junker.

„Ach, Hinko von Sternberg! .... Sagt dem Ritter, er sei mir willkommen!“ Der Graf stand auf, um seinen Gast, mit welchem er zusammen bei König Ladislaw Page gewesen, und den er seit vielen Jahren nicht gesehen, aber treu in der Erinnerung bewahrt hatte, zu empfangen.

„Willkommen, Sternberg! Ein unerwartetes und glückliches Wiedersehen, obgleich in einem Lande, dem wir ehemals beide nicht hold gesinnt waren!“

Der Ritter sah ihn ernst an: „Glücklich für Euch, denn Eure Ketten sind zerbrochen und Eure Feinde vernichtet! Das Verhängniß selbst hat für Euch gekämpft;

doch unglücklich für mich, der ich meinen Herrn und Wohlthäter elend sterben und ungerochen in seiner Gruft sah."

„Ihr saht Euern König sterben, den Ihr liebtet, und den auch ich einst liebte und ehrte!" versetzte Hunyady. „Das ist freilich hart — doch Sternberg, auch Könige müssen den Zoll der Sterblichkeit entrichten!"

„Ja, wenn ihre Zeit abgelaufen, und der große Haushalter selbst seine gewaltigen Arme nach ihnen ausstreckt, doch nicht in der Vollkraft des Lebens durch Frevlershand .... Graf, ich kann nichts für meinen König thun, als morgen nach Wien reisen und durch die Verkündigung des ruchlosen Bubenstücks, von dem ich Zeuge war, eine Welt zum Kampf wider die gottvergessenen Mörder herausfordern!"

Matthias sah den Sprecher gedankenvoll an. „Das ist eine schwere Anklage, wehe dem, den sie trifft! Sternberg, seid Ihr Eurer Sache auch gewiß? Könnt Ihr das Wort verantworten, das rechtliche Männer zu Schurken macht?"

„Den sie trifft!" wiederholte der Ritter, nur den ersten Satz ins Auge fassend. „Hunyady, bei Leben und Seligkeit! Sie trifft Georg von Podiebrad, sein falsches Weib und den ketzerischen Priester! Mit dem Schwerte in der Hand will ich meine Behauptung erhärten."

„Ich weiß nichts von dem Tode des Königs", sagte Matthias mit großer Gelassenheit, „aber ich antworte aus voller Ueberzeugung, daß der Statthalter unschuldig daran ist! Podiebrad mag verwegen und ehrgeizig sein, vor Grausamkeiten nicht zurückschrecken, sobald Hindernisse zur Erreichung seines Zieles im Wege liegen — allein dieses versteckten, heimlichen Verbrechens, dieses schwarzen Königsmordes ist er unfähig, und dem widersprechen alle seine bisherigen Handlungen."

„Nicht alle!“ entgegnete der Ritter heftig. „Habt Ihr vergessen, wie Meinhard von Neuhaus im unterirdischen Kerker des Schlosses Podiebrad verschwand? Der Tod jenes Barons verhalf ihm glücklich zur unumschränkten Statthalterwürde; König Ladislaw's Tod wird ihm, wenn kein Rächer wider ihn aufsteht, nicht minder glücklich zur böhmischen Krone verhelfen!“

Matthias sann einen Augenblick nach. Sein Glaube an Podiebrad's Unschuld stand fest, selbst für den Fall, daß der König wirklich an Vergiftung gestorben wäre. Doch wozu den Ritter, den er nicht überzeugen konnte, durch Widerspruch reizen, und sich selbst dadurch eine genauere Einsicht in die Verhältnisse verschließen? Er ließ daher dessen heftige Ausbrüche unerwidert und bemerkte nur nach kurzer Pause: „Der Statthalter sprach von dem Tode des Königs in Ausdrücken, die darauf hinweisen, daß er durch den plötzlichen Hintritt desselben tief erschüttert sei. In meiner langen Gefangenschaft wußte ich überhaupt nicht, daß ein Grund zur Feindschaft zwischen beiden bestand ....“

„Deren gab es mehrere!“ fiel ihm Herr von Sternberg ins Wort, „und zu keiner Zeit konnte König Ladislaw für Podiebrad und seinen hussitischen Anhang gelegener sterben. Der Statthalter selbst hatte des Königs Reise durch ungebührliche Drohungen erzwungen, und schon damals munkelte man in Wien von der Unlauterkeit seiner Absichten. Die Herren vom Staatsrath, besonders der österreichische Hubmeister Hölzler, des Königs Vertrauter, der heute durch Podiebrad's Umtriebe im Kerker der prager Burg liegt, wollten ihm abrathen; allein Ihr kanntet den König, so lenksam er auch bisweilen schien, so war er dennoch in manchen Punkten von seltener Starrheit. Er ging, und mit seiner Ankunft in Prag soll sich zugleich unter den Hussiten

das Gerücht verbreitet haben, daß es bei dieser Gelegenheit auf die Vertilgung der Calixtiner abgesehen sei. Podiebrad's Betragen war äußerst mistrauisch gegen den König und wurde es noch mehr, als Ladislaw beim Einzug den Erzbischof Rokyczana, der ihm mit seinem Klerus entgegenkam, kaum zu bemerken schien. Erst auf Podiebrad's Ermahnung dankte er ihm mit finsterer, verächtlicher Miene. Bald darauf, als ihn weiterhin die katholische Klerisei begrüßte, rief er ehrfurchtsvoll aus: Diese erkenne ich für Gottes Diener! sprang vom Pferde, sprach gütig mit den Vornehmsten unter ihnen und bezeugte dem Kreuze seine Verehrung. Der Statthalter ritt stumm an seiner Seite, aber sein Auge sprühte Flammen, und auf seiner Stirn lagerte sich eine unheilvolle Wolke. Wir zitterten für die Folgen, denn wir wußten, daß auch der fanatische Rokyczana ihm diese Zurücksetzung nimmermehr vergessen werde .... Ihr saht ihn ja heute, wie gefiel Euch der Priester?"

„Der Ruf nennt ihn ehrgeizig und gelehrt", sagte Hunyady. „Vom Geiste Gottes mag er wenig in sich tragen, und wenn Ihr ihn der That anklagt, so will ich nicht eher Nein sagen, als bis ich mich vom Gegentheil überzeuge .... aber", setzte er gleich darauf hinzu, „auch nicht unbedingt Ja, denn die Physiognomik ist keine unfehlbare Wissenschaft! .... Doch, wenn es Euch gefällt, so fahrt in Eurer Erzählung fort!"

„Der König handelte allerdings unvorsichtig und darum ist er nicht ganz frei von Vorwurf", sprach Herr von Sternberg. „Seine Schritte wären zu billigen gewesen, hätte er eine Armee Oesterreicher hinter sich gehabt, doch bei seinem Häuflein Ritter mußte er sich in die Verhältnisse schicken und seinem Hasse gebieten. So fand mehrere Tage vor seinem Tode ein Wettkampf zwischen einem Oesterreicher und

einem Böhmen statt. Der König, von seinem ganzen Hofstaat umgeben, nahm mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit daran theil. Der Deutsche warf den Böhmen, ja, es stand in seiner Gewalt, dem Besiegten das Leben zu nehmen. Doch er bezähmte die durch den erbitterten Kampf erregte Leidenschaft und senkte in dem Augenblick, wo jener kampfunfähig wurde, das Schwert, worauf der König ihm den Preis mit den Worten überreichte: «Danke Gott für den Sieg! Wäre der Böhme an deiner Stelle gewesen, er hätte dich nimmermehr leben lassen!» Diese Worte wurden in der ganzen Versammlung gehört; Podiebrad schwieg wieder, aber ich sah den Blick, welchen er auf Rokyczana warf! Die Böhmen, in ihrer Nationalehre verletzt, knirschten vor Wuth und verließen voll Trotz und Unmuth den Kampfplatz. Alle Ketzer rotteten sich zusammen, und in ihren wilden Geberden und funkelnden Augen war schon damals nicht viel Gutes zu lesen."

Hunyady schüttelte den Kopf. „Das heißt in der That blind in sein Verderben rennen! Sternberg, ich will keinen Todten lästern — der Tod sühnt jede Feindschaft; aber an diesen wenigen Beispielen ist König Ladislaw's Regierungskunst zu erkennen! Verworfene Creaturen, die das Land wie Blutegel aussaugten und ihn zu kühnen Uebergriffen gegen die Rechte seiner Nationen verleiteten, fanden bei ihm Gehör, sobald sie ihm nur schmeichelten, und Männern voll Einsicht und Staatsklugheit gegenüber besaß er eine Beharrlichkeit des Willens, eine Starrheit, die nur gebrochen, aber nie gebogen werden konnte .... Sagt", fuhr er dann fort, „ist es denn wahr, daß er wirklich nur sechsunddreißig Stunden krank lag?"

„Kaum so lange", antwortete Herr von Sternberg. „Am Sonntag war er noch in heiterer Gesellschaft auf der prager

Burg, wo er das Kind meines Vetters aus der Taufe hob. Am Montag saß er öffentlich zu Gericht, in einer Streitsache zwischen Podiebrad und dem mährischen Baron Csernahora, wegen Alter und Vorrang ihres Adels ...."

„Wie war sein Urtheilsspruch?" unterbrach ihn Matthias.

„Die Sache wurde nicht erledigt, aber es mußte scharf dabei hergegangen sein, denn zwei Glieder der betreffenden Familien forderten sich infolge dessen. Der König sah an jenem Vormittag schon ernst und trüb aus, und zu allgemeinem Befremden erschien er nicht im gewöhnlichen Anzuge, sondern in einer über sein Unterkleid geworfenen persischen Schuba. Nach der Sitzung speiste er mit den Würdenträgern gleichfalls ohne Heiterkeit, aber abends schien er wieder sehr munter und unterhielt sich mit einem Herrn aus dem Gefolge des Cardinals Aeneas Sylvius bis in die dritte Stunde der Nacht. Erst gegen Morgen, sagen die diensthuenden Kämmerer, sei er plötzlich erkrankt. Das Uebel nahm mit so reißender Schnelligkeit zu, daß er schon am nächsten Vormittag auf seinen Tod vorbereitet war."

„Und was veranlaßt Euch hierbei zur Annahme einer Vergiftung?" fragte Hunyady. „Ich sehe in all diesen Zufälligkeiten nichts, was dem naturgemäßen Gang einer entstehenden, heftigen Krankheit widerspräche!"

„Das Urtheil seines wiener Arztes, der es Latzenbock und mir noch gestern, ehe er Prag verließ, als ein furchtbares Geheimniß versicherte!" entgegnete Sternberg. „Warum widersetzten sich die Böhmen seiner Einbalsamirung? Warum hatte keiner seiner deutschen Kämmerer während der Krankheit den Dienst? Nur Böhmen in kalter Fühllosigkeit umstanden ein Lager, und uns war kaum der Eintritt zu unserm Fürsten gestattet! Der König fühlte

auch den Grund seiner Krankheit; aber die Dosis Arsenik war stark genug, um ihm gleich die Hoffnung der Genesung zu benehmen, darum machte er schon am Dienstag früh sein Testament, ließ sich von Podiebrad das feierliche Versprechen geben seine Diener ungefährdet nach Oesterreich und Ungarn zu entlassen, und sorgte dann nur noch für das Heil seiner Seele."

Hunyady hörte diesen Bericht mit tiefem Ernst an. „Haben Podiebrad oder Rokyczana eine Ahnung des auf ihnen lastenden Verdachts?"

„Der Pöbel machte bei der ersten Todesnachricht Lärm genug und konnte nur durch Gewalt in die Häuser zurückgetrieben werden. *) Uns Ausländern dagegen ist unser Leben zu lieb, um es jetzt nach unwiderruflich geschehener That durch eine unvorsichtige Aeußerung einzubüßen. Ha, jeder von uns wird froh sein, wenn er erst die böhmische Grenze hinter sich hat! Die übrigen sind bereits abgereist, ich bin der letzte, und nur eine Privatangelegenheit hielt mich solange hier zurück."

Die Herren unterhielten sich noch bis spät in die Nacht hinein. Matthias war trotz seiner Gesprächigkeit düster, und beim Abschied legte er es seinem ehemaligen Amtsgefährten noch einmal ans Herz, nicht durch übereilte Reden den Verdacht gegen einen Mann zu erwecken, der bisher in den Augen von ganz Europa, wenn auch nicht als vorwurfsfrei, so doch immer als groß und ruhmreich dastand. „Ueberlaßt die Anklage den Aerzten, die nach Recht und Gewissen

---

*) Alle Berichte des Herrn von Sternberg sind den Aussagen des Peter Eschenloer, Stadtschreibers zu Breslau, und Aeneas Sylvius Piccolomini entlehnt.

urtheilen können, wir Laien folgen nur äußerm Schein, und für den ist Podiebrad's Ehre zu vollwichtig."

Nach diesen Worten des Grafen trennten sie sich, ohne einer den andern überzeugt zu haben.

Achtzehntes Kapitel.

Der Graf von Bisztritz war in der Familie des Statthalters bereits heimisch. Er sah sich mit Freundschaft und Hochachtung behandelt; sein Ehrenwort, das Schloß nicht vor Entrichtung des Lösegeldes, das Podiebrad in einer Summe von vierzigtausend Goldgulden festsetzte, zu verlassen, genügte, und ohne daß man daran dachte seinen Willen im geringsten zu beschränken, konnte er frei umhergehen und nach eigenem Gefallen seine Lebensweise seinen Gewohnheiten entsprechend regeln. Die Stunden des Mahls, die er im Kreise der Familie verlebte, gehörten zu den genußreichsten, denn Podiebrad war nicht blos Krieger und Staatsmann, er empfand auch ein warmes Interesse für Künste und Wissenschaften und wußte zu einer Zeit, wo die Musen unter der bewaffneten Faust der letzten Nachzügler eines eisernen Jahrhunderts sich nur erst schüchtern aus ihren Zufluchtsstätten wagten, in seinem Hause der Leier einen Platz neben dem Schwert einzuräumen.

Ungeachtet dieser äußern Zwanglosigkeit lasteten die Verhältnisse aber dennoch drückend auf dem Geiste des Grafen: er lebte in vollkommener Unkenntniß der ungarischen Angelegenheiten; sah sich fern vom Schauplatz, auf dem über

das Wohl seines Vaterlandes entschieden wurde; zur Unthätigkeit verdammt in einem Moment, wo die feindliche Partei alle Hülfsquellen erschöpfen und ihre ganze Macht entwickeln würde, um in dieser entscheidenden Krisis die Herrschaft zu erringen. König Ladislaw war ohne männliche Leibeserben gestorben, in Ungarn gab es eine Krone zu gewinnen, und Matthias, der Ehrgeiz genug besaß, um seine Hand danach auszustrecken, der die Macht in sich fühlte über alle Hindernisse zu siegen, mußte die Leitung seiner Interessen fremden Händen überlassen, während seine Tage auf der Jagd, bei ritterlichen Spielen oder dem Studium alter Classiker hinschwanden.

So sehr übrigens Hunyady in dem Statthalter den großen Mann und seinen Wohlthäter verehrte, so fern blieb er seiner Gemahlin, die sich alle Mühe gab ihn durch Zuvorkommenheit, ja bisweilen durch feine Schmeichelei für ihre Absichten zu gewinnen. Er empfand eine eigene Scheu vor der Beredsamkeit dieser Frau, die ihm nie aus ihrem Herzen zu kommen schien. Ganz verschieden von ihr waren ihre Töchter: Ludmilla, ein kleines Mädchen mit der freien Stirn und dem lebhaften, treuherzigen Auge ihres Vaters, und Katharina, weder Vater noch Mutter gleichend. Sie mochte funfzehn bis sechzehn Jahre alt sein; weiches, blondes Haar wellte sich um ein ovales Antlitz, dessen Teint in Durchsichtigkeit und Weiße dem Alabaster nichts nachgab. Ein zartes Roth färbte ihre Wange, als wäre sie im Widerschein des abendlichen Himmels gebadet, und doch war es nicht die Frische der Gesundheit, die aus diesem jugendlichen Antlitz lachte — wer in ihr großes, strahlendes Auge schaute, mußte sich von der leisen Ahnung ergriffen fühlen, daß nur der Frühling der ersten Jugend seine liebliche Hülle über den Wurm deckte, der langsam an ihrer innern Lebenskraft nagte.

Katharina's Charakter war ungewöhnlich früh entwickelt, ihr Gefühl schüchtern, schwärmerisch, nervös reizbar; ihre Stimmung ebenso leicht von der Heiterkeit zur Melancholie, als von dieser zu jener überspringend.

Podiebrad und Katharina — zwei so verschiedene Charaktere, von denen man hätte glauben mögen, das Verständniß ihres innersten Lebens sei ihnen gegenseitig verschlossen, und kein anderes Band fessele sie aneinander als dasjenige, welches die Natur selbst zwischen Vater und Kind gewoben; diese beiden, so seltsam es auch scheinen mag, standen sich gerade unter den Familiengliedern am nächsten. Katharina liebte ihren Vater mit schwärmerischer Zärtlichkeit; wenn sie ihn nicht sah, konnte sie stundenlang dasitzen, ohne an dem Gespräch theilzunehmen — wenn er kam, war ihr Platz an seiner Seite, und solange sie bei ihm weilte, sah sich der Page seines Dienstes überhoben. Sie überließ es keinem andern ihm nach Empfang des Morgensegens den Frühtrank zu credenzen oder, wenn er ausging, ihm die Stücke seiner Rüstung zu reichen. Nie war Podiebrad's Lächeln so heiter, nie schwanden die düstern Falten, die ein Leben voll Anstrengung, voll Sorgen und Gefahren seinem Angesicht eingedrückt hatte, so schnell, als wenn dies Kind, das er vor allen übrigen liebte, sich mit ihrem zauberischen Lächeln nahte; nie blickte sein Auge so zärtlich und besorgt, nie klang seine Stimme so gedämpft, als wenn ihm ihre Wange bleicher oder ihr Ausdruck matter erschien. Vielleicht war es ein dunkles Vorgefühl, daß sie ihm nur wie ein flüchtiges Gut vom Himmel auf kurze Zeit verliehen sei, dessen er sich eine Weile erfreuen dürfe, bis es der Erde entrückt, wieder in seine ursprüngliche Heimat zurückkehre. Diese zärtliche Sorgfalt des Vaters übertrug sich gleichsam unbewußt auch auf die übrigen Familienglieder und

machte Katharina zum Gegenstand allgemeiner Rücksicht und Schonung.

Der Graf von Hunyady schenkte ihr im ganzen wenig Aufmerksamkeit; er beschäftigte sich weit lieber mit ihrer kleinen, geschwätzigen Schwester, die er auf den Knien schaukeln und ihr von den grimmigen Bären erzählen konnte, welche er zur Sommerszeit in den Karpaten zu jagen pflegte. Dann, wenn die Kleine vor Ungeduld und Spannung zitterte, bis sie erfuhr, ob er auch wieder glücklich aus der finstern Höhle entkommen, und das Thier wirklich getödtet sei, wie es ausgesehen, und ob es auch sehr gebrüllt habe, dann war er unbarmherzig genug, sie von seinen Knien zu heben, und alle Bitten der Kleinen um das Ende der Geschichte blieben unerhört, bis sie zuvor eine bestimmte Anzahl ungarischer Wörter erlernt hatte.

Solche Scenen, die sich in ähnlicher Weise fast täglich wiederholten, schienen ihrer Zärtlichkeit für den fremden Ritter wenig Abbruch zu thun; sie konnte es durchaus nicht begreifen, warum Käthchen sich nicht auch so schrecklich schöne Jagdgeschichten erzählen ließ und statt dessen fast immer hinausging, sobald der Ritter die Halle betrat.

„Vater, Käthchen ist ein garstiges Mädchen, ich will sie gar nicht mehr lieb haben!“ rief sie eines Tags dem Statthalter entgegen, als sie eben mit ihrer Schwester von einem Spaziergang heimkehrte. „Sonst pflegte sie mit mir auf dem Walle zuzusehen, wie die Knappen die Rosse tummelten, und die Ritter die Lanzen warfen, und wenn es einer recht ungeschickt machte, dann freute sie sich ebenso wie ich. Jetzt aber muß ich mit ihr immer in den Garten gehen, wo wir nichts sehen als die kahlen Bäume und das schmuzige Gras . . . . Heute gerade“, fuhr sie in Erinnerung des entbehrten Vergnügens mit halb weinerlichem Ton fort,

„hatte ich sie so sehr gebeten auf den Wall zu kommen, denn ich sah wohl, daß Graf Matthias dort war, und der hätte mich gewiß auf seinem Rappen reiten lassen! Sage es ihr, Vater, daß sie morgen hingeht, und ich will den Ritter bitten, daß er auch mit seinem Rappen kommt, denn so wie heute ist es nicht hübsch! Käthchen erzählt mir gar nichts, sie spricht kein einziges Wort und da mag ich nicht wieder so allein mit ihr gehen!"

„Kleine, artige Mädchen gehen dahin, wo es ihnen geheißen wird!" antwortete Podiebrad, indem er seinen Blick besorgt auf seine älteste Tochter richtete. „Mein Kind, du siehst leidend aus, fühlst du dich krank?"

„Ich bin ganz wohl!" entgegnete das junge Mädchen, die dargereichte Hand ihres Vaters zärtlich küssend, dann sich aber schnell abwendend, eilte sie ins Haus, als hätte sie ihr Antlitz seinem prüfenden Auge entziehen wollen.

„Weg war sie ....!" sagte Ludmilla hell auflachend. Dann den für ihre Anklage hieraus entstehenden Vortheil in ihrem kleinen Kopf überlegend, setzte sie mit einer Miene voll Genugthuung hinzu: „Da siehst du nun wie sie ist! So macht sie es immer, anstatt zu lachen und mit mir zu spielen! .... Ich sah sie schon lange nicht mehr lachen!"

Der Statthalter schob die Kleine beiseite und ging weiter. Er nahm sich vor seine Tochter genauer zu beobachten, gewahrte aber nichts, was ihm Aufschluß verschaffte, obgleich er sich nicht verhehlen konnte, daß Katharina ihren Frohsinn in der That verloren hatte, und die düstere Melancholie, der sie sich bisweilen hinzugeben schien, für ihren zarten Gesundheitszustand bedenklich zu werden drohte.

Ungeachtet die weitaussehendsten Plane in der Brust des ehrgeizigen Mannes arbeiteten, seine Kraft sich an tausendfachen Hindernissen rieb, tausendfache Gefahren aus dem

Wege schaffte, und er sicher und kühn einer großen Zukunft entgegenschritt, verlor er doch keinen Augenblick die kleinen Interessen seiner Familie aus den Augen. Auf dem Schauplatz der Welt der unbeugsame, gewaltige Mann, der über Leben und Tod der Menschen mit Kaltblütigkeit gebot, vor dem kein Verbrecher Gnade, kein Flehender Mitleid fand, war Podiebrad daheim der zärtlichste Vater; im Kreise seiner Kinder vergaß er die Lasten, welche sein Beruf und mehr noch sein ruheloser Geist ihm aufbürdete, die Gefahren, von denen er sich fast während der ganzen Dauer seiner ruhmvollen Laufbahn umringt sah. Diese zwiefache, so heterogene Richtungen in sich vereinigende Natur, die häufig bei großen Männern angetroffen wird, hatte er ganz mit Johann von Hunyady gemein, und vielleicht war es gerade diese Aehnlichkeit, welche den jungen Grafen für den Statthalter einnahm und in seiner Nähe ihm die Erinnerungen der Kindheit zurückrief.

Eines Tages, nachdem Podiebrad mit Katharinen, nur von seinem Knappen begleitet, einen Spazierritt vor die Stadt hinaus gemacht hatte, trat er in das Gemach seiner Gemahlin. Diese saß in Gesellschaft eines Edelfräuleins am Spinnrocken, doch bei Ankunft des Hausherrn erhob sich die Hofdame und verließ ungeheißen das Gemach.

„Du warst lange fort", bemerkte Johanna. „Ich sah dich von der Halle aus wegreiten. Bei so weiten Touren solltest du Käthchen zu Hause lassen!"

„Die Bewegung in frischer Morgenluft ist gesund", erwiderte der Statthalter. „Ich nahm sie mit, weil ich wußte, daß sie es gern mag, und der Ritt sie aufheitert." Dann theilte er seiner Gemahlin die schon seit längerer Zeit an seiner Tochter wahrgenommene Veränderung mit.

„Ich will dir das Räthsel lösen", antwortete diese, die

in solchen Fällen schärfer sah. „Katharina ist seit des ungarischen Grafen Ankunft verändert."

„Wie? Du meinst, er hätte einen Eindruck auf sie gemacht?" fragte Podiebrad überrascht. „Aber sie weicht ihm so gut aus wie allen übrigen."

„Das ist die Seltsamkeit ihres Charakters; was sie am eifrigsten beschäftigt, weiß sie immer am sorgsamsten vor andern zu verbergen, dennoch sah ich sie schon mehrmals bei seinem unerwarteten Eintritt die Farbe wechseln."

„Hm! kein anderer könnte mir als Eidam willkommener sein, und doch ist mir die Entdeckung Katharina's wegen nicht erfreulich, wenigstens so lange nicht, als ich über Hunyady's Gesinnungen Bedenken tragen muß", versetzte der Statthalter. „Du weißt, daß ich aus politischen Gründen schon oft an eine Heirath zwischen beiden dachte, und wenn es wirklich ist, wie du sagst, so wünschte ich sie nie mehr als jetzt. Der Graf hat den Geist und die Vortrefflichkeiten seines Vaters geerbt, ich bin gewiß, er wird nicht minder seinen Ruhm und seine Größe erlangen. Wie es augenblicklich in Ungarn um seine Angelegenheit steht, und welche Fortschritte der Ritter von Horoghszeg macht, ist mir unbekannt; doch wie dem auch sei, die Hunyady haben der Welt ihre Macht gezeigt, und solchen Schwiegersohn kann ich eben jetzt brauchen — ich muß ihn sogar haben", fuhr er in gesteigerter Betonung fort, „mein Ziel werde ich auch ohne fremde Hülfe erreichen, doch schwerer ist es, in der Höhe das Gleichgewicht zu erhalten, als sich emporzuschwingen!"

„Du kannst ihn brauchen, ja — aber in des Grafen Miene las ich noch nichts, was dafür bürgt, daß er geneigt wäre sich brauchen zu lassen", entgegnete die Edeldame. „Ich traue dem Ritter nicht; obgleich geschmeidig in seinen Formen, ist er doch nur bis auf einen gewissen Punkt zu-

gänglich — wer darüber hinauswill, dem weiß er mit der Biegsamkeit und Glätte einer Schlange zu entgleiten. Katharina scheint er wenig zu beachten, und sie versteht sich nicht darauf in solchen Dingen mit Mutterwitz zu Werke zu gehen."

„Katharina ist hübsch", warf Podiebrad hin; „hübsch genug, um zu gefallen."

„Mit der Schönheit allein richtet man bei Männern nichts aus; man muß auch wissen sie zu gebrauchen. Was nutzt ein schönes Kleid, wenn ich es in meinen Kasten verschließe und den Werth des Besitzthums nicht zu schätzen verstehe. Das sind aber Dinge, die sich nicht lernen lassen, wenn die Natur keinen offenen Sinn dafür gab. Ist es nicht ein thörichtes Betragen, sobald der Graf in die Halle tritt, sich aus dem Kreise des Frohsinns zu verbannen, anstatt in die Cither zu greifen, ihm zu zeigen, wie kunstfertig die zierlichen Finger die Saiten zu schlagen verstehen, und ihre hübsche Stimme hören zu lassen?"

„Du hast doch nicht mit ihr von dem Grafen gesprochen?" fragte der Statthalter aufmerksam.

„Bisjetzt noch nicht, aber ich ließ es an keiner Gelegenheit fehlen, beide einander näher zu bringen. Doch was hilft's? Statt daraus Vortheil zu ziehen, muß ich zu meinem Verdruß sehen, wie sie sich gleich einem albernen Dorfmädchen schüchtern zurückzieht und alle meine Plane zu Schanden macht."

„Sie soll zu nichts hingedrängt werden, was ihrem Gefühl widerstrebt", versetzte Podiebrad mit Entschiedenheit. „Laß sie in dem Wahn, daß ihre Neigung uns ein Geheimniß blieb .... Wozu die Sache übereilen, wo möglicherweise die Verhältnisse selbst für uns arbeiten", fuhr er nach einer Pause fort. „Der Graf ist mir verpflichtet; überdies

liegt die Zeit wahrscheinlich nicht fern, wo ihm eine Verbindung mit Georg von Podiebrad als vortheilhaft, vielleicht als unumgänglich nothwendig erscheint. Die Hunyady werden dort, wo es eine Krone zu gewinnen gibt, nicht fehlen; ich kenne ihren Stolz und ihre Macht: eingedrungene Könige aber, deren Rechte sich nicht auf gesetzmäßige Erbfolge gründen, müssen Verbindungen nach außen schließen, um in ihren Nachbarn eine Stütze gegen rebellische Unterthanen zu haben."

Johanna lächelte. „Das ist auch mein Gedanke, und auf ihn baue ich mehr, als wäre es Katharina gelungen den Grafen mit den engsten Banden der Liebe zu umstricken. Er sieht nicht aus, als wäre er geneigt solchen Vortheil von der Hand zu weisen. Wie ich ihn beurtheile, wird seine Staatsklugheit stets sein Herz beherrschen und seine Gefühle in die richtige Bahn leiten."

„Ich wünsche die Heirath aus vielen Gründen", sagte Podiebrad, „doch das genügt mir nicht für Käthchen's tiefes Gemüth. Wenn ich sie den Armen eines Gemahls übergeben muß, so sei es einer, der sie beglückt, und der in ihr mehr sieht als eine Sprosse zur Macht."

Johanna's ruhiger, beinahe kalter Gesichtsausdruck verrieth, daß sie den kleinlichen Bedenken ihres Gemahls wenig Werth beilegte. Sie selbst hatte stets nur nach Einfluß gestrebt, ihren Töchtern konnte sie in deren Interesse nichts Anderes wünschen, obgleich sie Katharina, die für ihre Intriguen keinen Sinn, ja, die überhaupt keinen Ehrgeiz besaß, schon lange als ein tief unter ihr stehendes Wesen betrachtete.

„Georg, muß ich dich wieder erinnern, daß ein Mann, der seine Hand nach einer Königskrone ausstreckt, nicht sein Herz zu Rathe ziehen sollte? Macht befriedigt mehr als die flüchtige Essenz, die man Liebe nennt ...."

In diesem Augenblick wurden die Gatten durch die Meldung von der Ankunft Sr. Hochwürden des Erzbischofs Rokyczana in ihrem Gespräch unterbrochen.

„Laßt Se. Eminenz hier eintreten!" befahl der Statthalter. „Rokyczana hat mit Rosenberg gesprochen", wandte er sich dann zu Johanna, „er bringt mir wahrscheinlich Nachrichten, wie es um Leuchtenberg steht, und was er von Friedrich's Umtrieben erfuhr."

Johanna nickte beifällig, und gleich darauf trat der Priester des Kelches ein.

Rokyczana war ein Weltmann und Gelehrter zugleich; ebenso wie die hohen Prälaten der katholischen Kirche, vernachlässigte er in keiner Weise sein Aeußeres, und wo er für sich einzunehmen wünschte, stand ihm ebenso sehr die Gewandtheit des echten Hofmanns, als überzeugende Schärfe und gewinnende Beredsamkeit zu Gebote. Freundschaft, aber mehr noch Gleichheit der Interessen knüpfte ihn an Georg von Podiebrad. Durch seinen Einfluß über die hussitische Partei wollte er denselben zur höchsten Stufe befördern, um dann durch ihn seinem eigenen Ziel näher rücken und seinen Rachedurst gegen den Papst befriedigen zu können, der ihm bisjetzt die Bestätigung und Weihe als Erzbischof von Prag verweigert hatte.

„Nun, hochwürdiger Herr, erfuhrt Ihr etwas Näheres, ob Kaiser Friedrich bei der bevorstehenden Königswahl als Kronprätendent seine Rechte geltend machen wird?" fragte Podiebrad nach den ersten Worten der Begrüßung. „Eure Ankunft läßt mich vermuthen, daß Ihr schon mit Herrn von Rosenberg deshalb gesprochen habt."

„So ist es; der Baron kehrte gestern Abend von Wien zurück. Obgleich Kasimir von Polen, als Schwager des verstorbenen Königs, ein weit näheres Recht auf die böh-

mische Krone besitzt, so braucht Ihr ihn doch weniger zu fürchten als den zaudernden Kaiser, der bei seinen chemischen Experimenten und Destillirkolben Zeit hat Ränke zu schmieden, die andere in Ausführung bringen müssen ...."

„Was habt Ihr mir mitzutheilen?" unterbrach ihn Podiebrad in lebhafter Ungeduld.

„Daß Friedrich mit den meisten Städten in Schlesien, Mähren und der Lausitz ein enges Bündniß schloß, wonach diese sich verpflichteten, es möchte gewählt werden, wer da wolle, Euch unter allen Umständen Stimme und Huldigung zu versagen!"

„Der Schleichhändler!" rief Georg mit dem Fuße stampfend. „Das ist dafür, daß ich dem Willen König Ladislaw's solange er lebte Trotz bot, um den Krieg zwischen ihm und dem Kaiser zu verhindern ...."

Der Bischof zuckte die Achseln, und Johanna, die mit Aufmerksamkeit zuhörte, fiel ihm ins Wort: „Hochwürdiger Herr, ich wiederholte es oft, daß Verdienste um diesen Kaiser erworben einem zinsenlosen Kapital gleichkommen. Bei Gott, Georg, du thätest ebenso gut es in die Keller deiner Burgfeste zu vergraben, als an diesen gekrönten Wucherer zu vergeuden!"

„Vertraut hab' ich ihm nie, aber dieser schändlichen Undankbarkeit hätt' ich ihn für unfähig gehalten!" antwortete der Statthalter aufgebracht.

„Wißt Ihr, wer an der Spitze jenes Bündnisses steht?" fuhr der Erzbischof fort. „Herr Hinko von Leuchtenberg und Pettau! Er hat sich mit Schwert und Leben verbürgt, daß Ihr nicht König von Böhmen werden sollt! Ich entgegnete Herrn von Rosenberg in aller Ruhe, daß es mir um die schöne Burg Czornstein leid wäre, die festeste des Herrn Hinko, die er nun die längste Zeit besessen habe!"

„Ja, dazu spreche ich Amen, so wahr ich ein Christ und ein Edelmann bin! Laßt mich nur erst die Krone auf dem Haupte haben, so will ich diese katholische Clique, Sternberg, Tollenstein und Genossen, mit Feuer und Schwert überziehen, solange noch einer unter ihnen Kraft hat sich zu regen!“

„Sind gar keine Aussichten die katholische Partei durch Versprechungen zu gewinnen?“ warf Johanna hin. „Ohne ihren Beistand ist es ein gewagtes Spiel, und leere Worte verhallen schnell, ohne Euch später zu binden.“

„Einzelne Landherren wohl, doch nicht alle“, versetzte Rokyczana. „Sie würden immer Bedingungen stellen und Zugeständnisse verlangen, deren selbst nur momentane Bewilligung die Hussiten beleidigen müßte. Seid unbesorgt, gnädige Frau! Nicht umsonst sind wir bis hierher gekommen — nicht umsonst schläft Ladislaw Posthumus bei seinen Vätern. Wir werden zum Ziele gelangen; wehe dem, der wagen wollte uns aufzuhalten; denn ein Menschenleben im Vergleich zu dem Glaubenseifer eines unter dem Druck der Tyrannei schmachtenden Volks bietet kein größeres Hinderniß als ein Sandkorn dem darüber wegrollenden Rade ....“

„Auf die Hussiten können wir doch durchgängig rechnen?“ fragte Podiebrad.

„In allen Kirchen wird für Eure Erhebung wie für das Heil der Gläubigen gebetet. Sie stehen alle für einen Mann, und wenn es sein muß, werden sie sich unter Georg von Podiebrad ebenso mächtig und siegreich erheben wie unter Ziska von Trocnow. Sie werden zeigen, daß sie noch dieselben sind, die von Coranda und Ambrosius, den würdigen Verfechtern des Glaubens, einst für den Kelch begeistert, auszogen, um Schrecken und Verzweiflung über die Welt zu verbreiten!“ rief der fanatische Priester, dem das Glück von

Tausenden und der Friede des Landes weniger am Herzen lagen als seine eigenen ehrsüchtigen und blutdürstigen Plane.

„Gut!“ erwiderte Podiebrad, „wenn sie fest gesinnt sind, so hoffe ich mit ihnen allein allen Feinden, mögen sie von außen oder innen drohen, Trotz zu bieten.“

„Ich habe Euch noch eine Nachricht mitzutheilen“, sagte Rokyczana nach kurzer Pause. „In Ungarn kämpft List und Verschlagenheit gegen Gewalt, aber wenn mich nicht alles trügt, so wird die Gewalt mit der Tatze des Löwen in die Garne greifen und sie zerreißen.“

„Ihr versteht unter dem Löwen den Ritter Szilágyi?“ bemerkte Johanna, ihrem Gemahl einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend. „Erzählt hochwürdiger Prälat, welche Fortschritte hat seine Angelegenheit oder vielmehr die des Grafen von Hunyady gemacht?“

„Von Fortschritten kann bisjetzt noch nicht viel die Rede sein, es gibt dort viele, die Fortschritte zu machen denken“, antwortete Rokyczana. „Mehrere Prälaten und Barone, die der König während seiner Abwesenheit zu Reichsver-wesern ernannte, haben einen Landtag auf dem Rákosfelde ausgeschrieben, um über die neue Königswahl zu berathen. Da macht mancher von nah und fern seine Ansprüche gel-tend; Szilágyi hingegen thut nichts als Truppen werben, mit denen er wahrscheinlich als uneigennütziger Patriot die Wahlfreiheit aufrecht erhalten wird“, setzte der Priester spöt-tisch hinzu.

„Er ist auch bei mir um die Bewilligung eingekommen in Böhmen, Mähren und Schlesien Kriegsvolk auszuheben. Ich sagte ihm diese gern zu, da mir Szilágyi's Zweck nicht unbekannt und sein Sieg auch ein Fortschritt zum meinigen ist: denn er fußt in Ungarn auf kein anderes Recht als ich in Böhmen!“

„Ich kenne den Ritter nicht“, entgegnete der Bischof, „und möchte wol wissen, ob er in seinem eigenen Interesse oder in dem seines Neffen handelt.“

„In Bezug auf Erlangung der Königskrone gewiß in seinem eigenen; das ist auch ziemlich einerlei, wenn sie nur in der Hunyady'schen Familie bleibt. Die Gefangenschaft des jungen Grafen war für mich eine günstige Fügung; der Zufall machte mich zu seinem Wohlthäter, und an eigenen Schritten soll es nicht fehlen mich noch durch ein engeres Band seiner für immer zu versichern .... Wißt, Bischof, ein Schutz- und Trutzbündniß mit dieser Partei scheint mir von entschiedener Wichtigkeit!“

„Vertraut nicht zu viel auf den jungen Grafen!“ meinte kopfschüttelnd der Priester, der eine instinctartige Abneigung gegen denselben empfand, die Matthias in gleicher Weise erwiderte. Beide Männer, an Geistesschärfe und Menschenkenntniß sich ebenbürtig, durchschauten sich gegenseitig vielleicht richtiger, als einer es dem andern zutrauen mochte. So geschmeidig aber auch jeder von ihnen an sich war, so schroff und unlenksam standen sie sich stets Aug' in Aug' gegenüber.

„Warum nicht?“ fragte Podiebrad. „Die Politik macht mir seine Freundschaft zur Pflicht, aber wäre dies auch nicht der Fall, ich würde ihn nicht minder wie einen Verwandten lieben. Glaubt mir, in ihm steckt ein kühner, gewaltiger Geist, der noch die Staatskunst manches Graubartes über den Haufen werfen, manchem auf sein uraltes Erbrecht fußenden Fürsten eine harte Nuß zu knacken geben kann ...“

„Daran zweifle ich keinen Augenblick, aber ich wiederhole, daß er Euch nicht viel nutzen wird! Er schwimmt nicht gegen den Strom, auch nicht aus Liebe zu Euch, und wenn Ihr sein leiblicher Vater wäret. Er kann König werden und vielleicht Länder unterjochen; er kann ungeachtet

der eingedrängten Gewalt und dunkeln Herkunft Ansehen unter Europas Fürsten erringen; aber solange Ihr den Kelch vertheidigt, solange Ihr den Muth habt für den heiligen Glauben Eurer Väter, für ihre zu Basel erstrittenen Privilegien der ganzen Sippschaft zu Rom die Stirn zu bieten, mit kraftvoller Hand an dem morschen Gebäude ihrer eingebildeten aber uralten Rechte zu rütteln und einer Welt in Waffen, die sie wider Euch aussendet, zu trotzen, so lange würde er Euch verleugnen, Euch im Stiche lassen, und wenn es in seiner Hand läge mit Einem Schwertschlag Schande und Untergang von Euch abzuwehren."

Podiebrad, der, so groß er auch in der Geschichte dasteht, dennoch stets in seinem Leben mehr dem Impuls der Leidenschaften als dem ruhig prüfenden Verstande folgte, widersprach in Vertheidigung des Grafen lebhaft dem Priester. Johanna hingegen, in deren Charakter manches mit den Ansichten des Bischofs harmonirte, schwieg, indem sie demselben einen Blick der Beistimmung zuwarf.

Während die drei Personen das Gespräch noch eine Weile fortsetzten, kehrte der junge Graf von Bisztritz in Begleitung einiger Ritter von der Jagd zurück. Am Thor der Altstadt stieß er auf Herrn Hyneck von Liechtenstein.

„Gott zum Gruß!" rief ihm der Ritter zu, den er letzten Winter in Ofen gesehen, und der damals, soviel es sich mit seiner Ergebenheit für König Ladislaw vertrug, seine Schwester Sarolta ausgezeichnet hatte. „Als wir das letzte mal auf der Maskerade in der Königsburg zusammentrafen, ahnte wol keiner, daß wir uns zunächst hier wieder begegnen würden!"

Hunyady schüttelte die dargereichte Hand des Ritters. „Und unter den gegenwärtigen Verhältnissen!" fügte er hinzu.

„Wie ist es Euch gegangen? Nach Eurer Abreise nahmen die Angelegenheiten in Ofen eine schnelle Wendung ....“

„Mir ist es gut gegangen, ich lebte den ganzen Sommer auf meiner Burg; es gab eine Zeit, wo es wenig erquicklich war sich in die öffentlichen Händel zu mischen.“

„Für den jedenfalls, der ihnen fern genug stand, um sich mit Ehren zurückziehen zu können“, versetzte Hunyady. „Aber wie? jetzt werdet Ihr Euch um so eifriger in den Parteikampf stürzen, denn an Kämpfen wird es weder in Ungarn und in Oesterreich noch in Böhmen fehlen.“

„Gewiß nicht! König Ladislaw liegt in seinem Grabe, indeß sein Purpur zerrissen und über seine Kronen das Los geworfen wird .... Es stehen uns heiße Tage bevor“, fuhr der Ritter in verändertem Ton fort, „denn die, welche am wenigsten Ansprüche haben, pflegen bei solchen Gelegenheiten ihr Haupt am kühnsten zu erheben! Wie man allgemein vernimmt, vereinigen sich hier die Sektirer, um gegen die Katholiken Partei zu machen. Ihr Priester wird für seine Sache Hölle und Teufel in Bewegung setzen, und es ist kein Zweifel, daß ihre Wahl auf Georg von Kunstat fällt.“

„Es unterliegt wol überhaupt keinem Zweifel, daß, wenn alle zusammenhalten, sie auch mit ihren Absichten durchdringen. Ich kenne die hiesigen Verhältnisse wenig, aber die hussitische Partei ist jedenfalls die stärkere.“

Der Ritter zuckte die Achseln. „Werdet Ihr Euch noch lange in Prag aufhalten?“ fragte er nach einer Pause. „Auch Ungarn braucht einen König, und Matthias Corvinus wird doch die Welt nicht glauben machen wollen, daß er unthätig zusieht, wenn über das Geschick seines Vaterlandes entschieden wird?“

„Ich bin in diesem Augenblick nicht frei“, antwortete

Hunyady, ohne die Gefühle, die sein Inneres bewegten, ahnen zu lassen. „Sobald die Angelegenheit wegen meiner Auslösung beseitigt ist, kehre ich in meine Heimat zurück.“

„Ihr seid doch kein Gefangener in Prag?“

„Nein; höchstens ein Gefangener der Ehre und Dankbarkeit, welche mich hier zurückhält. Ihre Anforderungen sind aber derart, daß sie mit meinen Neigungen übereinstimmen“, erwiderte der Graf, dem forschenden Blick des Ritters mit Ruhe begegnend. „Georg von Podiebrad ist ein edler Mann, und mein hiesiger Aufenthalt mit seiner Freundschaft nicht zu theuer bezahlt ....“

Liechtenstein lachte. „Hunyady, ich müßte Euch nicht kennen, oder Ihr habt für einen sichern Stellvertreter in Ungarn gesorgt! .... Nicht zu theuer erkauft!“ setzte er dann abbrechend hinzu. „Mit seiner Freundschaft nicht .... Ha! aber mit sechzigtausend Goldgulden, wie sich die Leute erzählen! Hm, der Statthalter ist ein guter Rechenmeister, er sorgte dafür, daß auch ihm die Rolle des Wohlthäters nicht zu theuer zu stehen kommt.“

„Podiebrad handelt nur nach Brauch und Sitte“, entgegnete der Graf. „Er that, was jeder Edelmann an seiner Stelle thun würde. Die Forderung der Summe war sein Recht, die Größe derselben beruht auf Ansichten und findet durch die Verlegenheit, in die der Statthalter unter den jetzigen Umständen gerathen ist, ihre volle Rechtfertigung; die Freundschaft hingegen, die mir das Gefängniß in einen Aufenthalt des Behagens verwandelt, ist sein freies Eigenthum, welches bei dem Vertrag nicht mit einbedungen war und ihm keine Vortheile einträgt.“

„Still, Graf! das ist ein gewagtes Wort .... Wenn Ihr mit den weitaussehenden Planen dieses Mannes bekannt wäret wie ich, Ihr würdet Euer Urtheil behutsamer spre-

chen .... Hm, wie gefällt Euch seine älteste Tochter Katharina? Ein weißes Röschen, matt und schüchtern; sie scheint nicht viel vom Mutterwitz geerbt zu haben." Herr von Liechtenstein lachte.

„Ich urtheile nicht über das, was mir verborgen blieb", sagte Matthias, die letzte Bemerkung des Barons ganz außer Acht lassend, „sondern über das, was ich durchschaute: Podiebrad's Plane sind mir freilich unbekannt, aber sein Charakter liegt vor mir wie ein Buch, in dem ich zuvor manche Stunde blätterte, ehe ich ihm einen bestimmten, seinem Werth gemäßen Platz in dem Schreine meines Herzens anwies."

„Habt Ihr dabei auch die Stärke Eurer Partei, Euern Einfluß auf die Landesangelegenheiten, ja sogar Eure nicht ganz unmögliche Erhebung auf den ungarischen Königsthron mit in Anschlag gebracht? Die Nothwendigkeit für ihn berechnet, bei all seinen Machinationen einen kräftigen Bundesgenossen, eine mächtige Stütze nach außen zu haben?" fragte der Ritter. „Ueberlegt den Fall, wo es Sr. Heiligkeit zu Rom einfallen könnte durch Bannstrahlen gegen ketzerische Kronprätendenten zu kämpfen, und Ihr kommt vielleicht zu einem andern Schluß!"

„Herr von Liechtenstein, wo bei mir Freundschaft anfängt, hört die Berechnung überhaupt auf", versetzte Hunyady mit Stolz. „Da Ihr aber Werth darauf zu legen scheint, so erlaubt mir Euch auf einen Fehler aufmerksam zu machen: Ihr vergaßt nämlich des offenen und freimüthigen Tadels über Ladislaw Hunyady's Hinrichtung, durch welchen der Statthalter von Böhmen sich der Rache seines Oberlehnsherrn bloßstellte, und seiner edelmüthigen Vertheidigung, als man unter des besagten Grafen Papieren mehrere seiner Briefe vorfand, worin er den Mord des Cilly nicht blos billigte,

sondern belobte. Da zu jener Zeit weder eine böhmische noch eine ungarische Krone für gute Rechenkünstler in Aussicht stand, und der eine Graf von Bisztritz seine Laufbahn auf dem Blutgerüst beschloß, der andere als Staatsgefangener auf dem Stephansthurm saß, so weiß ich nicht recht, unter welche Rubrik Ihr jene Thatsache bringen wollt .... Sie paßt nach meiner Meinung weder für verzinste Wohlthaten noch für bezahlte Freundschaftsdienste!" setzte Matthias in edelm Unwillen hinzu, der hier trotz aller Klugheit dennoch der Stimme der Dankbarkeit ihr unbestrittenes Vorrecht einräumte.

Nach den gesprochenen Worten verneigte er sich kalt und sprengte die Straße zum Podiebrad'schen Schlosse hinauf.

Neunzehntes Kapitel.

Als Graf Matthias um die Schloßmauer bog, sah er die Gartenthür nur angelehnt. Er sprang ab und übergab dem Knappen sein Roß, um seinen Weg durch den Garten zu Fuß fortzusetzen. „Wenn es mir die Ehre nicht verböte, so könnte ich dem Statthalter keinen bessern Dienst erweisen, als ihn vor dem falschen Baron warnen", murmelte er leise, indem er die hohe Baumallee entlang ging.

In demselben Augenblick hörte er ein fröhliches, glockenreines Gelächter, und gleich darauf stürzte Ludmilla aus einem Seitengang vollen Laufes auf ihn zu.

Sie umklammerte ihn mit ihren Armen, während sie noch ganz außer Athem rief: „Ach, das ist köstlich, das

ist wunderschön, daß ich dich hier finde, Herr Ritter! Nicht wahr, du hast dein Roß in der Nähe? Ich sah dich ausreiten und habe eine ganze Stunde in der Halle gesessen und auf deine Heimkehr gewartet. Doch du kamst immer nicht, und da mußte ich in den Garten hinabgehen. .... Aber nun!" fuhr sie aufjauchzend fort, „nun darf ich doch reiten? Herr Ritter, du hast es mir gestern und alle Tage versprochen!"

„Wie kommst du allein in den Garten?" fragte der Graf. „Deine Stirn ist ganz heiß! Du springst hier umher wie eine flüchtige Gazelle! .... Was meinst du wol, Ludmilla, wenn ich dich für ein kleines Reh gehalten und meinen Bogen auf dich losgedrückt hätte?"

„Das wäre sehr schade gewesen, denn dann hätte ich nicht auf deinem schönen Rappen reiten können!" antwortete sie lachend.

Matthias hob sie scherzend in die Höhe und drehte sich im Kreise mit ihr herum.

„Du wirst so lange zögern, bis Käthchen mich einholt, und dann weiß ich schon was geschieht! .... Ich muß mit ihr gehen und komme nicht zu dem herrlichen Rappen!"

„Ist Käthchen auch im Garten?"

„Ja wohl! ich bin ihr fortgelaufen; ich sagte ihr, wenn sie könnte, sollte sie mich haschen, aber ich weiß, sie thut es nicht, und das ist doch gerade das schönste Vergnügen! Meinst du nicht auch?"

„So laß uns zu ihr gehen!" versetzte Matthias, die gerötheten Wangen des hübschen Kindes klopfend. „Ich will ihr ihren Wildfang zurückbringen."

„Ach, wozu? Wenn sie dich sieht, geht sie doch fort ...."

„Du bist ein närrisches Kind! Warum sollte sie fort-

gehen, wenn sie mich sieht? Bin ich denn so schrecklich anzusehen? Ich dächte, du liefst niemals vor mir ...."

„Ja, ich — aber Käthchen!"

„Nun? ...."

„Ich will es dir nur erzählen, wenn du mich dafür auf dem Rappen reiten läßt: Victorin meint, Käthchen ist dir gut, und darum geht sie weg, wenn du kommst .... Ich hörte es wohl, als er es sagte ...."

Matthias sah sie an. Er mußte unwillkürlich über die wichtige und geheimnißvolle Miene der kleinen Schwätzerin lachen.

„Warum lachst du, Herr Ritter?" fragte sie empfindlich.

„Ludmilla, ich denke, wenn man jemand gut ist, so bleibt man bei ihm! Wie? Du bist mir doch sehr gut, das weiß ich, warum gehst du denn nicht weg, wenn ich komme?"

Die Kleine machte ein ernsthaftes Gesicht, sie überlegte ganz gedankenvoll, denn ihr kleiner Kopf stieß da unerwartet auf einen unlösbaren Widerspruch.

„Siehst du, daß du ein kleines, dummes Mädchen bist und nicht verstehst, was du schwatzest!"

„Ich bin nicht klein, Herr Ritter!" rief sie gereizt. „Wenn du es mir aber nicht glauben willst, so frage Victorin, er kann es dir noch besser sagen, und der ist dir doch wol groß genug, denn er trägt ein Schwert wie du und hat auf seinem Baret eine ebenso lange Feder wie die deinige."

„Victorin ist auch noch ein Knabe."

„Aber der böse Erzbischof, den ich gar nicht gut leiden kann ...."

„Weil er die kleinen Mädchen so gern küßt, nicht wahr?" fiel ihr Matthias neckend ins Wort.

„Nun ja, ich küsse ihn nicht gern ....“

„Aber mich küßt du gern?“

„Nein, ich küsse dich auch nicht gern, und nun erst recht nicht, weil du mich nicht auf dem schönen Pferde reiten läßt.“

„Aber ich sehe doch nicht so böse und finster aus wie der Erzbischof?“

„Nein, das nicht! Aber siehst du, Herr Ritter, der Erzbischof sagt, daß Victorin einmal ein kühner Kämpfer für den frommen Huß werden wird, den die bösen Männer in Kostnitz verbrannten. Da muß es doch wol wahr sein, daß Victorin nicht mehr so klein ist.“

„Aber du darfst nicht alles wiedersagen, was Victorin erzählt.“

„Warum nicht? er hat es mir nicht verboten .... Glaube nur, Käthchen wird sehr weinen, wenn du von uns gehst; ich werde auch weinen, und als ich das Victorin sagte, da lachte er und meinte, es wäre am besten, wenn du Käthchen mitnähmst! Das ist aber nicht wahr; du sollst lieber mit deinem schönen Rappen für immer bei uns bleiben, dann braucht Käthchen nicht zu weinen und niemand ....“

„Kind, es wird niemand weinen, außer vielleicht so eine kleine, geschwätzige Elster wie du; und wenn ich dir nur meinen Rappen hier lasse, dann bist du auch zufrieden und denkst nicht mehr an mich!“

„Nein, nein, gewiß nicht! Ich werde doch an dich denken! .... Sieh, dort kommt Käthchen!“ Sie riß sich los und sprang ihrer Schwester entgegen.

Des Grafen dunkles Auge ruhte einen Moment forschend auf dem Antlitz des jungen Mädchens. Er hatte sie nie zuvor mit dieser Aufmerksamkeit, ja vielleicht mit dieser Theilnahme betrachtet. In dem schüchternen Erröthen, welches ihre Wange bei seinem Anblick wie Purpur übergoß, glaubte

er fast gegen seinen Wunsch eine Bestätigung von Ludmilla's geschwätzigen Worten zu lesen. Er war übrigens selbst nicht ganz frei von Verlegenheit, als er ihr grüßend nahte.

„Ihr habt Ludmilla gewiß schon gesucht?“ fragte er, um das Gespräch auf einen so gleichgültigen Gegenstand als möglich zu lenken. „Das Ziel ihrer Wünsche ist für diesen Augenblick auf meinem Rappen zu reiten, dies verfolgt sie aber auch mit einer solchen Beharrlichkeit, daß ich ihr diesmal schon werde willfahren müssen. Wenn Ihr es erlaubt, edles Fräulein, will ich Euch ins Schloß zurückbegleiten, und nicht wahr, Ludmilla, dann geht's zum Stalle des Rappen?“

Die Kleine, die in ihrer Freude seine Hand ergriff, drückte so herzlich ihre Lippen darauf und war in ihrer Zärtlichkeit so stürmisch, daß der Graf sich derselben kaum erwehren konnte. Katharina hingegen ging ernst und befangen an seiner Seite, sie sah aus, als hätte sie ihm die Erlaubniß gern verweigert, wenn es der Anstand nur gestattete. Doch Hunyady, dem dies nicht entging, nahm sich vor, heute einmal einen Blick in dieses verschlossene Herz zu thun. Bisher hatte er nur hin und wieder, wo es unvermeidlich war, einige flüchtige Worte mit ihr gewechselt, sich aber nie in eine längere Unterhaltung eingelassen. Theils beschäftigten sich seine Gedanken noch zu sehr mit Helenen, um ein anderes Weib seiner Aufmerksamkeit zu würdigen; theils schreckten ihn die listigen, ihm keineswegs verborgen gebliebenen Plane ihrer Mutter, und obgleich er bemerken mußte, daß Katharina nie auf dieselben einging, ja sie kaum zu verstehen schien, so übertrug sich dennoch sein Mistrauen gegen die Mutter unwillkürlich auf die Tochter. Die arme Katharina, die, viel zu befangen in ihren eigenen Gefühlen, in der That keine Ahnung der um sie in Bewegung gesetz-

ten Triebfedern hatte, fühlte jede Zurücksetzung des Grafen bitter und schmerzlich, jede Vernachlässigung drückte sich ihrem verwundeten Herzen tiefer ein und trug dazu bei die unerwiderte, sie nur demüthigende Neigung scheu in ihr Inneres zu verschließen.

Auch jetzt, da sie ihm nicht mehr ausweichen konnte, war sie auf nichts weiter als einige flüchtige Bemerkungen von seiner Seite gefaßt, sie antwortete daher so kurz als möglich, ihr Stolz verbot, die Unterhaltung auch nur einen Moment länger auszudehnen, als es in seiner Absicht liegen mochte.

Hunyady, der die qualvolle Pein, die leicht verletzbaren Gefühle unerwiderter Liebe nicht kannte, war fast geneigt das kalte Insichzurückziehen des jungen Mädchens für Unhöflichkeit zu halten. Es kostete ihm Mühe die Eisrinde, welche sich unter seiner bisherigen Gleichgültigkeit immer fester um ihr verwundetes Gemüth gelegt, auf einmal zu brechen, dennoch konnte es Matthias bei seiner glänzenden Persönlichkeit einem liebenden Mädchen gegenüber nicht fehlen, ihren Widerstand endlich zu ermatten. Theils durch Fragen, theils durch Darlegung seiner eigenen Anschauungen, wußte er sie allmählich vertrauensvoller zu machen. Noch ehe sie es recht inne ward, hatte er sie in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, und einmal in ihrer scheuen Zurückhaltung besiegt, flossen nun die Worte mit einem Feuer und einer Beredsamkeit von ihren Lippen, welche den Grafen in Erstaunen setzten. Wir erwähnten schon, daß sie von Natur leicht empfänglich und schnell erregbar war, daß sie eine frühe Reife des Verstandes und Herzens mit jenen schwärmerischen Gefühlen in sich vereinte, die oft mit dem Keim eines unheilbaren Uebels und der dunkeln Ahnung eines frühzeitigen Todes Hand in Hand gehen, als ob die Bande zwischen Körper und Seele schon

gelockert wären, diese sich schon jetzt freier und selbständiger fühlte, und der Blick auf ihre ewige, lichtvolle Heimat, zu der sie sich bald aus dem Dunkel der Erdennacht emporringen sollte, ihren Gedanken einen höhern Schwung, eine tiefere Bedeutung verliehe!

Während der Unterhaltung rötheten sich Katharina's Wangen, ihr Athem wurde schneller, ihr Auge strahlender! Der Graf sah sie an, und in dem kurzen Moment, wo sie ihren Blick zu dem seinigen erhob, lag ihr Herz offen und ohne Hehl vor ihm da. Hätte ihre Mutter sie so gesehen, sie würde der Kraft der Liebe dennoch mehr zugetraut haben als allen listigen Berechnungen, aller kalten, engherzigen und für edle Naturen so verächtlichen Koketterie!

Hunyady hörte ihr mit einem Gefühl zu, das vielleicht noch stärker und inniger als bloße Ueberraschung war. Wiederholentlich fragte er sich, warum er nicht früher die Liebenswürdigkeit dieses Herzens und den mit so vielen Reizen ausgestatteten Geist erkannt hatte? Waren es Ludmilla's Worte? war es Eitelkeit und Selbstliebe, welche auf einmal seine Sinne für ihre Zauber weckten? .... Er fühlte sich ergriffen von dem Erguß dieses edeln, für die rauhe Wirklichkeit und für das Leben mit seinen nüchternen Anforderungen fast zu schwärmerischen Gefühls! Es wurde ihm warm in ihrer Nähe, aber es war nicht die Wärme der Liebe — eine Empfindung fast wie Mitleid bemächtigte sich seiner, ohne daß er selbst den Grund derselben kannte.

Von diesem Tag an traten sich beide näher; Katharina erblühte unter dem neuen Glück wie das Schneeglöckchen unter dem ersten warmen Strahl der Märzsonne, und Matthias freute sich über die Freude, welche er ihr durch diese oder jene Aufmerksamkeit bereiten konnte. Nach den erhaltenen Andeutungen beging er hiermit vielleicht ein Unrecht, ob-

gleich auf das Geplauder eines Kindes wenig zu geben war. Doch welcher Mann würde anders gehandelt, welcher dem Reiz, sich von einem sechzehnjährigen, schönen Mädchen geliebt zu wissen, widerstanden haben? Er war für jetzt noch gezwungen in ihrer Nähe zu leben: sollte er fortfahren dieses zartfühlende Gemüth durch gleichgültige Zurücksetzung zu verwunden und ihre Aeltern, denen er vielfachen Dank schuldig war, damit zu kränken? Hunyady dachte nicht daran ernste Hoffnungen in ihr zu erwecken, ihr Umgang hatte Helenens theueres Andenken, das hoch erhaben über ihr stand, noch keinen Augenblick aus seiner Seele verdrängt, dennoch blieb ihre Gesellschaft nicht ohne Reiz für ihn; während er sich einbildete aus Rücksicht für sie irgendeine Aufmerksamkeit, einen Gruß, ein freundliches Wort an sie zu richten, suchte er ihre Nähe bereits aus eigenem Verlangen; indem er nur zu geben glaubte, vergaß er, daß er selbst und zwar gern empfing; er sah sich öfter als er es wollte an ihrer Seite, fühlte sich warm und belebt bei ihren Gesprächen und machte sich oft im geheimen Vorwürfe, wenn er liebevoller gegen sie war, als es sich eigentlich mit seinen Absichten vertrug.

Podiebrad, der nach der Unterhaltung mit seiner Gemahlin den Grafen aufmerksamer beobachtete, erstaunte über sich selbst, wie er ihren Worten hatte Glauben schenken und Hunyady's Neigung zu seiner Tochter in Zweifel stellen können. Der besorgte Vater fühlte sich ungemein zufrieden, seine eigenen politischen Plane, die nicht übersehen werden durften, mit dem Glück seines geliebten Kindes Hand in Hand gehen zu sehen.

So entschwanden einige Wochen, bis ein unbedeutender Zufall Katharinen unerwartet über Hunyady's Gefühle aufklärte und ihn zugleich inne werden ließ, daß er zu weit gegangen war.

Der junge Graf saß eines Morgens in Gesellschaft der Burgfrau in der Halle, als Katharina hereintrat. Sie hatte eine kleine, zwergartige Aster in der Hand, welche sie ihrer Mutter überreichte.

„Du bringst deine Gabe mit einer Miene, als machte es dir Kummer dich von ihr zu trennen", bemerkte scherzhaft Johanna, die in das gedankenvolle Antlitz ihrer Tochter schaute.

„Das nicht, aber es ist die letzte Blume dieses Jahres, die einzige, welche ich in dem ganzen Garten fand."

„Nun, und das macht dich traurig?" fragte jene.

„Nicht traurig, doch es erinnert mich, daß, sowie die Blume ihre Zeit, so der Mensch sein Glück überleben kann", versetzte das junge Mädchen, dem es eigen war oft den gewöhnlichsten Erscheinungen eine sinnvolle Deutung unterzulegen .... „Die Blume vergeht dann, aber der Mensch lebt weiter, um das Verlorene zu betrauern!" fügte sie mit einer so tiefen, innern Bewegung hinzu, daß man unwillkürlich fühlte, sie dachte an sich selbst, und der Blick, welchen sie dabei unbewußt auf den Grafen richtete, blieb für diesen nicht ohne Eindruck. Er erschrak, indem er plötzlich erkannte, daß das Glück dieses Mädchens in seiner Hand lag.

„Du bist ein närrisches Kind!" meinte die Burgherrin, die kein Verständniß dafür hatte, was in der Seele ihrer Tochter vorging, und welche Deutung diese ihren Worten gab. „Da, nimm deine häßliche Blume und setze sie in einen Wasserkrug, damit du dich des Spätlings noch recht lange erfreuen oder sein flüchtiges Glück, wie du es nennst, beklagen kannst ... Graf von Bisztritz, ist es nicht ein thörichtes Mädchen, auf der Schwelle von Fortuna's Tempel an verlorenes Glück zu denken? Kind, mögen die Blumen

immerhin welken, freue du dich deines Lebens! Ueberlaß es andern für dein Glück zu sorgen, glaube mir, sie verstehen sich besser darauf als du.“

Gott weiß, welche Ideenverbindung Hunyady plötzlich an Helenen erinnerte! Er dachte mit Wehmuth ihres einstigen Glücks, ihres Schmerzes, ihrer Verlassenheit und Trauer — er fragte sich, wo sie jetzt weilen und in welcher Lage sie sich befinden mochte. In dieser Stimmung, mehr sie als seine Umgebung ins Auge fassend, sagte er, gedankenvoll den Blick zu Katharinen erhoben, die eben an ihm vorüberging, um den Auftrag ihrer Mutter auszuführen:

„Schon mancher stand an der Schwelle jenes Tempels, und während er den Fuß hob, um einzutreten, wurde er grausam zurückgestoßen. Sein Herz brach, dennoch lebte er weiter, um das entflohene Glück zu beklagen!“

Diese Worte gingen für Katharina nicht verloren, sie sah Hunyady an und ließ dann ihr Haupt sinken. Unbekannt mit seinen Gefühlen schrieb sie seinen Worten eine sie betreffende Absicht zu; unabweislich und zugleich mit tiefer Beschämung, mit unnennbar bitterm Weh empfand sie die Täuschung, der sie sich hingegeben, und alle Qualen, die seine frühere Kälte sie erdulden ließ, erfüllten stärker als jemals ihr Herz. Die Blume zerknickte unter ihren zusammengepreßten Fingern, und der Graf, welcher den Eindruck seiner Worte nicht ahnte, sah sie erbleichen und zittern. Sie hob den Fuß, um das Zimmer zu verlassen, doch ihre Anstrengung war vergebens, sie schwankte, und ehe es jemand verhindern konnte, schlug sie lautlos auf den Fußboden hin. Johanna fuhr mit einem schwachen Schrei empor; bevor sie ihr jedoch Hülfe leisten konnte, hatte der Graf Katharina aufgehoben und sie den Armen ihrer Mutter übergeben.

In diesem Augenblick ließen sich klirrende Schritte draußen hören, und Podiebrad trat ein. Sein unruhiger Blick schweifte durchs Zimmer und blieb bei Katharina's Zustand fragend auf Johanna und Hunyady haften. Dann ging er auf seine Tochter zu, die noch in marmorner Unbeweglichkeit dalag. Sein Gesicht drückte tiefen Kummer aus, während er sich über sie neigte, ihre Athemzüge aufmerksam belauschte und ihr dabei die blonden Haare aus der Stirn strich.

„Mein Kind, mein theueres Kind!" rief der Statthalter mit gedämpfter Stimme. „Mein Gott! was ist dir begegnet? Du sahst heute früh so heiter und wohl aus!"

Katharina schlug die Augen auf; als sie ihren Vater erblickte, wollte sie lächeln, aber große Thränen rollten dabei langsam über ihre Wangen. Sie preßte die Hand auf die Brust, ein nervöser Krampf schüttelte ihre Glieder und schien ihr den Athem zu rauben. Auf seine wiederholten Fragen barg sie ihr weinendes Antlitz an seiner Brust; die väterliche Zärtlichkeit erleichterte ihr das Herz.

Hunyady hatte das Gemach verlassen, und Johanna wußte ihrem Gemahl keine Auskunft zu geben. „Es wird ihr altes Uebel sein", flüsterte sie, besorgt die Achseln zuckend.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß Katharina ihr Zimmer verlassen durfte. Wenn auch keine augenblickliche Gefahr mit ihrem Zustande verbunden war, so blieb die Wiederholung solcher Anfälle für ihre zarte Gesundheit immer bedenklich und erfüllte ihre Aeltern mit tiefer Bekümmerniß über die Zukunft ihres Kindes. Podiebrad war stundenlang bei ihr, selbst Rokyczana mußte jetzt warten, und die calixtinischen Barone wurden abgewiesen. Die wichtigste Angelegenheit seines Lebens, die den ruhelosen Staatsmann sonst Nacht und Tag beschäftigte, wich gegenwärtig der Sorge des zärtlichen Vaters.

Matthias, dem dieser Zufall die Augen öffnete, und der, als Veranlassung desselben, sich bei ihren Aeltern oft mit warmer Theilnahme nach Katharinen erkundigte, freute sich als es ihr wohler ging, obgleich er ihretwegen nicht ohne Bangigkeit an ihr gegenseitiges Wiedersehen dachte, sich ernstlich vornahm aufmerksamer auf sich zu sein und in keiner Weise ihre Hoffnung wieder zu beleben.

Eines Vormittags fand er Katharinen in der Halle; sie saß neben ihrem Vater und hatte ihren Kopf an dessen Schulter gelehnt. Ihre Züge waren bleich und bewegt, ihr Auge strahlte in lebhaftem, fieberischem Glanz. Indem Hunyady langsam auf sie zuschritt, gestand er sich sie nie schöner gesehen zu haben. Es lag ein unbeschreiblicher Reiz in dem Neigen des edelgeformten, ovalen Hauptes; in dieser Stellung war sie einer jungen Birke vergleichbar, welche Schutz suchend sich an einen kräftigen Eichstamm lehnt! Nicht die Bläße der Krankheit, die jeder Schönheit Abbruch thut, nein, eine fast ätherische Zartheit lag über ihr Antlitz verbreitet, und die Erregtheit der Züge, der Glanz des Auges ließen erkennen, wie mehr und mehr das Seelenleben in diesem Körper die Oberherrschaft erlangte und durch seine überreizte Thätigkeit der geistigen Schwungkraft, anstatt dieselbe durch körperliche Schwäche zu lähmen, einen um so freiern und höhern Flug verlieh.

Bei Hunyady's Annäherung wechselte sie leicht die Farbe. Ein Gefühl wie Mitleid regte sich in seiner Seele, er blickte sie an, und mehr seine Augen als seine Lippen baten sie um Verzeihung. Katharina verstand seine Absicht. Es lag eine unbeschreibliche Weichheit in ihrem Wesen, ein eigener Schmelz im Ton, als sie, fast unverständliche Worte flüsternd, ihm ihre Hand entgegenstreckte. Matthias berührte die zarten Finger und drückte seine Lippen darauf, aber dem warmen

Gefühl, das sich wider seinen Willen für sie in ihm regte, Trotz bietend, sprach aus seiner Miene ein sie fast demüthigendes Erstaunen; die Berührung war kalt und förmlich, sodaß Katharina schnell ihre Hand zurückzog. Sie hatte sie ihm in der Aufwallung des edelsten Gefühls gegeben, aber der Ausdruck seines Antlitzes ließ sie befürchten falsch verstanden zu sein. Er sah sie erröthen und von den peinlichsten Gefühlen bewegt; vielleicht wünschte er den hervorgebrachten Eindruck wieder zu verwischen, denn er richtete freundliche und theilnehmende Worte an sie. Doch es wollte ihm nicht gelingen das Lächeln auf ihren Lippen festzuhalten. Podiebrad's Blick, der mehr als einmal prüfend auf ihm ruhte, war ihm unangenehm; nach kurzer Zeit verließ er die Halle, bestieg seinen Rappen und ritt, von seinem Pagen begleitet, zum Thor hinaus.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als der Statthalter sich zu seiner Tochter wandte: „Der Graf wird jetzt bald in seine Heimat zurückkehren, ich erwarte darüber täglich Nachrichten aus Ungarn", begann er scheinbar gleichgültig. „Seine Abreise wird uns allen, auch dir — nahe gehen, nicht wahr? ...."

Katharina blickte zu Boden. „Ich weiß es nicht — ich glaube nicht!" erwiderte sie mit unsicherer Stimme, und auf ihres Vaters fragenden Blick fügte sie leise hinzu: „Er geht gewiß gern! ...."

„Er ist über den Stand seiner Angelegenheiten in Ungewißheit, das mag ihn beunruhigen. Es eröffnen sich ihm glänzende Aussichten, der Graf ist voll Ehrgeiz und befindet sich für den Augenblick in der Lage die Vertretung seiner Interessen fremden Händen überlassen zu müssen. Sowie die Verhandlung wegen des Lösegeldes abgeschlossen ist, darf ich seine Rückkehr nach Ungarn nicht länger verzögern ...

Katharina, der Graf ist mir sehr verpflichtet, Dankbarkeit fesselt ihn für immer an mich; deine Mutter und ich wünschen ihn noch durch ein engeres Band mit unserer Familie vereinigt zu sehen. Würdest du ihm gern als Gemahlin in sein Vaterland folgen? Dich, mein theueres Kind glücklich zu wissen, ist mein sehnlichster Wunsch!"

Das junge Mädchen schwieg; sie fühlte sich verwirrt, und in der Unruhe, ihre Gefühle erkannt zu sehen, neigte sie das Haupt so tief, daß Podiebrad ihren Gesichtsausdruck nicht bemerken konnte. Dieser fuhr nach kurzer Pause fort: „Der Graf ist der stattlichste Ritter, tapfer in den Schranken und weise im Rath! Ich würde mir keinen wackerern Eidam wünschen und ...."

„Nein, nein, mein Vater! nimmermehr", unterbrach ihn Katharina in unsaglicher Angst, fürchtend, daß Podiebrad durch irgendeine Andeutung seine Wünsche gegen Hunyady verrathen könnte. „Um Gottes willen, nein! Laßt den Grafen nichts merken! Wenn Ihr jemals Euer Kind liebtet, so laßt mich bei Euch, ich will niemals von Euch gehen!" Sie umklammerte ihn mit ihren Armen und bedeckte seine Hände mit Küssen.

Podiebrad blickte sie voll Erstaunen an, ihre Augen waren noch zu Boden gesenkt. Er erhob ihren Kopf: „Katharina, sollte ich mich täuschen? Nein, sieh mich an! Sag', sprichst du wahr? Möchtest du dem Grafen nicht in seine Heimat folgen? Er ist ein edler Mann, und seiner Gemahlin würde es an Ruhm und Ehre nicht fehlen."

„Aber an Liebe! ...." flüsterte Katharina kaum hörbar. „Mein Vater, der Graf von Bisztritz liebt mich nicht, er würde mir nie sein Herz schenken — es ist zu groß und zu reich für das meinige!" Katharina erbebte unwillkürlich, ja, sie liebte ihn mit glühender Seele, dennoch dachte sie an die

Kälte, mit der er noch vorhin ihre Hand berührt hatte, und die sie von dem nicht zu ertragen vermochte, für den jede Fiber ihres Herzens schlug.

„Du irrst dich", entgegnete Podiebrad, der den Grund ihrer heftigen Erregung ahnte. „Du irrst dich!" und indem er in das geröthete, jugendliche Antlitz seiner Tochter sah, mußte er über ihre Besorgnisse lächeln, die nach seiner Meinung vor dem Glanz ihres in seltener Schönheit strahlenden Auges erloschen. „Der Graf würde dich, meinen Augapfel, lieben, wie ich dich liebe .... und nicht wahr, damit wärst du zufrieden?" setzte er sie liebkosend hinzu. Dann brach er ab; er hatte einen Blick in ihr Herz gethan und wußte genug, um seine Schritte danach zu regeln.

Da eben seine Gemahlin hereintrat, übergab er sie deren Fürsorge und verließ die Halle, ohne die Verlegenheit zu gewahren, mit der Katharina's unruhig forschendes Auge ihm folgte. Indem er die glänzende Zimmerreihe zu seinem Cabinet durchschritt, murmelte er halblaut: „Es ist ein schwerer Gang, und doch soll es noch heute entschieden werden! Er muß sich erklären, ehe ihm die Nachrichten aus Ofen zugehen. Hm, sie können nach Aussage des Boten noch heute hier sein, und weiß er, wie alles steht, er würde vielleicht meine Plane hinausschieben. Heute war er mir ein Räthsel! Johanna hat recht, obgleich offen und vertrauensvoll, läßt er den Beobachter doch nur bis auf einen gewissen Punkt vordringen; es bleibt immer eine dem Auge desselben undurchdringliche Falte in seinem Charakter zurück. Dennoch steht er meinem Herzen nahe, ich liebe ihn, auch sie liebt ihn, und an keines andern Seite würde ich mein theuerstes Kind so gern geborgen sehen."

Eine Stunde später finden wir den Statthalter und den jungen Grafen im eifrigen Gespräch den Rüstsaal auf- und

abgehend. Podiebrad schien aufgeregt, Matthias nachdenkend.

„Es unterliegt keinem Zweifel, die Calixtiner müssen den Sieg davontragen“, sagte der erstere nach kurzer Pause. „Ich kenne meine Feinde, aber ich fühle auch die Macht in mir sie zu besiegen. Böhmens Schicksal ruht in meiner Hand, wie das von Ungarn wahrscheinlich in der Eurigen!“

Matthias trat einen Schritt zurück und sah den Statthalter fest an: „Ich kenne in ganz Ungarn nur einen Mann, der es an Kriegskunst und Erfahrung mit meinem Oheim aufnimmt, und das ist Giskra von Brandeis. Ujlaky kommt ihm an Macht und Ansehen gleich, und Gara überbietet sie alle an List und Verschlagenheit. Dennoch ist es möglich, daß Szilágyi ihnen mit Erfolg die Spitze bietet; ich glaube es fast. Doch, das ändert nichts in meiner Lage .... mein Oheim ist ein thatkräftiger Mann“, setzte Matthias gedankenvoll hinzu, „er wird das Steuerruder führen, und ich, dessen Hand gebunden, dessen Wille gehemmt ist, ich ....“ seine Stimme sank allmählich zu einem leisen Flüstern herab, sodaß die letzten Worte für Podiebrad unhörbar waren.

„Ja, Ihr werdet Euern Feinden die Spitze bieten!“ antwortete dieser lebhaft. „Ihr werdet die Stufe zum Thron erreichen, doch damit ist viel, aber noch nicht alles gewonnen. Graf, wir sind in gleicher Lage, laßt uns in gleichem Kampfe die Hände reichen! Eingedrungene Könige brauchen eine Stütze nach außen, ohne dieselbe sind sie ein Spielball in den Händen oligarchischer Barone. Graf, laßt uns das Band zwischen uns noch enger ziehen; ich liebe Euch wie einen Sohn — werdet mir der That nach ein Sohn, und Ihr sollt nie vergebens auf Georg von Podiebrad's Hülfe gerechnet haben!“

Matthias stand einen Moment weniger überrascht, als betroffen da. Er wog das Für und Wider dessen, was ihm geboten wurde. Konnte sein Oheim nicht möglichenfalls für ihn die ungarische Krone erkämpfen? Szilágyi war mehr Soldat als Staatsmann, Ehrgeiz hatte ihn nie gestachelt, und Matthias stand hoch in seinen Augen; er hatte Ladislaw zwar mehr geliebt, aber Matthias überlegene Geistesfähigkeiten stets anerkannt. Die Prophezeiung Capistrano's trat wieder vor seine Seele. Als König konnte und durfte er Podiebrad's Vorschläge nicht zurückweisen. Er erkannte die Richtigkeit von dessen Politik, sah im voraus die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen haben würde; Podiebrad war ein kühner, kriegskundiger, scharfsichtiger Mann, voll Energie und Willenskraft, wie es damals kaum einen zweiten auf Europas Thronen gab; die Vortheile einer Verbindung mit seiner Tochter ließen sich nicht übersehen und dennoch .... Helene, die er einst kalt und unwürdig behandelt, die er zurückgesetzt und gekränkt hatte, sie trat in diesem Augenblick zwischen ihn und die Zusage, und das Wort, dem Podiebrad mit Spannung entgegensah, es blieb auf seine Lippen gebannt. Denn wie? Konnten nicht auch alle Vermuthungen nur Gebilde von Podiebrad's leicht erhitzter Einbildungskraft sein? Matthias' Fuß hielt unwillkürlich inne: als Graf von Bisztritz bedurfte er keiner Verbindungen nach außen, und so zweifelhaft auch dann noch Helenens Besitz blieb, so wollte er doch die Möglichkeit desselben nicht jetzt schon vernichten. Es lag nicht in seiner Absicht Podiebrad durch bestimmtes Ablehnen des Antrags zu verletzen, aber es boten sich ihm bei seiner Unkenntniß der ungarischen Angelegenheiten triftige Gründe genug dar, die eine bestimmte Entscheidung hinausschoben.

Diese Gedanken zogen schnell während des Statthalters

Rede an Matthias' Geiste vorüber, und eben wollte er die Lippen zu einer Entgegnung öffnen, als der dienstthuende Kämmerling die Ankunft ungarischer Herren verkündete.

Matthias wandte sich überrascht dem Eingang zu, doch ehe er noch seine Vermuthungen über diese unerwartete Nachricht aussprechen konnte, wurden die Flügelthüren geöffnet, und eine glänzende Gesandtschaft erschien in dem Rüstsaal. Einen Moment später und — Vitéz von Zredna lag an der Brust des jungen Grafen, während die übrigen Ritter das Knie vor ihm beugten, um als die ersten ihrem Gebieter und Herrn die Huldigung darzubringen.

Zwanzigstes Kapitel.

Unsere Erzählung führt uns nach Ungarn zurück. Mit dem plötzlichen Tode König Ladislaw Posthumus' erlosch die Flamme des Bürgerkriegs, welche die widerrechtliche Hinrichtung des Grafen von Bisztritz am König und seinen Rathgebern rächen sollte. Der Ueberrest des geschlagenen Heeres zog sich auf die Nachricht desselben schleunigst nach Ofen zurück, wohin sich auch die Häupter der königlichen Partei, die von Ladislaw vor seiner Flucht ernannten Reichsverweser, begaben. Der Tod des Monarchen machte ihre Lage unter jetzigen Umständen äußerst gefährlich; Macht, Ansehen, ja ihre ganze Zukunft stand auf dem Spiel, wenn es ihnen nicht gelang das verbündete Heer von der Fortsetzung der Fehde abzuhalten. Die schnelle Besetzung des erledigten Throns schien ihnen hierzu das einzig wirksame Mittel, denn einem durch die Stimme der Nation erwählten König konnte

es allein gelingen den Rebellen die erlangte Macht aus den Händen zu winden und sie zur verdienten Strafe zu ziehen.

Als Reichsverweser dazu ermächtigt, bestimmte Gara den Wahltag in Pesth zur Versammlung der Landstände. Er sowie Ujlaky hofften beide im geheimen ihre Ansprüche auf die Krone mit Erfolg geltend zu machen; eine zehnjährige Verwaltung der höchsten Reichswürde, seine Verwandtschaft mit dem bis dahin regierenden Königshause, seine Macht, sein Ansehen und seine Verdienste ums Vaterland schienen dem erstern die sichersten Bürgen für die Erreichung seines Ziels; Ujlaky hingegen stützte seine Ansprüche auf stolzes Selbstgefühl und königlichen Reichthum. Beide Magnaten kamen aber darin überein, daß, mochten auch ihre eigenen Hoffnungen scheitern, vor allen Dingen der Hunyady'schen Partei entgegengetreten werden solle, und lieber wollten sie, statt ihre Stimmen zu zersplittern, mit vereinter Macht dahin wirken, daß entweder Kasimir von Polen, dem nach dem magyarischen Urvertrag als Gemahl der Schwester des verstorbenen Königs die Krone gebührte, oder Friedrich, als dessen Oheim, zum König von Ungarn erwählt würde.

Szilágyi von Horoghszeg, der bis dahin in keiner Weise Ansprüche hatte laut werden lassen, zog, sobald der Wahltag ausgeschrieben war, mit seinem zwanzigtausend Mann starken Heere gegen Pesth, und zwanzigtausend Söldner aus Böhmen, Mähren und Polen unter dem Panier der Hunyady und von deren Freunden geführt stießen unterwegs noch zu ihm. Der sämmtliche Adel von Siebenbürgen und Niederungarn, theils durch verwandtschaftliche Verbindungen, welche ihre gegenseitigen Interessen verschmolzen, theils durch vortheilhafte und lockende Verheißungen oder beträchtliche Geldsummen heimlich gewonnen, erklärte sich für ihn.

Gara und seine Freunde erschraken bei Ankunft dieses

mächtigen Heeres, mit dem ihr ganzer vereinter Anhang es nicht aufzunehmen vermochte. Unter dem Vorwande, daß in Pesth die Freiheit der Wahlstimmen beschränkt sei, blieb er mit den Ständen von Oberungarn in Ofen. Zugleich verbreitete sich in Pesth das Gerücht, daß Gara, der nun nicht mehr daran denken konnte seine eigenen Ansprüche geltend zu machen, vom Kaiser und vom König von Polen bestochen, Ungarn zu verrathen und Ehre und Freiheit der Nation zu verkaufen im Begriff stehe, worauf alle Wahlherren in tiefer Entrüstung erklärten, lieber ihr Leben aufzuopfern, als nochmals einem Ausländer die geheiligte Krone Stephan's I. aufs Haupt zu setzen.

Nachdem man vergebens die Vereinigung der Stände in Pesth erwartet, sandten die erbitterten Wahlherren eine Gesandtschaft nach Ofen, worin die Magnaten nachdrücklich ersucht wurden sich mit ihnen so schnell als möglich zur Königswahl zu vereinigen, falls sie nicht durch Weigerung den Bürgerkrieg von neuem hervorrufen und die Bewaffneten, jetzt zum Schutz der gemeinschaftlichen Rechte und Freiheiten versammelt, zwingen wollten ihre Schwerter gegen aufrührerische Brüder zu richten. Der Palatin, der ganz mit Eisschollen bedeckten Donau vertrauend, die den Verbündeten gegenwärtig jede gewaltsame Unternehmung unmöglich machte, verwarf mit Entschiedenheit alle friedlichen Vorschläge. Doch die Natur selbst trat mit der Hunyady'schen Partei in den Bund; plötzlich eingetretener Frost hemmte schon Tags darauf den Lauf des Stromes und öffnete den Patrioten den Weg zur Hauptstadt des Reichs. Mit zehntausend Kriegern bemächtigte sich Szilágyi derselben, und nun harrte Tod oder Gefangenschaft derer, die sich fortan noch weigern würden die Partei des Palatins zu verlassen

und sich mit den Ständen in Pesth zur Wahl zu vereinigen.

Bei diesen drohenden und gewaltsamen Maßregeln, denen sich niemand zu widersetzen wagte, nahmen die geängstigten Magnaten ihre Zuflucht zu dem päpstlichen Legaten. Die Heiligkeit seines Amtes, sein Einfluß und seine Beredsamkeit sollten den aufgebrachten Ban von Horoghszeg besänftigen, der als Rächer seiner Neffen jetzt die Geisel über die Häupter seiner ereilten Feinde schwang. Der Cardinal Carvajal begab sich in das Zelt des gefürchteten Häuptlings und wurde von diesem, der ihm ehrfurchtsvoll entgegentrat, mit allen Zeichen der Demuth und Würde empfangen. Auf die Rede des Cardinals, der ihn zu der eidlichen Versicherung bewegen sollte, des Ladislaw Corvinus unschuldigen Tod nicht an den Urhebern und Theilnehmern desselben zu rächen, antwortete Szilágyi, in dessen Plan Nachsicht und Verzeihung gehörten, mit überzeugender Wahrheit:

„Euer Eminenz fordern als Gunst, was ich freiwillig bereit bin jedem Ungar zu gewähren. Kein Strafgericht kann meinen wackern Neffen wieder ins Leben zurückrufen, und was seinen Bruder Matthias betrifft, so wird derselbe in kurzem sein Vaterland frei und ehrenvoll betreten. Ich gelobe bei meinem Rittereide die Erfüllung Euers Wunsches."

Noch an demselben Tag unterzeichnete er eine öffentliche Urkunde, in welcher er in seinem, Elisa's und Matthias' Namen allen Feinden und Widersachern Verzeihung zusagte und den ofener Herren freies Stimmrecht versicherte.

Mit scheinbarem Vertrauen, aber nur dem Zwang nachgebend, folgten ihm nun der Palatin, die Prälaten, Barone und die Gesandten der auswärtigen Fürsten zum Wahlgeschäft auf dem Rákos-Felde, dessen Leitung ihm niemand mehr entwinden konnte. Als die Berathschlagungen began=

nen, schloß das bewaffnete Heer auf Szilágyi's Befehl um die Wahlherren einen Kreis. Er selbst trat in die Mitte der Versammlung und ermahnte sie frei nach ihrer Ueberzeugung und ohne Rücksicht auf das Geschlecht des verewigten Königs zu wählen.

„Prälaten, Magnaten und Herren!" fuhr er mit lauter Stimme fort. „Zweiundsiebzig Jahre wurde Ungarn von auswärtigen Fürsten beherrscht, wir ernteten die unheilvollen Früchte dieses Misgriffs: das Band, welches die Ungarn ehemals an ihren angestammten König knüpfte, ist gelockert, die Liebe, mit welcher sie einst Gut und Blut für ihn opferten, unter Sigismund's widerrechtlichen Gewaltthätigkeiten, Elisabeth's Verrätherein und Ladislaw's Mistrauen allmählich erkaltet; die nicht in Marmor und Erz, sondern in ungarischen Herzen für ihre Fürsten errichteten Ehrensäulen sind in Trümmer zerfallen .... Patrioten! es war eine Zeit schimpflicher Dienstbarkeit, die den Edelgeborenen zum Knecht feiler, verruchter und begünstigter Ausländer herabwürdigte! Ungarns wohlthätiger Genius hat das Joch, unter dem wir schmachteten und das unsere Väter verachtet hätten, in die Gruft des entseelten Königs gelegt. Ungarn, Brüder, beweist jetzt, daß Ihr durch die Knechtschaft noch nicht entartet, noch freie Männer seid, sich ihres Werths bewußt! Durch die Wahl eines ausländischen Fürsten würdet Ihr nur ein neues, sträfliches Joch auf Euch laden und der Welt zeigen, daß mit Johann Hunyady Euer letzter Held von Euch geschieden. Ich weiß, es gibt Männer unter uns, die dies wünschen, die das Gold des Königs der Sarmaten ihrer Ehre vergessen ließ, oder die durch die Geisteschwäche des deutschen Kaisers zu erreichen hoffen, was unter der Herrschaft ungarischer Tugend jeder rechtschaffene Mann verachtet. Ihren eigenen, selbstsüchtigen Interessen huldigend, geben sie

vor, daß nur ein auswärtiger Fürst im Stande sei den durch innere Unruhen zerrütteten und durch äußere Feinde bedrohten Staat vom Untergang zu retten. Brüder, von Kasimir, von Friedrich erwartet Ihr das? Von Ausländern, die unter verarmten, gedrückten Nationen geboren und im Schwindel der Alleinherrschaft erzogen, theils zu schwach, theils zu stolz sind, um das Heiligthum unserer freien Verfassung zu verstehen? Glaubt Ihr, Fürsten, die auf ihrem angeerbten Throne wanken, sollen der furchtbaren Macht der Osmanen Trotz bieten? Nein, Ungarn, es gibt noch edle Männer unter uns; drückt die geheiligte Krone demjenigen aufs Haupt, auf den Tugend und Vaterlandsliebe Euch hinweisen, und die Gefahren, vor denen Ihr zittert, sie werden in Nichts zusammensinken! Einig in Euch, muß die Flamme des Bürgerkriegs von selbst erlöschen, Ihr werdet wieder die große, kühne, geachtete Nation sein, die jahrhundertelang ihren Nachbarn furchtbar und unüberwindlich dastand. Wählt einen Eurer Brüder, dessen Herz warm und groß für sein Vaterland schlägt, der sein Volk liebt und die ganze Nation für seinen Richter erkennt, der unsere Freiheiten und Gesetze ehrt, weil er außer Ungarn kein Reich besitzt, dessen Unterthanen er wider uns anführen könnte ...."

Hier wurde die begeisternde Rede des alten Kriegers durch lauten Beifall unterbrochen; die Mehrzahl der Stimmen rief ihn zum König aus, denn dies hielten sie für das Ziel, nach welchem seine Beredsamkeit und die Schwerter seiner Gefolgsmänner strebten. Ihren Irrthum erkennend, gebot Szilágyi Stillschweigen.

„Ungarn, nicht für mich habe ich gesprochen", begann er von neuem, sobald die Ruhe einigermaßen hergestellt war. „Es verlangt mich nicht nach Scepter und Krone; das

Schwert war mein Begleiter durchs Leben; ihm huldigte der Jüngling, ihm diente der Mann, ihm soll der greise Held nicht untreu werden! Für meinen Neffen Matthias Corvinus, dessen Sache ich vertheidigte, für ihn führe ich auch heute das Wort!" Szilágyi hielt inne, sein forschender Blick glitt durch den Kreis, das allgemeine Erstaunen hielt alle Zungen gefesselt, kein Laut wurde in der ganzen Versammlung gehört. Diesen Moment benutzte der Ban, um den schwankenden Sinn der Anwesenden zu seinen Gunsten zu lenken, indem er fortfuhr ihnen die glücklichen Zeiten ins Gedächtniß zurückzurufen, wo einst Johann von Hunyady das Steuerruder in seiner festen Hand führte. Seine unsterblichen Thaten waren noch unbelohnt, sein ältester Sohn hatte unschuldig das Blutgerüst bestiegen; im Namen des Vaterlandes forderte er die Magnaten auf diesen Flecken der Undankbarkeit durch Matthias' Erhebung auszulöschen. Seine Herkunft war dunkel, doch was waren eine Reihe thatenloser Ahnen gegen Johann Hunyady's Verdienste, gegen die Rettung des Vaterlandes in die Wagschale gelegt? Welchen Werth hatten sie gegen Matthias' Geistesstärke, die Größe seines Herzens und die Festigkeit seines Willens? Uebrigens versicherte Szilágyi, weit entfernt zu sein Hunyady's Sohn den Ständen aufzudringen; er habe nur für ihn gesprochen, weil er ihn für befähigt halte das Vaterland als Herrscher zu beglücken. *)

Viele Magnaten erklärten sich sogleich für Matthias, die übrigen würden ihnen unbedingt beigetreten sein, wenn nicht auf Gara's Vorschlag die Berathung aufgehoben und die Stimmensammlung verschoben worden wäre. Unter dem

*) Fast wörtlich aus Feßler entlehnt.

Vorwand der Wichtigkeit der Angelegenheit, weigerte sich der Palatin die Stände vor vierzehn Tagen zu versammeln, indem er hoffte, daß bis dahin die Gesandten der fremden Fürsten größern Anhang erlangen würden. Doch sein Plan scheiterte zum zweiten mal; der päpstliche Legat trat zur Partei der Corviner über, ihm folgte der Prälatenstand und die Bevollmächtigten der freien königlichen Städte. Zahlreiche Volkshaufen erfüllten täglich die Straßen von Pesth und Ofen mit dem Geschrei: Matthias sei ihr König, Gott selbst habe ihn zum Herrscher erkoren! und ehe noch die Wahl entschieden war, wurde in allen pesther Kirchen dem Allerhöchsten für das Glück derselben feierlich Lob, Preis und Dank gesungen.

Szilágyi erklärte die Stimme der Nation für entscheidend, jeder, der sich noch länger derselben widersetzen würde, sollte als Rebell und Verräther dem Blutrichter überliefert werden. Gara sah sich gezwungen die Stände zu versammeln, und um jeden Schein der Gewaltthätigkeit zu vermeiden, mußte das Heer auf Szilágyi's Befehl die Stadt verlassen und sich auf der gefrorenen Donau in Schlachtordnung aufstellen. Der Abend rückte heran, und noch immer suchte Gara, an Ränken unerschöpflich, die Wahl zu verzögern. Doch des vergeblichen Harrens und harten Frostes überdrüßig, entschied endlich das Heer: Matthias Corvinus, Erbgraf von Bisztritz, wurde mit einmüthiger Stimme zum König von Ungarn ausgerufen. Voll Begeisterung, unter klingendem Spiel, dem Geläute aller Glocken und dem Jubelgeschrei des Volks zogen die Krieger in die Stadt ein. Dem Willen von vierzigtausend Streitern mußten sich die Magnaten beugen; Gewalt siegte über List und Ränke, die Stimme des Vaterlandes forderte auch in der Versammlung der Stände ihr Echo, obwol bei vielen mit dem Schwur im Herzen,

ihn, den sie heute gezwungen auf den Thron erhoben, auch ebenso sicher und gewiß wieder von demselben zu stürzen!

Gleich nach der Wahl ernannte Szilágyi eine zahlreiche Gesandtschaft, die unter Leitung des Bischofs von Großwardein dem gefangenen Grafen seine Erhebung auf den ungarischen Königsthron verkündigen, das Lösegeld erstatten und den Tag seiner Abreise aus Prag bestimmen sollte.

Es war ein Augenblick erhabener Feier, wo Matthias die ersten Huldigungen seiner Freunde empfing. Seit Jahresfrist von denselben getrennt, waren ihm im Gefängniß Tage hingestrichen, wo er jeden Wunsch hinter sich geworfen, mit dem Leben abgeschlossen, und der Uebergang aus dem Diesseits ins Jenseits allein noch seine Gedanken erfüllt hatte. Jetzt sah er plötzlich alle Pforten zum Glück geöffnet, den düstern Pfad mit einem Lichtmeer überströmt; sein zaudernder Fuß hielt einen Moment unbeweglich inne, aber sein Auge, ungeblendet von dem neuen Glanz, blickte ruhig und gedankenvoll in das Land der Verheißung! Ja, das höchste Ziel war erstritten, die Prophezeiung Capistrano's erfüllt, seine Feinde gedemüthigt, von seinem Willen Leben oder Tod, Ehre oder Schande erwartend! .... Doch dieses höchste Ziel war durch das theuerste Opfer erkauft, die Sprosse, auf der er es erklomm, hatte das edelste Blut benetzt, und dieser Gedanke drückte der gegenwärtigen Stunde ein unauslöschlich tiefes und ernstes Gepräge auf! ....

Der Tag verging allen, die durch dieses folgenreiche Ereigniß näher berührt wurden, in lebhafter, berauschender Freude! Beim Becherklang und heiterm Gelage erscholl Matthias' Name unter begeisternden Glückwünschungen! Podiebrad, mit den Planen und dem Stolz der siegenden Partei bekannt, sah in des Grafen Erhebung einen Schritt zur eigenen Herrschermacht, und alles lag ihm daran diesen

von den Vortheilen ihrer gegenseitigen Verbindung zu überzeugen.

Am Abend, als Lärm und Freude allmählich verhallten, und schon die Ruhe der Nacht mit ihren Fittichen das Schloß und seine Bewohner deckte, hatte Matthias auf seinem Schlafzimmer noch eine lange Unterhaltung mit Vitéz von Zredna. Das Glück, von dem sich seine Umgebung berauscht fühlte, konnte seinen denkenden Geist nicht an den Augenblick binden; mit Scharfsicht durchdrang er die Zukunft und übersah keins der sich vor seinen Augen verschlingenden oder entwirrenden Verhältnisse. Unbekannt mit den seit Jahresfrist stattgefundenen Begebenheiten, mußte Vitéz ihn schnell auf den Schauplatz der Gegenwart einführen; er erkannte die, auf dem errungenen Thron ihm drohenden Gefahren, alle Feindseligkeiten und Verräthereien, denen er entgegenging. Er erbebte vor keinem Hinderniß, um aber seine schwere Aufgabe erfüllen zu können, durfte er keine Hülfsquellen unbenutzt lassen. Podiebrad's Freundschaft, seine Unterstützung war ihm jetzt vor allen Dingen nothwendig; auf seine Hülfe rechnend, konnte er daran denken die hochmüthigen Oligarchen, die in ihm nichts als einen widerrechtlichen, durch das Glück emporgetragenen Usurpator, einen niedrigen Emporkömmling sahen, unter das Joch seiner Herrschaft zu beugen. Sein bewegtes Herz sträubte sich aber noch heftig gegen das Mittel, durch welches diese Freundschaft zu gewinnen war; doch sein Geschick war entschieden, sein Weg führte zum Königsthron, die Welt, die hinter ihm lag, durfte seinen Blick nicht zurücklenken, und die Blüten, die in ihrem Garten sproßten, sie konnten das Weiterschreiten nicht hemmen! .... Gestern noch zögerte er mit der Entscheidung, kein Sterblicher hätte das ihn von Helenen für immer trennende Wort von seinen Lippen erzwingen können — heute war er willens

es freiwillig zu geben. Der Kampf war kurz, aber hart, und als Vitéz ihn verließ, und er das nächtliche Lager suchte, lag tiefer Ernst auf seinen Zügen, eine ihm sonst fremde Wehmuth und Weichheit spiegelte sich in denselben ab.

Am nächsten Morgen hatte Matthias ein geheimes Gespräch mit Podiebrad. Es war vielleicht die glücklichste Stunde des Vaters, als er infolge desselben den stattlichen jungen Fürsten seiner Tochter Katharina zuführte, und dieser den bräutlichen Kuß auf die Wange des in Purpur erglühenden Mädchens drückte.

Matthias verlebte noch einen Tag in Prag bei seiner Braut. Sie lauschte mit holdem Lächeln seinen Worten, empfing mit schüchternem Erröthen seine Liebkosungen, aber dieses liebliche Erröthen hatte nichts mehr mit dem gestrigen gemein, in dem sich so peinvolle Gefühle malten. Es lag ein eigener Zauber in Katharina's Wesen, für den der junge König schon lange nicht mehr unempfindlich war, und der um so stärker auf ihn wirkte, als sie sich jetzt ohne Scheu und Mistrauen ihm hingab .... Die winterliche Sonne sandte ihr klares Licht aus wolkenlosem Himmel herab, Matthias durchwandelte an der Seite seiner jugendlichen Braut den Garten; der warme Strahl ihres Auges übte eine eigene Anziehungskraft, hüllte sein Herz mehr und mehr in den Rausch der Gegenwart und neigte es dem ihrigen allmählich in Zärtlichkeit und Liebe zu; ja, als er sich mit ihr allein sah, zog er das liebliche Mädchen an sich, und der Kuß, welchen er auf ihre schwellenden Lippen drückte, durchzuckte sein Herz mit den süßesten Gefühlen.

Dennoch gab es Zeiten, wo er düster und in sich gekehrt an ihrer Seite ging; ihr Lächeln weckte auch das seinige, denn ihr Glück war zu rein und heilig, um es durch die Ahnung seiner wirklichen Gefühle zu vergiften; aber in diesem Lächeln

lag Wehmuth. Helenens schönes, trauerndes Bild stieg dann vor seiner Seele auf, und der Gedanke, ein Herz in harmloser, lieblicher Unschuld beglückt, dafür aber ein anderes, erhabenes und edles gebrochen zu haben, beschattete seine Stirn und dämpfte selbst den Triumph über die gewonnene Krone. O, wie glücklich wäre er gewesen Helenen jetzt besitzen und zu seiner Höhe emporheben zu können! Katharina, dieses sanfte, holde Geschöpf, das ihn rührte und entzückte, sie konnte ihm die Geliebte niemals ersetzen. Eine Ahnung ihres frühen Todes hatte auch ihn schon bisweilen ergriffen, und er gelobte es sich, ihr flüchtiges Dasein zu beglücken, sie nie wissen zu lassen, welche Kämpfe er an ihrer Seite bestand, und welches Leben ihretwegen geopfert wurde.

Seine Abreise war für den nächsten Morgen bestimmt; die Trennung nach so kurzem Glück erfüllte Katharina's Herz mit tiefer Trauer. Dem Vertrage gemäß sollte sie in Jahresfrist an seinen Hof gebracht und nach seiner Krönung zur Königin von Ungarn gekrönt werden. Nachdem er sich am Abend von ihrer Seite losgerissen, trat er mit glühender Stirn, noch heiß von der letzten, zärtlichen Umarmung auf den Erker hinaus. Myriaden Welten zogen ihre stumme und geheimnißvolle Bahn dahin, das ganze Firmament lag wie ein Buch des Lebens vor ihm aufgeschlagen; er blickte empor, da gewahrte sein Auge den Polarstern, den er in seiner Unwandelbarkeit zum Symbol seiner Treue und der Unveränderlichkeit seiner Liebe zu Helenen gemacht hatte.

Matthias wandte sich ab, seine Züge waren düsterer als die Nacht, und die eben noch geröthete Stirn wurde kalt und farblos. „Ha, soll dieses Verbrechen mich sogar bis zu jenen stillen, unbekannten Regionen verfolgen und den

reinen Verkehr stören zwischen mir und den Verkündigern meines Geschicks, diesen Bürgern höherer Sphären? Soll der Selbstvorwurf, der wie ein Geier an meinem Herzen nagt, mir das erhabene Glück, eure segenvollen Kräfte zu erforschen, eure verschlungenen Pfade mit sterblichen Augen zu entwirren und eure heilspendenden Strahlen auf mein Haupt zu lenken — soll er auch dieses reine und erhabene Glück mir vergiften?" Er verließ schnell den Erker und warf die Thür hinter sich ins Schloß. Es lag ein finsterer Trotz in seinem Schmerz, denn seine stolze Natur sträubte sich gegen den stillen, nagenden Vorwurf.

Am folgenden Morgen verließ Matthias Prag, begleitet von Georg von Podiebrad, seinen Edeln sowie von einer ansehnlichen Bedeckung bewaffneter Mannschaft, da das Gerücht verlautete, der Kaiser habe österreichisches Kriegsvolk ausgesandt, den widerrechtlichen König aufzuheben.

In Straßnicz, der Grenze des Reichs auf dem linken Ufer der March, waren in der Mitte eines weiten Lagers herrliche Zelte errichtet, unter denen Elisa, von mehreren Prälaten, den vornehmsten Magnaten und einer auserlesenen Ritterschar umgeben, den neuerwählten König empfing. Mit tiefer Rührung und in unbeschreiblicher Zärtlichkeit drückte die glückliche Mutter ihren Sohn an ihr hochschlagendes Herz, dessen Verlust sie lange in herbem Schmerz betrauert, und den sie nimmer wiederzusehen gehofft hatte! Mit einer Freudenthräne im Auge schüttelte auch Szilágyi ihm die Hand und wünschte ihm an der Spitze bewährter Helden, den Rächern seiner Schmach, den wackern Streitern für seine Freiheit und Erhebung, den künftigen Stützen seines Throns im Namen der Nation Glück, Kraft und Muth zur Erfüllung seiner Herrscherpflichten! Mit tiefer Wehmuth gedachte der alte Krieger bei dem glücklichen Schicksalswechsel

des einen Neffen des elenden und unglücklichen Loses des andern, der sein edles Streben mit dem Leben bezahlt hatte und jetzt still an der Seite seines Vaters zu Gyula-Weißenburg ruhte. Denn Szilágyi's erstes Geschäft nach seiner Einnahme von Ofen hatte darin bestanden, den Leichnam angesichts seiner Richter und Feinde ausgraben, ihm ein prächtiges Leichenbegängniß feiern und ihn dann in der Hunyady'schen Erbgruft beisetzen zu lassen.

Hier huldigte Matthias auch das zu seiner Begleitung nach Ungarn bestimmte Heer, dessen Krieger einst als Brüder im Sturm der Schlachten an seiner Seite gefochten. Hier auch dankte Elisa Podiebrad für die ihrem Hause in der Noth bewiesene Treue und Freundschaft; sie überreichte ihm außer dem bestimmten Lösegeld noch ein kostbares Geschenk und unterzeichnete mit Szilágyi, zwei Prälaten und zehn ungarischen Magnaten das in Prag geschlossene Ehegelöbniß.

Des Königs Reise nach Ofen glich einem Triumphzuge. Als Sohn des populärsten Mannes im ganzen Königreich, des ersten Helden der Nation, dessen Name in der Hütte des Untersassen wie im Palast des Magnaten mit gleicher Ehrfurcht und Liebe genannt wurde, war Matthias schon von vornherein ein Liebling des Volks und seine Königswahl ein Act, an dem alle, bis zum Bauern und Leibeigenen hinab, den lebhaftesten Antheil nahmen. Diese günstige Stimmung wurde aber durch seine Erscheinung noch bedeutend erhöht, denn durch Jugend, Schönheit, Majestät und Würde gleich ausgezeichnet, fesselte sein leutseliges Betragen, seine herablassende Freundlichkeit und Milde schnell alle Herzen. Huldigend warfen sich Greise, Männer, Weiber und Kinder vor ihm nieder, von allen Seiten ertönten die Segenswünsche der frohlockenden Menge, die ihre Kleider vor ihm auf den Weg breitete und sich um das Glück stritt, den

Saum seines Mantels, die Scheide seines Schwerts oder die Zügel seines Rosses zu berühren. Matthias war ein König des Volks, ein König, der dem Herzen der Nation nahe stand, wie dieselbe ihn seit Béla's und Ludwig's gesegneten Zeiten nicht gekannt hatte! ....

Nahe vor der Hauptstadt empfingen ihn beide Erzbischöfe, zwölf Bischöfe und die gesammte Klerisei im feierlichen Kirchenornat. Am Stadtthor schloß sich der Magistrat und die Bürgergesammtheit, unter dem Burgthor die Reichsbarone, Magnaten und Herren dem zur Hauptkirche der heiligen Jungfrau sich wendenden Zuge an. Mit festen Schritten, voll Ernst und Hoheit betrat Matthias den für ihn errichteten Thron vor dem Hochaltar, wo er nach Absingung des kirchlichen Hymnus die Huldigung der Stände empfing.

Gara, Ujlaky und Bánffy, voll Tücke im Herzen und voll Ergebenheit auf den Lippen, hofften, daß Matthias schon hier seine niedrige Herkunft verrathen, durch linkische Unbeholfenheit das Zeugniß seiner Unfähigkeit, eine stolze, sich ihres Werthes bewußte Nation zu beherrschen, ablegen und den Ständen den Misgriff ihrer Wahl klar machen würde. Doch darin irrten sie sich; nichts verrieth in Matthias den Neuling, den durch Glück getragenen Emporkömmling; er war in seines Wesens voller Kraft und Würde König, das Recht es zu sein leuchtete von seiner Stirn und erfüllte ihn mit um so größerm Selbstbewußtsein, da er als Gefangener nichts gethan, um es durch Verletzung fremder Ansprüche zu werden.

Nachdem die Stände den Huldigungseid geleistet, und der letzte Ton allmählich unter den hohen Gewölben verhallt war, erhob sich der König, auf seinem erhöhten Platze

allem Volk sichtbar. Indem sein kühnes Auge ruhig und fest die versammelte Menge überflog, dankte er der Nation mit tiefer, metallreicher, den weiten Raum bis in seine entferntesten Wölbungen beherrschenden Stimme für das Vertrauen, mit welchem sie ihn auf den Thron des Vaterlandes erhoben und die Wohlfahrt des Volks, die Vertretung ihrer Ehre, die Beschützung ihrer Rechte und Freiheiten in seine Hand gelegt hatte. Er gelobte im Angesicht des Allerheiligsten und beim Andenken an die Tugenden des heiligen Stephan und Ladislaw sich dieses Vertrauens würdig zu zeigen, ihre freie Verfassung in Ehren zu halten, ihre Gesetze und Privilegien zu schützen, Recht und Gerechtigkeit zu üben, und das Land gegen innere Ruhestörer und äußere Feinde zu vertheidigen!

Während noch lauter Beifallssturm und der langgehaltene Ruf: Es lebe König Matthias! unter dem hohen Bogen der Kathedrale dahinzog, haftete sein Auge plötzlich wie gebannt an dem fernsten Punkt der Kirche, sein Haupt bog sich leicht vor, und seine Wange wurde um einen Schein bleicher. Doch die Spannung seiner Züge, die momentan sich darin abspiegelnde Seelenqual ging schnell vorüber, und der wohlwollende, würdevolle Ausdruck leuchtete wieder von seiner Stirn.

Aus der Kirche begab sich der König, von den Edeln seines Reichs begleitet, nach dem Burgsaal, wo er auf dem Thron sitzend nach altem Brauch und Herkommen die ihm vorgelegten Rechtssachen entschied. Auch hier war nichts Vorbereitetes, nichts Erkünsteltes in seinem Wesen zu bemerken; er sprach sein Urtheil so klar, besonnen und scharfsichtig, daß viele im Dienst des Vaterlandes ergraute, auf ihre Thaten und Geschlechter stolze Magnaten schon jetzt über den gewandten Meister in der Kunst des Königthums die

dunkle Herkunft des Jünglings vergaßen, ihn zum König geboren und vom Allerhöchsten dazu berufen glaubten!*)

Ein glänzendes, in den obern Sälen der Königsburg bereitetes Banket, an welchem alle Berechtigte theilnahmen, und ein in den untern Hallen an langen Tafeln für das Volk errichtetes Mahl beschloß diesen in den Annalen ungarischer Geschichte so denkwürdigen und glücklichen Tag.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Während sein Name unter Jubel und Segenswünschen beim hellen Klang des kreisenden Bechers von tausend Lippen widerhallte, entfernte sich der junge König von der Seite seiner Freunde. Wie am Abend seiner Verlobung öffnete er die Balconthür seines Gemachs und blickte in die Nacht hinaus. Doch heute war der Himmel verhüllt, und dichtes Gewölk, vom Winde gejagt, zog in unheimlicher Schnelle und sich von Augenblick zu Augenblick anders gestaltend am Firmament dahin. Während Matthias noch die ruhelose Geschäftigkeit des wechselvollen Bildes betrachtete, hörte er leise an seine Thür klopfen, und gleich darauf zeigte sich Choka's Kopf hinter dem zurückgeschlagenen Vorhang.

„Haltet zu Gnaden, königlicher Gebieter, ein Mann wartet schon seit mehreren Stunden unten; er will sich nicht zurückweisen lassen, und da ich Euer Majestät sich aus dem Saal entfernen sah, wage ich Euch davon Nachricht zu geben.“

---

*) Nach Feßler.

„Was will der Mann?"

„Er bittet in Demuth um die Gnade vor Euer Majestät gelassen zu werden. Wie er sagt, hat er den Auftrag eines Todten, eines ehemals treuen und ergebenen Anhängers Eurer königlichen Person zu erfüllen."

„Wie sieht der Mann aus? Wie nannte er sich?" fragte der junge Fürst aufmerksam.

„Er heißt Gabriel, und obgleich seine Kleidung einen weltlichen Schnitt hat, so scheint er doch ein gut Theil vom Priester an sich zu tragen. Das Kirchenregiment ...."

„Laß ihn ein, Choka! Ich will den Fremden augenblicklich sprechen", befahl der König, der sich beim Namen Gabriel lebhaft umwandte und seinen Leibknappen unterbrach, ohne auf den Nachsatz zu hören.

Choka entfernte sich schweigend, und nach wenigen Augenblicken erschien Gabriel vor dem jungen Monarchen. Beide hatten ein langes Gespräch. Als der Fremde endlich den König verließ, durchschritt dieser eine Weile heftig das Gemach, dann warf er sich in ungewöhnlich erregtem Zustand aufs Ruhebett. Sein goldgestickter Mantel fiel unordentlich zur Seite, und die Hand stützte die gefaltete Stirn. Lange brachte er in brütendem Nachsinnen zu, und Choka, der mehrmals unbemerkt den Thürvorhang hob und einen Blick ins Zimmer warf, zog sich vor dem unbeweglich am Boden haftenden Auge seines Gebieters immer wieder scheu und leise zurück.

Gabriel verließ indessen die Burg. Er hüllte sich dichter in seinen dunkeln Mantel und zog die Kapuze tiefer über die Stirn. Im Schloßhof und auf den Straßen wogte das Volk noch in gedrängten Massen; doch ohne auf den Jubel der Menge zu achten, brach er sich Bahn und schritt eilends die Straße hinab. Je weiter er sich von der

Königsburg entfernte, desto stiller wurde es um ihn her. Nachdem er fast zwanzig Minuten gegangen war, langte er bei einem großen, geschwärzten Gebäude an. Nach wiederholtem Klopfen wurde geöffnet; ohne ein Wort zu sprechen schritt er am Pförtner vorüber durch einen langen, dunkeln Kreuzgang und trat am äußersten Ende desselben in ein kleines Gemach.

Am Tische saß Helene. Sie trug noch das nonnenartige Gewand, in welchem sie heute, um unerkannt zu bleiben, den Festlichkeiten in der Kirche beiwohnte, nicht ahnend, daß trotz dieser Verhüllung und ihres entfernten, halb von einer Säule gedeckten Standortes das Falkenauge des Einzigen, um den alle Feierlichkeiten stattfanden, und dem zu begegnen sie jetzt mehr denn je fürchtete, sie dennoch entdeckt und erkannt hatte.

„Ihr bliebt lange, Vater Gabriel", sagte sie, langsam den Kopf zu ihm erhebend. „Ich bin schon seit vielen Stunden zu Hause und erwartete Euch vergebens zurück."

„Ein Geschäft, das ich heute noch abmachen mußte, hielt mich so lange entfernt", erwiderte der Geistliche ernst und gedankenvoll.

„Hat sich die Menge noch nicht zerstreut?" fragte das junge Mädchen nach kurzer Pause. „Als ich vorhin das Fenster öffnete, trug die Abendluft noch einzelne ferne Töne der Lust herüber. Ich hörte nie zuvor von einem Ereigniß, an dem das ganze Volk so ungetheilt und so aus der Tiefe des Herzens theilgenommen .... Vater Gabriel, es ist heute ein glücklicher Tag! ...."

Der ehemalige Mönch sah sie an, doch als wäre es ihm unmöglich diesen ruhigen, gefaßten und doch so tief traurigen Blick zu ertragen, wandte er sich ab, indem er halblaut murmelte: „Und Euch bricht über diesem Glück das Herz."

So leise auch die Worte gesprochen wurden, sie erreichten dennoch Helenens Ohr. „Nein, Vater Gabriel, wo Tausende ihr frohes Danklied zum Schöpfer emporsenden, wäre es sündhaft, um das eigene elende Dasein zu trauern! Was sind die kurzen Freuden oder Schmerzen eines Menschenlebens gegen die Wohlfahrt von Millionen? .... Auch ich habe Gott inbrünstig gedankt — er ist ja glücklich! darin liegt alles, was ich noch vor wenigen Monaten als einzige Gnade von meinem Schöpfer erflehte. Dieser Wunsch ist erfüllt, und ich beuge in Anbetung und Demuth mein Haupt."

Gabriel seufzte schwer; es lag etwas in ihrem Ton, was ihm die Seele zerriß. Er setzte sich ihr gegenüber und blickte sie hin und wieder an — man sah, es schwebte ein Geständniß auf seinen Lippen, aber er suchte vergebens nach Worten es auszudrücken. „Helene", hob er endlich nach längerer Pause an, nachdem er vergeblich gewartet, daß sie die Unterhaltung beginnen werde, „ich sprach vorhin den König, ich hatte einen Auftrag von Euerm verstorbenen Bruder an ihn — Helene, dieser Auftrag ist erfüllt — der König von Ungarn gibt Euch das Wort zurück, welches der Graf von Bisztritz Euch einst gelobte; seine Hand ist — versagt!"

„Ich weiß es", antwortete das junge Mädchen leise, ohne ihren Kopf zu erheben.

„Ihr wißt es?" wiederholte Gabriel, dem hierdurch eine Last vom Herzen genommen wurde, mit mehr Sicherheit in der Stimme. „Ihr wißt es schon?"

„Ich weiß es seit gestern; er wird sich mit der Tochter des Statthalters Georg von Podiebrad, vielleicht in kurzem König von Böhmen, vermählen. Der Segen des Herrn ruhe auf ihrem Bunde! ...." Sie wandte sich zur Seite, denn ungeachtet ihres kräftigen Willens vermochte sie nicht die Thränen zurückzuhalten. Sie dachte an Glück, Friede und

Hoffnung — an alles, was sie diesem Mann einst geopfert, der sie durch seine Liebe so namenlos elend gemacht; und dennoch konnte sie nicht wünschen ihn und diese Liebe niemals gekannt zu haben, und hätte sie dadurch den Frieden ihrer Kindheit zurückerkaufen können ....

Als die Bewegung ihres Gefühls sich einigermaßen gelegt, begann Gabriel von neuem: „Helene, dieser Auftrag ist erfüllt, es bleibt mir aber noch ein zweiter. Der König gibt seine Ansprüche an Euch auf, Ihr seid wieder frei, und nun erst gestatten mir Pflicht und Ehre zu sprechen. Ihr kennt nicht die Gefühle, die ihr in meiner Seele erweckte; solange ich das Kleid meines Ordens trug, waren sie ein Verbrechen, doch jetzt bin ich für immer aus demselben geschieden .... Helene, ich liebe Euch schon lange und biete Euch mit dieser Liebe meine Hand. Warum wollt Ihr Euer ganzes Leben in dürrer Einsamkeit vertrauern, wenn Ihr einen Mann, der Euch nie gleichgültig war, in dem Ihr Euern Freund und Beschützer saht, zu beglücken vermögt? Ich bin viel älter als Ihr und weder reich noch mächtig und angesehen, doch ich weiß, das sind Dinge, die Euer Auge nie blendeten. Ich biete Euch ein bescheidenes Asyl in den nordischen Bergen, wo Ihr in der Mitte einer frommen Gemeinde Glück und Segen um Euch verbreiten werdet .... Ihr wollt in Eure Heimat zurückkehren; vergleicht die Tage einsamen Verlassenseins mit dem Lose, das als mein Weib Eurer wartet: im stillen, friedlichen Häuschen, an der Seite eines Mannes, der Euch alle Wünsche von den Augen lesen würde, als Mutter glücklicher Kinder, von den frommen Brüdern meiner Gemeinde geliebt und geehrt ....“

Er hielt plötzlich inne, Helene hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt; ach, er ahnte nicht die Qualen, die diese

Schilderung ihr verursachte. Das war das harmlose, friedliche Bild, welches ihr an Matthias' Seite bei der Jagd vorschwebte! Dieselben Gedanken, nur er — er, der die Scholle Erde, auf der ihre geträumte Hütte stand, in ein Paradies umgeschaffen hätte, er allein fehlte auf diesem Bilde! Statt seiner sah sie einen andern seine Rechte einnehmen, und die Zärtlichkeit, welche von dem Geliebten ihr als das süßeste Glück der Erde gedünkt hätte, zur Quelle unsaglicher Pein werden .... Helene bebte bei dieser Vorstellung zusammen, und Gabriel, der ihre Gedanken instinctartig errieth, versetzte, die Bitterkeit seiner Gefühle bemeisternd, in ernstem Ton:

„Ich kenne Eure Liebe zum König, ich war oft Zeuge Eurer Thränen; Ihr machtet mich zum Vertrauten derselben und ahntet nicht, daß jedes Eurer Worte wie Feuer auf meinem Herzen brannte .... Helene, ich werde diese Liebe immer zu ehren wissen — er ist ewig für Euch verloren, aber weiht ihm Eure Erinnerung, auch als meine Gattin werden Eure Gefühle mir heilig sein!" Er schwieg einen Moment, dann fuhr er mit gesteigerter Erregung fort: „Ich gelobte Euerm Bruder in seiner Todesstunde Euch ein Freund und Beschützer zu bleiben; Helene, Torstáh liebte mich, Ihr wart das Theuerste, was er besaß, und das übergab er sterbend meinen Händen. Ich betrachte Euch als ein heiliges Vermächtniß, und die übernommene Pflicht soll mir theuerer sein als mein Leben. Auch Eure Mutter habe ich gekannt, manche Stunde in ihrer Hütte zugebracht und ihr gebeugtes Gemüth durch den Trost des Himmels aufgerichtet. Ja, auch sie liebte mich, auch sie würde mir vertrauensvoll ihr theueres, oft beweintes Kind übergeben .... Helene, der Segen der Todten umschwebt unsern Bund!"

Gabriel schwieg; seine Beredsamkeit hatte sich erschöpft,

er sah Helenen, die mit über der Brust gefalteten Händen und zu Boden geschlagenen Augen vor ihm stand, ins Angesicht, als hätte er sie sich mit diesem Blick zu eigen machen wollen. Angst und Zweifel sprachen aus seinen Zügen; der sanfte, ernste Mann war wie verwandelt, seine Stirn brannte, die lange zurückgedrängte Leidenschaft erfaßte ihn mit ihrer ganzen Allgewalt, als hätte sie das Versäumte nachholen und ihn auf einmal durch alle Phasen schleudern wollen, die das Herz des Jünglings und Mannes in dem langen Zeitraum des liebenden und bewegten Menschenalters durchmacht; er litt unbeschreiblich.

Auch auf Helenens Gesicht wechselten die Gefühle schnell wie Licht und Schatten auf einer Landschaft. Man sah den tiefen Seelenkampf, die furchtbare Erregung, die ihre Lippen beben machte, ohne daß sie einen Ton hervorzubringen vermochte. Gabriel trat ihr einen Schritt näher, er ergriff ihre Hand. „Helene, sagt das eine Wörtchen: Ja! Ihr habt mir oft wiederholt, daß Ihr Vertrauen zu mir hegt, und eine innere Stimme Euch zu mir hinzieht. Ich weiß es, Ihr liebt mich, nichts als ein bloßer Schatten steht zwischen uns! Reißt den Gedanken aus Euerm Herzen! Solange eine Möglichkeit für Euch vorhanden war, dem Grafen anzugehören, schwieg ich, kein Blick, kein Wort hat jemals meine Gefühle verrathen. Doch jetzt — soll ein leeres Phantom mir mein höchstes Erdenglück entreißen? Helene, es wäre zu grausam, zu hart! ....“

„Ein Phantom! ein Schatten! —“, flüsterte das junge Mädchen aufs tiefste erschüttert, indem ihre Thränen unaufhaltsam hervorquollen. „Dieser Schatten würde ewig zwischen uns stehen! Er würde jedes Glück, er würde den Sonnenglanz verfinstern, den Euer edles Herz über meinen freudlosen Pfad breitet .... Gabriel, und wenn ich Euer Weib

wäre, in Euerm Arm, an Eurer Brust müßte ich seiner gedenken! Nein, nein, ich kann nicht!“ rief sie in qualvoller Seelenpein. „Die Liebe zu ihm ist mit meinem Leben verwachsen und nur mit diesem Leben kann sie endigen! Verzeiht mir, Gabriel, mein Freund, mein Bruder! Mit meinem Blut möchte ich das Weh auslöschen, das ich Euch verursacht, das ich auf Euerm Antlitz lese .... O, Ihr werdet mich für undankbar und herzlos halten, denn nur Segen floß mir von Euch zu; Ihr habt mir nichts als Güte und Liebe erwiesen, Ihr seid der einzige Freund, den ich auf Gottes weiter Erde besitze!“ Fast außer sich vor Schmerz streckte sie ihm ihre Hände entgegen, sie sank an seine Brust, sie umschlang ihn mit ihren Armen und benetzte sein Angesicht mit ihren Thränen.

Gabriel hielt sie einen Moment an sich, aber er erwiderte weder den Druck ihrer Hand, noch den Kuß, den sie auf seine Wange hauchte. Sein Gesicht war sehr bleich. Ja, jetzt, nach diesen Worten wußte er, daß sie auf ewig für ihn verloren war! „Um der Barmherzigkeit willen, treibt mich nicht zur Verzweiflung! Ich bin ein Mann, ein Mensch, nichts weiter!“ entgegnete er, seine Hand aus der ihrigen ziehend und im Begriff das Zimmer zu verlassen.

„O, Ihr zürnt mir, Ihr verachtet mich, Ihr stoßt mich im Zorn von Euch!“ rief schluchzend Helene. „Ich werde nun den letzten Schutz, den Freund meiner Mutter und meines Bruders verlieren! .... Auch dies noch! O Matthias, es sei das letzte Opfer, das ich dir bringe, denn nun besitze ich nichts mehr als mein armseliges Leben!“

Gabriel hörte ihre Klage, sie schnitt ihm ins Herz; er wandte sich um und kehrte zu ihr zurück. „Ich Euch zürnen, Euch von mir stoßen?“ wiederholte er tief bewegt. Er sah sie lange und ernst an, dann reichte er ihr die Hand:

„Helene, ich werde Euch nie verlassen, Ihr habt meine Liebe zurückgewiesen, obgleich ich glaube, daß Ihr an meiner Seite glücklich geworden, daß Ihr die Neigung zum König nach und nach überwunden hättet, denn es gibt nichts unter der Sonne, was nicht dem Wechsel unterläge! Unsere Gefühle sind so vergänglich wie unser Leib, und wie alles, was unserm dunkeln Planeten seinen Ursprung verdankt. Doch, Ihr habt entschieden, es sei — auch ich werde diese Liebe im Aufschauen zum Ewigen überwinden. Mein Schutz, den Ihr nicht zurückwiest, er soll Euch bleiben; ich werde Euch nicht verlassen, bis der Tod uns voneinander scheidet!"

Beide schwiegen, zu bewegt um noch Worte wechseln zu können.

Nach wenigen Minuten erhob sich Helene und verließ das Zimmer. Langsam schlich sie auf dem Kreuzgange hin und gelangte am Ende desselben durch ein kleines Pförtchen zu einem niedrigen, das Kloster mit der nahe gelegenen Kirche verbindenden Gewölbe. Alles war hier finster, und mit der Hand langsam die Wand entlang tappend, trat sie endlich in das nur durch eine einzige matte Lampe erleuchtete Gotteshaus. Eine heilige Stille umfing sie, an Leib und Seele gebrochen, bleich wie ein Marmorbild, kniete sie auf den Stufen des Altars vor dem Bilde der heiligen Jungfrau nieder. Den Kopf nach vorn geneigt, sodaß die Locken zum Theil beschattend über ihr Gesicht fielen, verharrte sie lange in dieser Stellung. Da knarrte plötzlich die Thür, ein fester, bespornter Schritt hallte durch den leeren Raum; Helene fühlte, wie ein momentanes Zittern ihren Körper ergriff, ach, sie kannte diesen Tritt, sie täuschte sich nicht, er war es! Unter Hunderten würde sie ihn herausgehört haben.

Sie blieb noch einen Augenblick unbeweglich liegen, vielleicht rang sie nach Fassung; dann erhob sie sich langsam

und wandte sich um. Der König stand ihr in geringer Entfernung gegenüber; er hatte den Purpur mit einem langen, dunkeln Mantel vertauscht, der von der einen Schulter fiel und das königliche Gewand sehen ließ, in welchem er noch kurz zuvor beim Feste erschienen war.

Helenens Blick glitt langsam über die edle Gestalt des schönen, jugendlichen Fürsten. Sie trat einen Schritt vor und beugte sich tief, als wollte sie vor ihm niedersinken. „König" .... sie stockte, denn ihre Lippen bebten heftig, doch nach augenblicklicher Pause fuhr sie fort, ihre Stimme wurde sicherer, ihre Haltung fester: „König, ich flehe zum Herrn der Heerscharen, daß er seinen Segen, seine Weihe auf Euer Haupt herabsenke. Möge dieser Tag für Euch und für Euer Volk ein Tag des Heils sein, möget Ihr Glück verbreiten und selbst des schönsten Glückes theilhaftig werden! ...."

Sie hielt inne, und wieder blickte sie auf ihn, der noch immer unbeweglich dastand. Doch wo war jetzt seine ehrfurchtgebietende, kühne und stolze Haltung? Wo die Würde und Majestät, die am Morgen auf seiner Stirn thronte und ihn zum Herrscher über Tausende stempelte? Keine Feder vermag die Gefühle zu schildern, die sich in seinem starren Antlitz, in dem ruhelosen Blick malten, aus dem alle Festigkeit und Kraft gewichen war! Es gab vielleicht keinen furchtbarern Moment, keinen, wo der Contrast zwischen dem höchsten, irdischen Triumph und tiefstem Seelenweh greller zusammenstieß. „Helene" .... war das einzige Wort, das fast tonlos seinen Lippen entfloh. Er beugte sich vor, er streckte den Arm nach ihr aus, aber auf dem Wege sank derselbe schlaff herab; eine unsichtbare Macht, eine fast heilige Scheu hielt ihn zurück. Helene, in ihrer erhabenen Stimmung, aber auch in ihrer Gebrochenheit, erschien ihm wie ein höheres Wesen.

„König!“ wiederholte er in der Bitterkeit seines Herzens, „ja, ich bin König — man huldigt mir, meine Feinde sind bezwungen, Jünglinge und Greise warfen sich vor mir in den Staub und dennoch — nie in meinem Leben fühlte ich mich so elend, so tief gedemüthigt — nie schwerer geschlagen als jetzt durch die Stimme meines Gewissens! Helene, ich erfuhr alles, alles! Durch Gabriel weiß ich, daß du Ofen verläßt, ich mußte dich noch einmal sehen, deine Verzeihung erflehen, ehe wir auf ewig scheiden! O, ich habe den heiligsten Glauben betrogen, das schönste Werk der Schöpfung zertreten, das edelste Leben vergiftet! .... Ja, Helene, ich habe dein Herz gebrochen, diese Ruhe, die scheinbare Fassung soll mich nicht täuschen“, fuhr er fort, als das junge Mädchen sich mehr und mehr emporrichtete und ihn fast mit heiter strahlendem Auge, aber mit geisterhafter Blässe ansah. „Ja, ich habe dein Herz gebrochen, und dies Schuldbewußtsein schmettert mich zu Boden, während die Welt mich erhebt!“ Und im tiefen Gefühl seiner Schmach, diejenige, welche er über alles liebte, namenlos elend gemacht zu haben, fiel er vor ihr aufs Knie. „Helene, kannst du mir verzeihen? O, vergib mir um der Qual willen, die ich erdulde .... ich kann dich nicht anblicken ohne mich zu verdammen, und doch liegt es außer meiner Macht die Schuld vom Herzen zu wälzen.“

Helene, die erschrocken einen Schritt zurückwich, wollte ihn unterbrechen. „Nein, hier ist mein Platz!“ rief er heftig. „Das gegen dich begangene Unrecht drückt mich noch tiefer herab! O, was habe ich aus dir gemacht, du, die würdig gewesen den Thron eines Fürsten zu theilen? Was warst du, als ich dich kennen lernte, und was bist du heute? Helene, ich verdiene deinen Haß, deine Verachtung! ....“

„Haltet ein!“ bat sie, die Hand auf ihr qualvoll schlagendes Herz pressend. „Ich scheide in Frieden von Euch; König Matthias, Ihr habt mich das höchste Glück der Erde kennen gelehrt; es war kurz, aber göttergleich! Ich ruhte an Eurer Brust: und wer möchte nicht mit Jahren der Bitterkeit und Entsagung einen Moment solcher Seligkeit erkaufen! Nicht Ihr, das Schicksal trennt uns voneinander, es hat Euch eine hohe Mission übertragen, das Heil von Tausenden in Eure Hand gelegt! .... König Matthias, wenn Ihr Völker beglückt, Thränen trocknet und Leiden lindert; wenn die Menschheit Euch in dankbarer Liebe ein Denkmal unvergänglichen Ruhmes setzt, dann gedenkt meiner, weiht mir einen Moment der Erinnerung und — ich scheide beglückt.“

„Helene“, antwortete Matthias mit feierlicher Stimme und kaum Herr seiner Bewegung: „Ich schwöre dir bei dem Unsichtbaren, der uns umschwebt, mein Volk groß und glücklich zu machen! Helene, du sollst Ungarns guter Genius werden, in deinem Namen will ich hohe und edle Thaten vollbringen, für Ruhm und Ehre streiten, das dir bereitete Weh durch Liebe und Gerechtigkeit gegen Tausende sühnen! .... Helene, die Dankgebete dieser Tausende, vermöchten sie doch den entflohenen Frieden in dein Herz zurückzurufen!“

„Sie können es!“ entgegnete sie leise. „Mein König, haltet Euern Schwur, und Segen folge Euerm Wirken!“

Schweigend reichte Matthias ihr die Hälfte des zerbrochenen Ringes, der ihnen ein Symbol ihrer getheilten Herzen hatte sein sollen; ach, er war jetzt nichts mehr als ein Abbild ihres eigenen, verlassenen und gebrochenen Herzens! ....

Helene nahm ihn mit fester Hand und betrachtete ihn lange. „Liebt sie, macht sie glücklich!“ sagte sie, an Ka=

tharina denkend. „Möge sie Euch so glücklich machen, wie ich es einst in schönern Stunden zu können gehofft hatte!“

„Und Ihr! Werdet auch Ihr glücklich werden? Helene, soll ich scheiden, ohne daß dieser Trost mir die Pein der Seele erleichtert, die mich auf den Herrscherthron und zum Traualtar verfolgt? Ihr seid jung, Ihr werdet mich vergessen und ....“

Helene lächelte, aber es kostete sie einen Kampf, keine Bitterkeit in dieses Lächeln zu mischen. Nach einer Pause erwiderte sie mit frommer Ergebung: „Auch ich werde glücklich werden, ich kehre nach Siebenbürgens Grenze zurück, die Stille meines heimatlichen Thals wird mir nach den Stürmen des letzten Jahres wohlthun; ich sehne mich nach Ruhe und Frieden!“ Sie betrachtete wieder den Ring .... „Und das Kreuz?“ fragte sie nach kurzer Pause.

„Laßt mir das Kreuz! Es sei mein Talisman, solange ich es trage wird Euer guter Geist mich umschweben!“ Der König blickte sie an. „Und nun, Helene, gestattet mir einen letzten Kuß auf diese Lippen zu drücken; es sei der Scheidekuß ....“

Helene schwieg einen Augenblick. „König, darf Eure Unterthanin den Kuß von Katharina's Verlobten erwidern?“ rief sie in bewegtem Ton. Dies war der erste Schmerz, der erste leise Vorwurf, der sich in ihre Worte mischte.

„Helene, du kränkest mich, du willst mir diese letzte Bitte, den Versöhnungskuß versagen?“

„Den Versöhnungskuß .... möge der Herr einst Euch und mich so versöhnt in sein ewiges Reich aufnehmen, wie ich von Euch scheide!“ Sie trat ihm entgegen und drückte ihre Lippen leise auf die seinigen, aber der Rausch der Liebe war entflohen, ihr Feuer für immer gedämpft. „Friede sei auf Euerm Wege!“ flüsterte sie kaum hörbar.

Der König schloß sie einen kurzen Moment in seine Arme und preßte sie an seine Brust. Dann riß er sich los und verließ schnell die Kirche.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen, hob sie langsam den Kopf; es war, als würde auf einmal die Starrheit ihrer Züge gelöst, ein jäher Schmerz zuckte über ihr Gesicht. „Mein Gott, habe Dank für die verliehene Kraft!“ sprach sie leise mit erhobenem Antlitz. „Dank — diese furchtbare, qualvolle Stunde ist vorüber! Nun mag das Leben über mich zusammenbrechen, ich habe nichts mehr zu hoffen, nichts zu verlieren! .... Mein Gott! rufe dein Kind, ich will gern folgen; dort wird es wieder hell und licht um mich werden, hier umfängt mich die Dunkelheit der Nacht ....“ Sie wollte zum Altar zurückkehren, aber die Füße versagten ihr den Dienst, sie wankte und schlug auf die kalten Steine hin, wo sie regungslos liegen blieb.

Nach Verlauf einer halben Stunde öffnete sich eine kleine Thür unter dem Chor, und Vater Gabriel trat ein. Er sah sich bei dem matten Schein der Lampe besorgt und aufmerksam um, endlich fiel sein Blick auf Helenens regungslose Gestalt. Er fuhr zusammen, und es bedurfte eines Augenblicks, ehe er den Muth hatte sich ihr zu nahen. Leise faßte er ihre Hand. Sie war starr und kalt; ein Schauer durchbebte ihn. In unbeschreiblicher Angst drückte er die Hand auf ihr Herz; als er die matten Schläge desselben fühlte, nahm er die schlanke Gestalt in seine Arme und trug sie aus der Kirche. „Armes Mädchen! Diese unselige Neigung wird sie frühzeitig ins Grab bringen!“ sagte er seufzend, als der matte Schein auf ihre bleichen, schmerzerfüllten Züge fiel. Er beugte sich tief über sie, als wollte er seine Lippen den ihrigen nähern; doch ohne dieselben zu berühren schritt er weiter.

Helene erholte sich wieder; in ihrem Wesen lag eine seltsame Unruhe, und so schwach sie auch war, wünschte sie doch dringend Ofen schon am folgenden Morgen zu verlassen. Gabriel konnte ihren Bitten nicht widerstehen, und in der That fühlte sie sich erleichtert, je weiter sie sich von der Hauptstadt entfernte und den stillen Bergen ihrer Heimat zueilte.

Wir überspringen einen Zeitraum von sechs Jahren; manches hat sich in den Schicksalen der handelnden Personen verändert, worüber wir dem Leser noch einen kurzen Bericht schuldig sind.

Gara, Ujlaky und die übrigen, den Hunyady feindlich gesinnten Barone, gezwungen in die Wahl des Königs zu willigen, traten bald nach seiner Thronbesteigung in offener Empörung gegen ihn auf, schlossen ein enges Bündniß mit Kaiser Friedrich und wählten diesen zum König von Ungarn. Der Bürgerkrieg theilte von neuem das Land in zwei große Parteien; sein verwüstender Brand, durch alle Gauen geschleudert, drohte dem Fürsten Untergang und Verderben: doch Matthias' überlegene Geisteskraft, seine kriegerischen Talente, seine löwenherzige Tapferkeit siegten endlich über die rebellischen Vasallen, machten Friedrich's Wahl erfolglos und zwangen ihn sich zurückzuziehen und um Frieden zu bitten. Die hochmüthigen Oligarchen, dadurch ihrer Hauptstütze beraubt, in ihren Hülfsquellen erschöpft und zuletzt von ihren eigenen Anhängern verlassen, beugten zum zweiten mal das stolze Knie vor Matthias und demüthigten sich unter seine gewaltige Herrschermacht. Dieser, der ebenso sehr wünschte durch Versöhnlichkeit die Herzen seiner Unterthanen zu gewinnen, als er vorher gezwungen war durch gewaltsame Maßregeln ihre Zügellosigkeit zu bändigen, bewilligte ihnen gern Verzeihung und Gnade; sie erhielten ihre eingezogenen Güter,

ihre Aemter und Würden wieder, und mehr durch den königlichen Edelmuth als durch Gewalt zur Pflicht zurückgeführt, wirkten sie fortan in segensreicher Thätigkeit als Stützen seines Throns an des Fürsten Seite, der die seltene Kunst verstand seinen Geist auf den größten Theil seiner Reichsgenossen zu übertragen.

Giskra widerstand am längsten; weniger für Kaiser Friedrich, als für die Königin von Polen, Schwester Ladislaw Posthumus', kämpfend, verwüstete er die nördlichen Gespanschaften mit Feuer und Schwert; doch auch er mußte sich endlich dem König unterwerfen, und um ihn ganz an sich zu fesseln, vermittelte Matthias eine Heirath zwischen Országh's jugendlicher Tochter und dem böhmischen Heerführer, der kurz zuvor seine Gemahlin verloren hatte. Von dieser Zeit an blieb auch Giskra von Brandeis dem König bis ans Ende seiner thatenvollen Laufbahn mit Treue und Aufrichtigkeit ergeben.

Der Marschall von Graveneck, der während des Bürgerkriegs Kaiser Friedrich's Heere gegen sein Vaterland führte, war fast der einzige, dem Matthias niemals verzieh, der zu keiner Zeit wieder nach Ungarn zurückkehren durfte. Er lebte verachtet und starb vergessen. Kaiser Friedrich begünstigte den Verrath, aber er haßte den Verräther, und Graveneck konnte unter seiner Herrschaft niemals die Lorbern ernten, die ihm als Matthias' treuer Diener in Ungarn geblüht hätten. Sándor trat gleichfalls in österreichische Dienste; nach beendigtem Krieg verheirathete er sich mit Etelka. Helene, die seinen Wünschen unerreichbar gewesen, entschwand allmählich seiner Erinnerung, und er lebte an der Seite seiner Gattin zufriedene Tage.

Matthias' treue Anhänger und Freunde, die ihm in der Noth zur Seite fochten, folgten ihm nun auch zum Gipfel

seiner Macht und Größe und gewannen hier den verdienten Ruhm. Seinem Thron zunächst standen Vitéz und Oswald von Rozgonyi; sie waren nicht blos die Diener, sondern die Freunde und Vertrauten ihres Monarchen. Sarolta vergaß bald in der Liebe zu Rozgonyi den Verrath des Königs; der Segen der alten Gräfin folgte den Liebenden zum Traualtar. Sie lebten glücklich und geehrt, ein Kreis schöner, blühender Kinder erhöhte ihre beiderseitige Freude, und auch ohne Königin zu sein, fand Sarolta's Ehrgeiz in dem kriegerischen Ruhme und der einflußreichen Stellung ihres edeln Gemahls volle Befriedigung.

Iwan, der in dem letzten Bürgerkrieg die glänzendsten Proben seiner Tapferkeit abgelegt und sich das Wohlwollen und die Achtung seines Königs erworben hatte, gab sein Räuberhandwerk auf und trat in die Schwarze Legion, die erste stehende Heeresmacht, die Matthias in Europa einführte. Durch König und Gesetz fortan geschützt, fand der verwegene Hauptmann der Bratriks in diesem Corps einen seinen eigenen Principien und der Organisation seines frühern Bundes vollkommen verwandten Geist, denn die Geschichtschreiber berichten von der Schwarzen Legion, daß sie kühn, gewandt, unaufhaltbar im Vordringen, unbesiegt in ihrer Tapferkeit, im Sturm der Schlacht an Ordnung und Bewegung ein einziger Mann, in der Ruhe eine zucht- und zügellose Horde gewesen sei. Unter Matthias' Augen, der diese Truppen selbst zu Sieg und Ruhm führte, mit ihnen Länder eroberte und Feinde unterjochte, schwang sich Iwan schnell zu einer Stellung empor, die ihm ein glänzendes Feld für seine Talente, seinen Ehrgeiz und seine Ruhmsucht darbot.

Auch Milosch, der ehemalige Gulyás, kämpfte in der Schwarzen Legion und wurde von Matthias, der dessen He-

lenen geleisteten treuen Beistand auf deren Wunsch durch Kilian erfuhr, reichlich belohnt. Kilian selbst blieb bis an seinen Tod der Lieblingsnarr des Königs, der durch seinen Witz den einen erfreute, den andern geiselte und von allen, die sein edles Herz kannten, geliebt wurde.

Szilágyi, der alte, verdiente Held, der Liebe ausgesäet und Dank verdient hätte, erfuhr ein schweres, tragisches und düsteres Schicksal. Auf Gara's Vorschlag, der Matthias' festen, stolzen und herrschsüchtigen Sinn kannte und den edeln Mann zu stürzen wünschte, wurde Szilágyi zum Statthalter des Reichs ernannt. Gara hatte sich nicht verrechnet; Matthias' erste Regierungsschritte erzielten eine unumschränkte Herrschaft, er gestattete keine Eingriffe in seine Macht, und da die sichere und bedachtsame Politik des alten Oheims mit seinen kühnen, weitaussehenden Planen oft im Widerspruch stand und dieselben beschränkte, so ließ er Szilágyi auf die steile Felsenburg Világos als Staatsgefangenen abführen. Hier saß der greise Held lange in enger Haft, bis es ihm in dem Augenblick, wo Matthias eben seine Begnadigung aussprach, zu entfliehen gelang. Oheim und Neffe versöhnten sich, ohne daß es Szilágyi vom Verhängniß gegönnt war sich lange der wiedererhaltenen Freiheit zu erfreuen. Bei einem Streifzug auf bulgarischem Gebiet wurde er gefangen und auf Befehl des Sultans in Konstantinopel enthauptet.

Maria lebte nach der Geburt eines Sohnes in dem Clarissenkloster zu Altofen als Kostgängerin. In dem Besitze ihres Kindes fand sie ihr stilles Glück; in seinem Auge, aus dem der verlorene Geliebte sie anblickte, lag ihre Welt. Als nach Verlauf einiger Jahre dieses Kind ihr durch den Tod entrissen wurde, nahm sie den Schleier und lebte nur allein dem Himmel, bis sie zur tiefen Trauer aller, die sie

kannten, mit ihren vorangegangenen Lieben wieder vereinigt wurde.

Matthias selbst hatte in diesem Zeitraum von sechs Jahren vieles und großes gewirkt; sein Helenen geleisteter Schwur war erfüllt; der Emporkömmling, den Europas Fürsten anfangs als niedrig geborenen, eingedrungenen Usurpator gering schätzten, den seine Vasallen haßten, er hatte alle sich ihm entgegenstellenden Hindernisse besiegt und die Achtung und Bewunderung seiner Feinde erzwungen. Kühn und mächtig, von den Guten geliebt und verehrt, von den Schlechten gefürchtet, stand er da; im Innern seines Reichs herrschte Ordnung und Ruhe, die furchtbare Macht der sich von Osten und Süden über Ungarn ergießenden Flut der Osmanen war gebrochen. Die glänzendsten Siege über den Sultan erwarben ihm den Dank und das Wohlwollen des Papstes und erfüllten Europa mit dem Ruhm des Helden, der durch Kraft, Scharfsinn, Geist und Seelengröße alle damaligen Fürsten überstrahlte. *) Noch heiß von den erkämpften Schlachten, mit den schönsten Lorbern geschmückt, empfing er im Dom zu Stuhlweißenburg bei den Gräbern der alten Könige die Salbung; die Krone Stephan's I., das kostbarste Heiligthum der Nation, glänzte auf dem Haupt des geistreichsten und kraftvollsten unter den Königen, den je ein graner Erzbischof gekrönt.

Doch das Glück, das auf seiner Bahn blühte, ward durch ernsten Kummer beschattet; Katharina, die edle und schöne Fürstin, die allgemein geliebt und verehrt, von ihrem Gemahl mit treuer, zärtlicher Liebe behandelt wurde, sie ruhte kinderlos in der böhmischen Propstei zu Ofen. Die

---

*) Das Urtheil des apostolischen Legaten Castelli an den damaligen Papst. (Mailáth.)

Trennung von denen, die sie am heißesten liebte, war der einzige und herbe Schmerz ihres Lebens. Matthias betrauerte sie lange; ihr frühes Leiden, das langsam, von ihr selbst ungeahnt, an ihrer Lebenskraft zehrte, rührte ihn tief. Er liebte sie nicht schwärmerisch, aber er fand Trost und Freude in ihrem Glück, bereitete ihr nie ein Weh und ließ sie niemals ahnen, welches Opfer sie ihm gekostet hatte . . . .

Wir finden Matthias auf dem Wege nach Siebenbürgen; die Herbstsonne spiegelte sich auf den blankpolirten Rüstungen der stattlichen, sich im Gefolge des Königs befindlichen Krieger. Als der Zug um einen Felsvorsprung bog, und die Thürme eines Klosters in der Ferne sichtbar wurden, hielt der König sein Roß plötzlich an. Er sprach mit einigen der ihm zunächstreitenden Herren, machte ihnen das Zeichen den Weg zum Kloster fortzusetzen, und nachdem er einen jungen Ritter, dessen hübsches Gesicht den Ausdruck kecken Selbstbewußtseins trug, aus den hintersten Gliedern herangewinkt, trennten sich beide von der Gesellschaft und sprengten auf einen Seitenpfad zu. Der Wald nahm sie bald in seine Schatten auf; sie ritten länger als eine Stunde durch seine Kreuz- und Querpfade, ohne ihr gegenseitiges Schweigen zu brechen. Der König schien gedankenvoll, dennoch leuchtete sein Auge bei jeder Veränderung des bekannten Weges in ungewöhnlich lebhaftem Feuer. Man sah, er eilte einem langersehnten Ziel entgegen, und jede Strecke, die ihn vorwärts brachte, erhöhte seine ungeduldige Erwartung.

„Was meinst du, Choka, in zehn Minuten ist der alte Thurm erreicht!" rief er endlich, die Zügel seines Rappen schüttelnd, daß das Thier seinen Reiter in gestrecktem Galop davontrug.

Der junge Ritter lächelte schalkhaft, er schien die Absicht seines Herrn an dessen Ungeduld zu errathen.

Der Thurm lag vor ihnen; der König sprengte den Hügel hinan, und ehe der Ritter noch Zeit hatte ihm den Steigbügel zu halten, schwang er sich aus dem Sattel, warf ihm die Zügel zu und eilte zur Pforte. Hastig drückte er auf die Klinke, doch die Thür war fest verschlossen. Sein Rufen und Klopfen blieb vergebens, alles war still wie im Grabe. Er blickte sich um, und erst jetzt gewahrte er jene Oede, welche bei längerer Abwesenheit der Bewohner zu entstehen pflegt; die Läden waren geschlossen, das Gärtchen und die lebendige, von Vater Valentin angelegte Hecke verwildert, die Winterstürme waren darüber hingeweht, ohne daß eine thätige Hand ihre Spuren getilgt hatte. Nirgends sah man Geräthschaften, die an die Geschäftigkeit der Bewohner erinnerten, selbst die Bank unter der Birke, auf welcher Matthias einst mit Helenen gesessen, fehlte. Des Königs Miene wurde immer unruhiger, ein kalter Schauer überrieselte ihn. Hastig schritt er, soweit es die Oertlichkeit gestattete, um den Thurm herum; doch er gewahrte nichts, was ihn zu irgendeiner Entdeckung leitete.

Schweigend winkte er dem Ritter, ihm sein Roß vorzuführen; unwillkürlich schlug er den Weg zu der steinernen Bank, Helenens Lieblingsplätzchen, ein, wo er zum ersten mal seine Lippen auf die ihrigen gedrückt hatte. Zu seiner Zufriedenheit bemerkte er am Wege ein freundliches, einfaches Häuschen, was bei seiner frühern Anwesenheit noch nicht dagestanden und von den übrigen Hütten des Dorfes abgesondert lag. Wieder sprang Matthias aus dem Sattel und ging auf die angelehnte Thür desselben zu. Im Innern erblickte er einen jungen Zigeuner, welcher ein kleines, kaum wenige Monate altes Kind auf den Knien schaukelte, während über seine Schulter ein junges Weib gelehnt, der Kleinen die Arme entgegenstreckte. Aus ihrer Miene lachte Froh=

sinn, und bei ihrem neckischen Spiel wurden zwei Grübchen auf rosigen Wangen sichtbar, die an Frische und Schalkhaftigkeit mit dem glänzenden Augenpaar wetteiferten. Es war ein liebliches Bild harmlosen Lebens, dennoch wurde die sorglose Heiterkeit desselben durch die Anwesenheit einer Greisin gedämpft, deren stumpfer, leerer Blick ihre Unfähigkeit ausdrückte, an dem Glück der Aeltern, die sich ihres lieblichen Kindes erfreuten, theilzunehmen.

Der König überflog diese Gruppe, während der Zigeuner sich bei Annäherung des hastigen Schrittes umwandte und, indem er das Kind der Frau überließ, dem fremden Ritter entgegentrat.

„Könnt Ihr mir Ausunft über Fräulein von Omode geben, welche in dem verfallenen Thurm wohnte?" fragte der Monarch.

Der Zigeuner betrachtete den Fremden vom Kopf bis zur Zehe; es war, als wenn eine dunkle Erinnerung in ihm auftauchte, und je klarer er sich derselben bewußt wurde, desto mehr verfinsterte sich seine beim Anblick des Kindes eben noch so lachende Miene. „Das kann ich!" antwortete er kurz und barsch.

„Wo ist das Fräulein? Ich fand die Thür verschlossen; es soll Euer Nachtheil nicht sein, wenn Ihr mich so schnell als möglich zu ihr geleitet!"

„Folgt mir", versetzte der Zigeuner finster, indem er zur Thür schritt und von neuem die Gestalt des Fremden mit fast gehässigen Blicken musterte. „Wir sind uns schon einmal an diesem Ort begegnet, sieben Jahre sind es her, es war um dieselbe Zeit, das Laub deckte wie heute die Erde; doch mancher, der damals den Kummer noch nicht kannte, hat seitdem unter dem grünen Rasen Frieden und Ruhe gefunden!"

Auch der König schien jetzt seinen Begleiter wieder zu erkennen. Vielleicht war es der dem Zigeuner charakteristische Trotz in Ton und Wesen, der seine Erinnerung leitete, zugleich aber abstoßend und unangenehm auf ihn wirkte. Sie schlugen den Weg zu der steinernen Bank ein; nach wenigen Augenblicken war sie erreicht.

„Hier!" sprach der Zigeuner, an einem grünen, sorgfältig gepflegten Grabhügel anhaltend. „Dies ist alles, was von ihr blieb — hier an diesem Ort starb sie, und hier wollte sie begraben sein .... Ihr selbst werdet wol am besten wissen, warum?" fügte er mit tonloser Stimme und bebender Lippe hinzu.

Matthias stand erstarrt, kein Zucken der Muskeln verrieth, was in ihm vorging, er war wie zu Stein verwandelt. Nach einer Pause winkte er schweigend dem Zigeuner ihn allein zu lassen.

So ungefügig dieser zu sein schien, so lag dennoch etwas in der gebieterischen Bewegung des Fürsten, was unbedingten Gehorsam forderte, und er zog sich langsam zurück.

Der König weilte länger als eine halbe Stunde schweigend und unbeweglich an dem Grabhügel des Weibes, das er am heißesten auf Erden geliebt. Wer kann wissen, mit welcher Absicht er nach vollendeter Trauerzeit und nach erreichter, unumschränkter Herrschaft den Thurm aufsuchte? Der Lenker menschlicher Schicksale hatte für ihn entschieden, und der mächtige Herrscher erkannte an diesem bescheidenen Hügel die Ohnmacht seines Wollens und die höhere Hand, welche seinen Wünschen hier ein Ziel setzte.

Er beugte das Haupt, und seine Lippen murmelten unverständliche Worte. Vielleicht war es ein Gebet um den Seelenfrieden derer, die dort schlummerte, vielleicht eine letzte Bitte um Verzeihung für das Weh, das er ihr bereitet,

und durch das er das Glück ihres Lebens zerstört hatte. Dann kehrte er langsam zum Hause zurück, in dessen Nähe er Choka und den Zigeuner seiner harrend antraf.

„Dort starb sie also!“ sagte er, ernst nach dem Grabe deutend.

„Ja, dort! Es sind jetzt zwei Jahre, als der Sommer Abschied von der Erde nahm, da fand ihre gequälte Seele den Weg in jenes Land, wo der Sommer niemals scheidet. Die ganze Umgegend betrauert sie noch heute, denn sie lebte wie eine Heilige; möge der Herr ihr unter seinen Engeln einen Platz anweisen!“

„Lebte sie allein?“

„Nein, der Priester, der sie herbrachte und der neben der Kapelle wohnte, verließ sie selten. Er geleitete sie täglich zu dieser Bank, wo sie am liebsten weilte.“

„Ist der Priester noch in der Gegend?“ fragte der König weiter.

„Nein, sobald sie dort ruhte, kehrte er nach dem Norden zurück. Wie es heißt, lebt er unter seiner hussitischen Gemeinde. Es war ein frommer Herr, und ihr Leid ging ihm sehr zu Herzen .... Wartet, ich habe Euch noch etwas zu übergeben, denn Ihr werdet wol derjenige sein, den es angeht.“ Bei diesen Worten überreichte er dem König die beiden Stücke des Ringes. „Als sie todt war, fanden wir ihn auf ihrer Brust .... zerbrochen wie ihr Herz!“ setzte er ernst und kummervoll hinzu.

Der König nahm den Ring, warf einen traurigen Blick darauf und steckte ihn dann ein. „Hier .... für Eure Mühe .... und .... für das, was Ihr ihr Gutes gethan!“ erwiderte er mit tiefer Wehmuth, indem er dem Zigeuner eine Börse voll blinkender Goldstücke hinreichte.

Der Zigeuner, statt die Börse zu fassen, ließ sie auf

den Boden fallen. „Ich brauch' Euer Gold nicht", entgegnete er barsch und finster. „Es würde in meiner Hand brennen, wenn ich an ihren Jammer dächte; was ich für sie that, geschah nicht um des Lohnes willen."

Choka, der hinter den Zigeuner getreten war und schon eine Weile mit Furcht und Erstaunen die Ruhe des Königs bei dessen trotzigem Ton beobachtete, flüsterte halblaut: „Mensch, seid Ihr unsinnig — es ist ja der König!"

Der Zigeuner fuhr einen Schritt zurück und blickte starr auf den Monarchen. „Ha", rief er plötzlich, „jetzt wird mir alles klar .... alles, was mir bis dahin räthselhaft erschien!" Er warf einen scheuen, ehrfurchtsvollen Blick auf den Fürsten, ohne aus demselben den Ausdruck des Hasses ganz tilgen zu können.

Matthias wandte sich noch einmal nach dem Grabhügel — bestieg dann sein Roß und verließ in tiefer Bitterkeit den Ort, welchen er mit so reichen Hoffnungen betreten hatte.

Sein großes Herz gehörte jetzt allein seinem Vaterlande; eine neue Aera war durch ihn über Ungarn aufgegangen! Am Vorabend seines Untergangs glänzte es noch einmal im vollen Schimmer seiner Macht und Größe; noch einmal hob Matthias' gewaltiger Geist es zu seiner ganzen ehemaligen Höhe empor und schmückte die Hallen des Vaterlandes mit den glänzendsten und ehrwürdigsten Trophäen, bis bei seinem Scheiden sich auch für Ungarn die goldene Sonne der Freiheit und Unabhängigkeit für lange — vielleicht für ewig senkte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Guischard, Wilhelmine,

Die Hunyady ein historischer Roman

Bd.: 3. Theil

Leipzig 1858